

DEUTSCHE RUNDSCHAU

FRIEDRICH HEER

Das Abendland und das Kleine

WERNER FRAUENDIENST

Sozialpolitik Bismarcks - und heute

GERHARD KNAUSS

Hinter den roten Bergen von Seoul

FREDERICK A. VOIGT

Draža Mihailović

RODOLFO CALTOFEN

Federico Garcia Lorca

V. O. STOMPS

Gertrud Kolmars lyrisches Werk

MORITZ LEDERER

In memoriam George Bernard Shaw

7

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

82. JAHRGANG · BADEN-BADEN · JULI 1956

JULI 1956

RUNDSCHAU

Jawaharlal Nehru (689) — Volksbibliothekare in Berlin (690) — Frederick Schiller (691) — Menschliche Werte als Handgeld (692) — Wilhelm Pleyer (693) — Salvador de Madariaga (695) — Friedrich Dessauer 75 Jahre alt (697) — Hermann Joseph Schmitt 60 Jahre (698) — Zwei Jubilare (698)

AUFSÄTZE

<i>Gerhard Knauss</i>	<i>Friedrich Heer</i>
Hinter den Bergen von Seoul . . . 701	Das Abendland und das Kleine . . 740
<i>Frederick A. Voigt</i>	<i>Harry Pross</i>
<i>Draža Mihailović</i> 708	Romantik und Revolution . . . 755
<i>Hans Erdt</i>	<i>Moritz Lederer</i>
Sieg und Niederlage der spanischen Republik 719	In memoriam George Bernard Shaw 762
<i>Werner Frauendienst</i>	<i>R. Caltofen</i>
Sozialpolitik Bismarcks - und heute 728	Der Sänger des Volkes
<i>Marianne Regensburger</i>	Federico Garcia Lorca 766
Niemand darf gegen sein Gewissen 735	<i>Fritz Martini</i>
	Hermann Kasack 771
	<i>V. O. Stomps</i>
	Gertrud Kolmars lyrisches Werk . 787

ZEITTADEL (775) — ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (776)

GEDICHTE

Martin Michel (727) — Monika George (765) — Jacob Picard (765) — Ekkehard Eickhoff (774) — Adolf Georg Bartels (778) — Heinz Piontek (786)

PROSA

<i>Dorothea Taeger</i>	<i>Walter Meckauer</i>
Unerreichbar für Herrn Dupont . . 779	Die Ballade vom Fremdling . . . 783
<i>Ernst Sander</i>	Das Bild 785

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Rilke (789) — Duhamel (792) — Gordimer (792) — Böll (793) — Weil (793) — Kalow (794) — Morgan (795) — Kesten (797) — Sabais (797) — Duteil (798) — u. a.

MITTEILUNGEN (803)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Jawaharlal Nehru Jawaharlal Nehru kommt auf Besuch nach Europa und Nordamerika und wird überall mit großen Ehren empfangen werden. Die Ehren gebühren ihm auch, sowohl als Persönlichkeit wie als wahren Repräsentanten seines Landes. Nehru ist eine imposante Erscheinung, körperlich wie geistig. Hochaufgeschossen und von aristokratischer Gestalt, entstammt er einer Brahmanenfamilie aus Kaschmir, woraus sich auch sein großes Interesse für Kaschmir erklärt. Sein Vater und Großvater waren außerordentlich erfolgreiche und begüterte Rechtsanwälte, er selber genoß die sorgfältigste und aristokratischste Erziehung, die das damals noch konservative England zu bieten hatte. Nehru denkt englisch und schreibt die Sprache besser als die meisten englischen Schriftsteller. Er ist ein universaler und weltoffener Geist, der viele Länder aus eigener Erfahrung kennt. Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen ihm und Gandhi, den er doch hoch verehrt. Interessant ist, daß das indische Volk dem Aristokraten Nehru, dem Weltmann Nehru das gleiche Vertrauen entgegenbringt, das es dem asketischen Heiligen gezollt hat. In diesem Sinne repräsentiert Nehru sein Land vielleicht mehr, als irgendein anderer Staatsmann der Gegenwart sein Volk repräsentieren kann. Er beherrscht die indische öffentliche Meinung, und obwohl er ein überzeugter Demokrat ist, gilt sein Wort wie das eines Diktators.

Aus all diesen Gründen wird Nehru mit großen Ehren im Westen empfangen werden. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß Nehru ungeachtet seiner westlichen Bildung dem Westen kritisch gegenüber steht. Nicht so sehr aus rassischem Ressentiment, das heute leider so viele Gemüter in Asien und Afrika beherrscht und einem Rassismus mit umgekehrtem Vorzeichen verzweifelt ähnlich sieht, sondern weil er in England unter dem Einfluß linkssozialistischer geistiger Strömungen stand, wie sie vom Wochenblatt „The New Statesman“ und von Harold Laski in der London School of Economics vertreten wurden. Unter ihrem Einfluß nahm er gewisse zweifelhafte Vorstellungen über das Wesen des modernen Kapitalismus an und betrachtete andererseits mit wohlwollender Kritik das „große sozialistische Experiment“ der Sowjetunion. Diese Grundhaltung hat Nehru niemals geändert.

Nehru ist vor allem Moralist. Er glaubt daran, daß das indische Volk geistiger ist und dem Materialismus und Egoismus weniger verfallen als die westlichen Völker, und daß es durch seine Seelenhaftigkeit und seine wahre Religiosität zur sittlichen Führerschaft der Menschheit auf dem Wege des Friedens und der Gerechtigkeit berufen sei. Er träumt gerne von einer Weltmission Indiens und von sich selbst als dem Führer Indiens auf diesem Wege. Manchmal spricht er zum Westen in einem etwas überheblichen Ton und vergißt, daß die höhere Moralität Indiens, soweit sie besteht, vielfach von den Umständen abhängig ist. Er verlangt Abstimmungen und nationales Selbstbestimmungsrecht in Gebieten, die vom Westen abhängig sind, ist aber nicht gewillt, Ähnliches in Kaschmir zuzugeben. Kaschmir ist für ihn eine interne Angelegenheit Indiens, was auch immer die Pakistani und die Kaschmiri

selber denken mögen. Die Naga-Stämme im Nordosten Indiens kämpfen seit einigen Jahren für ihre nationale Unabhängigkeit von den ihnen stammesmäßig, religiös und sprachlich völlig fremden Indern, doch wird ihre Unabhängigkeitsbestrebung von Nehru mit ähnlichen Mitteln und aus ähnlichen Gründen unterdrückt, wie es die europäischen Kolonialmächte früher in Asien oder Afrika taten. Und sollten sich die Drawidas im Süden Indiens von den nordindischen Aryas befreien wollen, dann würden ihre Unabhängigkeitsbestrebungen in größeren Strömen von Blut erstickt werden, als je die Engländer in Asien vergossen haben.

Während es dem Westen zukommt, gewisse moralische Präentionen Nehrus freundlich und lächelnd zurückzuweisen, sollte sich der Westen damit abfinden, daß Nehru sich dem Westen nicht anschließen will in der Verteidigung der freien westlichen Kultur gegen die Gefahr der kommunistischen Diktatur. Nehru ist kein Kommunist. Er wird auch nicht ins kommunistische Lager übergehen. Diese Gefahr besteht nicht, was auch immer der Westen tun möge. Andererseits wird Nehru sich nicht dem Westen anschließen, was immer auch der Westen tut. Seine Geltung in der Welt beruht gerade auf der Tatsache, daß er zwischen den beiden Lagern steht. Der Westen soll das freundlich und billig annehmen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Nehru neutral bleiben kann, weil es einen starken und geeinten Westen gibt. Nur dieser starke und geeinte Westen kann Indien davor bewahren, von Rotchina überwältigt zu werden. Nehru braucht den Westen mehr, als der Westen Nehrus bedarf. Es liegt im eingestandenem Interesse des Westens und im uneingestandenem Interesse eines freien Indiens, daß der Westen geeint und stark sei. In seinem tiefsten Innern ist vielleicht auch Nehru manchmal davon überzeugt.

Volksbibliothekare in Berlin

Im Auditorium maximum der Freien Universität Berlin hielten Ende Mai die deutschen Volksbibliothekare, der Verein Deutscher Bibliothekare und der Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken ihre diesjährige Arbeitstagung ab. Die 1 200 Teilnehmer des Kongresses fanden sich zum zweiten Male nach dem letzten Weltkrieg in Berlin zusammen, um in Vorträgen, Diskussionen und Arbeitsgemeinschaften Programme zukünftiger Arbeitsmethoden zu entwickeln, die noch stärker als bisher die Öffentliche Bücherei in den Vordergrund des Interesses der westdeutschen Bevölkerung stellen sollen. „Berlin ist eine Plattform, von der aus man weiter gehört wird“, sagte Dr. Carl Jansen, der 1. Vorsitzende des Vereins Deutscher Volksbibliothekare, in seinem Begrüßungswort. In der Tat hat der noch ohne Beispiel dastehende zehnjährige Aufbauplan der Berliner Öffentlichen Büchereien („Berliner Büchereigesetz“) jetzt schon zu der Errichtung vieler Büchereien in den einzelnen Bezirken geführt, die durch ihre moderne architektonische Planung und die praktisch durchdachten Einrichtungen der Freihandsysteme (Selbstbedienung) in Fachkreisen Bewunderung hervorgerufen haben. So verfügt Berlin heute über 289 Bibliotheken und Öffentliche Büchereien mit insgesamt 3 700 000 Bänden. Erwähnt werden soll nur die Amerika-Gedenkbibliothek, die mit 51 000 eingetragenen Lesern im Jahr und einer Wochenausleihe von 15 000 bis 18 000 Bänden in der Benutzung an der Spitze aller

deutschen Bibliotheken steht. Diese Bibliothek, die als Spende des amerikanischen Volkes für die tapfere Haltung der Berliner während der Blockade errichtet wurde, steht heute als Symbol der Aufrechterhaltung des freien Geistes dem totalitären Regime gegenüber.

Es referierten Architekt Günther Balser (Frankfurt) über „Der Bibliotheksbau und seine kulturelle Funktion im Organismus der Stadt“, Bibliotheksdirektor Dr. Carl Jansen (Essen) über „Die Öffentliche Bücherei im Übergang. Fragen, Folgerungen, Forderungen“, und schließlich nahm Oberregierungsrat Dr. Heinz Steinberg (Berlin) Stellung zu dem Thema „Volksbildung und Büchereipolitik“. Harald Krutisch (Rendsburg) ging in seinem Referat „Das politische Buch in der Öffentlichen Bücherei“ ausführlich auf die Wanderausstellung „Im Brennpunkt Zeitgeschichte“ ein, die in den letzten 2½ Jahren in 44 Städten der Bundesrepublik gezeigt wurde und 250 000 Besucher verzeichnen konnte. 2 500 Bücher zur Zeitgeschichte, Filme und Vorträge unterrichteten den Interessierten über das politische Leben in der Bundesrepublik. Aufschlußreich waren die Beobachtungen des politischen Ungeistes in Deutschland, die neben den Erfolgen der Ausstellung gemacht wurden.

Der Vortragende wies in verantwortungsbewußten Worten darauf hin, daß der Kontakt des politischen Denkens in der Bundesrepublik keineswegs hergestellt ist. Dabei sind drei Feststellungen besonders erschreckend: 1. Gleichgültigkeit dem politischen Denken gegenüber; 2. Nichtüberwindung des nationalsozialistischen „Gedankengutes“; 3. mangelnde Auseinandersetzung mit dem Kommunismus. Krutisch: „1945 ist etwas versäumt worden. Der Abstand zur Vergangenheit des Tausendjährigen Reiches wurde nicht aufgearbeitet. Wie sollen in diesen negativen Haltungen positive politische Entscheidungen für die Zukunft getroffen werden?“ Hier kann die Öffentliche Bücherei einen entscheidenden Beitrag leisten, indem sie das „freie Wort“ zur Diskussion stellt. Die angestrebte 40 Stundenwoche der Arbeitnehmerschaft wird auch die Frage der Freizeitgestaltung in den Vordergrund der Diskussionen stellen. Die Bereitschaft, diese Probleme zu lösen, ist in den Öffentlichen Büchereien vorhanden.

Es liegt nun am Staat, die Bereitschaft der Bibliothekare finanziell zu unterstützen. Die Etats vieler Büchereien sind noch recht spärlich, um den vielfachen Aufgaben gerecht zu werden, ihre Personalbesetzungen sind mangelhaft, und in manchem Gemeinde- und Stadtparlament wird heute noch die Ansicht vertreten, daß eine gut funktionierende Bücherei überflüssiger Luxus sei. Die Frage eines Journalisten an einen Mitarbeiter der Ausstellung: „Glauben Sie, daß ein deutscher Soldat schlechter war als so ein dreckiger Judenbengel?“ zeigt, daß ein demokratischer Staat mehr tun muß als bisher, um seinen Bürgern den Weg zu mitbürgerlicher Verantwortung zu ebnen.

Frederick Schiller Da geht einer nach Amerika, womöglich nicht einmal freiwillig und kommt nach einiger Zeit als hundertfünfzigprozentiger Amerikaner zurück. Man kennt das ja, seit der Postl-Karl aus Poppitz vor zweihundert Jahren als Charles Sealsfield wiederkehrte. Aber von unserem Marbacher Ehrenbürger hätten wir sowas eigentlich nicht

erwartet. Er galt immer als prononciert deutsch. Trotzdem ließ Friedrich sich nun als „Illustrierter Klassiker“ Frederick von zwei New Yorker Verlagsanstalten via „Internationale Klassiker GmbH“ Hamburg-Wandsbeck heim-schicken. Sein Name wandelte sich freilich nur unbedeutend und auch die Fehler in dem beigegebenen Steckbrief sind sehr geringfügig im Vergleich zu der Veränderung, die Schillers Werk erfuhr. Das Werk hängt nämlich jetzt dem Tell-Team und der Jeanne d'Arc-Epique bruchstückweise zum Hals heraus, wie das so üblich ist bei Texten in Comic-books.

Die Folterung des alten Melchthal beflügelte den Adaptierer sogar zu eigenen Jamben. Vier Bilder sind diesem ergiebigen Ereignis geweiht, das der Schiller-Leser bisher nur indirekt erleben durfte. In „Großaufnahme“ sehen wir nun auch, wie Konrad Baumgarten dem Burgvogt das Bad mit der Axt segnet. Die Schneide rast auf das schreckgeweitete Auge zu. Diese Untat ist in Comic-books so häufig, daß man vom „Augenmotiv“ spricht. Schillers matte Erwähnung, Arnold von Melchthal breche dem „Buben des Vogts“ den Finger „mit dem Stab“, wird zum Faustschlag, der Funken stieben läßt. Auf dem nächsten Bild eilt Arnold über die gelbrote Prärie, den violetten Rocky Mountains zu. Dementsprechend dürfen wir auch im illustrierten Hamlet den Weg des „schwärenden Gesäfts“ ins Ohr des vergifteten Königs verfolgen. Selbstverständlich ertrinkt Ophelia vor den Augen des ohnmächtigen Betrachters, gewissenhaft kommentiert von Königin Gertrud. Natürlich sind Gertrud und Berta von Bruneck ziemlich kesse Käfer, und Ophelia erscheint als verkitschtes blondes Gift, aber das erotische Flair ist in dieser Art Comic-books stark gedrosselt. Da dieser Film unbedingt jugendfrei sein muß, wird die Emotion „nur“ durch Grausamkeiten, Gruselszenen, übersteigerte Farben und Details (Großaufnahme: Pfeil durch Apfel) geweckt.

Der Verlag, der die deklassierten Klassiker bei uns einschleppt, gibt sich so naiv, wie die sonny boys, denen wir diese comic-strip-teases zu danken haben, anscheinend wirklich sind. Es scheint nämlich niemand zu merken, daß unsere Klassiker schamlos ihres Geistes entkleidet werden. Jedes bessere Kind müßte doch einsehen können, daß der geistige und literarische Wert eines Werkes nie im Skelett der Handlung liegt. Dennoch behauptet der Verlag, beim Lesen dieser Bücher betrete man „die Welt der großen Dichtung“. Er rät dringend, auch die Original-Ausgaben zu lesen. Doch diese Aufforderung ist kaum mehr als ein verkapptes Eingeständnis der Barbarei, denn die Zeichen der Zeit stehen dem Rückweg zum Urtext allzu entschieden entgegen. Das sind Klassiker zum Abgewöhnen, nicht zum Angewöhnen. Und alle vierzehn Tage kommt ein neues Heft. Völker Europas, wahrt eure scheinheiligsten Güter!

Menschliche Werte als Handgeld

Offen gesagt kann man geteilter Meinung sein über die Brauchbarkeit eines Mittels, das nach Ansicht der Bundesregierung die „Volks-gesundheit“ bessert, „menschliche Werte“ fördert und eine „wertvolle Bereicherung“ bedeutet. Für die Volks-gesundheit empfiehlt sich eine Liegekur, menschliche Werte werden sicher durch gute Bücher gefördert und eine wertvolle Bereicherung ist ohne Zweifel ein Goldbarren. Ein umfangreiches Memorandum der Bundesregierung erkannte aber

soeben all diese Vorzüge der allgemeinen Wehrpflicht zu. Übergehen wir die Frage, wann wir derlei das letzte Mal gehört haben und warum und wie lange es nicht mehr vorgebracht werden durfte, sondern machen wir uns lieber klar, was es bedeutet. Es bedeutet natürlich, daß man die Wehrpflicht wieder populär macht. Aber es ist leichtfertig, uns einen so bitteren Brocken auch noch schmackhaft zu machen. Die Wehrpflicht muß unpopulär sein, muß als harte Notwendigkeit empfunden werden, die uns auferlegt wird, als Zwang, dem man sich um der Freiheit willen nicht entziehen darf. Wenn aber angesichts des Zieles der soldatischen Ausbildung, angesichts der Möglichkeit eines Bruderkrieges von Gesundheitsförderung, menschlichen Werten und wertvoller Bereicherung geredet wird, dann kann man nur hoffen, daß die betreffenden Redner nicht wissen, was sie sagen. Aber was ist das für ein Trost, angesichts der entsetzlichen Entscheidungen, die uns abverlangt werden! Im Zweiten Weltkrieg wurden 57 Millionen Menschen getötet und 35 Millionen verkrüppelt. Daneben mögen vielleicht auch ein paar Millionen Gesundheit gefördert worden sein, doch hätte sich das wohl auch auf anderem Wege erreichen lassen. Nein! Das hier ist ein Fall, der Mut zur Unpopularität verlangt. Hier soll doch wohl kein Schützenverein aufgezogen werden. So frisch, fromm, froh und frei will heute keiner mehr unter die Soldaten — hoffentlich. Im Kriege 1870/71 bot ein deutscher Offizier, dessen Patrouille überraschend auf den Feind stieß, dem Gegner den ersten Schuß an. Im ersten Weltkrieg brach immerhin noch Manfred von Richthofen den Kampf ab, als seinem Gegner die Munition ausging. Im Zweiten Weltkrieg verloren sich die „menschlichen Werte“ fast ganz und nun werden sie wieder als propagandistisches Handgeld ausgegeben. Muß wirklich noch gesagt werden, daß diese Währung keine Deckung mehr hat?

Wilhelm Pleyer, der im Dritten Reich zu bescheidenem Ruhm gekommen ist, war einer der ersten unter den braunen Barden, der nach 1945 die Sprache wiederfand und schreibend von sich reden machte. Bei Herbert Böhme, der die Prominenz der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer im eigenen Verlage betreut, erschien vor etlichen Jahren ein schmales Bändchen mit den ersten Nachkriegsgedichten Pleyers, das von Unverfrorenheiten, von politischer Ignoranz und gelegentlich von moralischer Perfidie nur so strotzt. So etwa, wenn er in einem seiner Gedichte die Frage stellt: „Wann waren Sieger menschlicher als wir?“ und selbst die Antwort findet: „Was andere heucheln, haben wir gelebt. Humanitas, die Menschenwürdigkeit.“

Man könnte einwenden, Pleyer habe solche und andere Ungeheuerlichkeiten noch in den ersten Nachkriegsjahren unter dem frischen Eindruck der Vertreibung aus seiner sudetendeutschen Heimat verbrochen, und man durfte, wenn man nachsichtig war, hoffen, daß auch er das Gesetz von Ursache und Wirkung noch begreifen und eine späte, aber dennoch rechtzeitige Einsicht zeigen würde. Leider wurde arg enttäuscht, wer von Wilhelm Pleyer eine Abkehr von seiner nationalsozialistischen Vergangenheit erwartet hatte. Nicht lange nach dem Erscheinen seines Gedichtbändchens, das er bezeichnenderweise „Dennoch“ nannte, veröffentlichte er den Roman „Aber wir grüßen

den Morgen“, der ebenfalls schon im Titel die Renitenz und provokatorische Absicht des Autors verrät. In diesem ressentimentgeladenen Tagebuch beklagt er sein Nachkriegsschicksal, das er mit dem seiner sudetendeutschen Landsleute identifiziert, wobei er zu verkennen scheint, daß er und seinesgleichen, die wortgewaltigen Verkünder der völkischen Großmannssucht, das Los von Millionen Heimatvertriebenen verschuldet haben. Das haben offenbar auch die „Sudetendeutsche Zeitung“ und andere Blätter der Vertriebenen noch nicht begriffen, die Pleyer immer wieder ihre Spalten für seine unmißverständlichen Versuche einräumen, die Politik Hitlers im Lichte milder Verklärung erscheinen zu lassen. Die „Sudetendeutsche Zeitung“ war es übrigens auch, die ihm unlängst Raum für einen rüden Angriff auf Hans Carossa gab, dem Pleyer „binnendeutsches Unvermögen“ und „Mangel an Volksbewußtsein“ vorwirft.

Den Gipfel der Unverschämtheit erklomm Pleyer jetzt mit einem Aufsatz über den „Dichter im Dienste der Wiedervereinigung“, den die „einzige gemeinsame Verleger- und Autorenzeitschrift des deutschen Sprachgebietes“, betitelt „Publikation“, kürzlich auf ihrer ersten Seite veröffentlichte. Da behauptet Pleyer allen Ernstes, daß nur die Dichter des Dritten Reiches berufen und befähigt seien, die Wiedervereinigung voranzutreiben. Er beklagt sich bitter über den „tiefsten geistigen und sittlichen Fall des deutschen Volkes“, daß die Deutschen kein Volksbewußtsein und keinen bürgerlichen Mut mehr hätten und daß auf tausend Deutsche, die vorbildlich für Deutschland gestorben seien, heute noch nicht ein Deutscher käme, der vorbildlich „mit allen Folgerungen aus solcher Gesinnung“ für Deutschland lebe. Nach solcherart gehäuften Phrasen, in denen die kaum mehr als Tarnwort verstandene Vokabel „völkisch“ in immer neuen Variationen wiederkehrt, und nach mehrmaliger Anrufung des unteilbaren Reiches „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“, gerät Wilhelm Pleyer vollends in Harnisch. Er beginnt, wie er selbst sagt, Fraktur zu sprechen, und schimpft auf alles, was ihm und seinesgleichen nicht ins Konzept paßt: auf Rundfunk und Presse, auf Verfassungsschutz und Sonntagsredner und auf 90 Prozent des deutschen Buchhandels, die — Gottlob, Herr Pleyer! — den Dienst am „volksbewußten und volkstümlichen Buch“ noch immer ablehnten. Der Dichter im Dienste der Wiedervereinigung — so resumiert Pleyer — habe also nicht nur gegen Dummheit, sondern auch gegen Bosheit und machtvoll organisierte Feindseligkeit zu bestehen. Das Spiel mit der Bezeichnung „Nazi“ sei ihm sattsam bekannt, und die Verleumdung des Volksbewußtseins als Osthörigkeit würde immer nur von in Wahrheit Osthörigen besorgt.

Dieser durchsichtige Versuch einer präventiven Selbstverteidigung schlägt — so scheint es uns — dem Faß den Boden aus. Kommt er doch eben zur selben Zeit, in der die Zeitung „Nationale Rundschau“, die Nachfolgerin der mit Ostmarkmillionen bezahlten Wochenschrift „Die Nation“, eine Artikelserie unter dem Titel „Die Unzeitgemäßen“ mit einer Hymne auf Wilhelm Pleyer eröffnet. Daß sich Pleyer in der „Nationalen Rundschau“ nicht nur feiern läßt, sondern in fast jeder Nummer mit eigenen Beiträgen vertreten ist, sollte auch das Lager seiner Freunde nachdenklich stimmen. Noch gilt auch der Mehrheit von ihnen ein „volkhafter Dichter“, der mit den östlichen Wiedervereinigern kollaboriert, als ganz und gar unzeitgemäß.

Ein exemplarisches Leben

Am 29. Mai ist Theodor Bäuerle kurz vor Vollendung seines 74. Lebensjahres gestorben. Geboren am 16. Juni 1882 in Unterurbach, wirkte er nach Abschluß seiner Studien von 1912 bis 1914 als Studienrat am Lehrerseminar in Backnang, war von 1918 bis 1936 Direktor des Vereins zur Förderung der Volksbildung und ab 1919 Geschäftsführer des Vereins zur Förderung der Begabten, von 1920 an Leiter der Markelstiftung und Geschäftsführer der Bosch-Jugendhilfe von 1936 bis 1945. Nach dem Zusammenbruch berief ihn Theodor Heuß, damals Kultusminister, als Ministerialdirektor in das württembergische Kultusministerium. Bäuerle wurde sein Nachfolger, als Heuß zum Bundespräsidenten gewählt wurde, und hat von 1947 bis 1951 das Kultusministerium geleitet. Die Technische Hochschule Stuttgart und die Universität Tübingen verliehen ihm 1952 die Würde eines Ehrendoktors. Seit 1932 war er Ehrensensator der Universität Tübingen und seit 1950 Ehrenbürger der Technischen Hochschule Karlsruhe.

Das ist der äußere Rahmen eines Lebens, bis an den Rand gefüllt mit Arbeit und Mühe für andere. Theodor Bäuerle, ein echter Schwabe, war ausgezeichnet durch hohe Gaben des Geistes und des Herzens. Ihn umgab eine Atmosphäre höchster Lauterkeit und Redlichkeit. Er war im vollendeten Sinne ein gütiger Mensch, was ihn aber nicht hinderte, gegen alle Unsauberkeit und Ungeistigkeit entschiedene Stellung zu nehmen. So war es kein Wunder, daß er während der Nazi Herrschaft immer bedroht war, besonders auch durch seine stete Hilfsbereitschaft für Männer des deutschen Widerstandes. Die Deutsche Rundschau denkt mit tiefer Bewegung und Dankbarkeit dieses Mannes, dessen Mithilfe es ihr ermöglicht hat, im Kriege bis zum Jahre 1942, dem Verbot der Deutschen Rundschau, zu erscheinen.

Theodor Bäuerle hat in seiner Güte unendlich vielen Hilfe und Förderung angedeihen lassen. Sein Leben, das er in echter christlicher Verantwortung führte, und sein Wirken haben ihm höchste Achtung in allen Kreisen des Deutschen Volkes und auch im Ausland gebracht. Große Liebe war der Dank für seine Güte. Bei der kirchlichen Trauerfeier war eine große Zahl von Trauernden vereint, und so viele von ihnen werden gedacht haben: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.“

Salvador de Madariaga Mit dem Prädikat „ein guter Europäer“ ist man in den letzten zehn Jahren so großzügig umgegangen, daß es heute kaum mehr ausreichend erscheint, um einen Mann damit zu ehren, der diese Bezeichnung wie nur wenige unter den lebenden Zeitgenossen verdient. Der Spanier Salvador de Madariaga, der am 23. Juli sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, ist nicht nur in seinem Denken, Reden und Schreiben europäisch, sondern hat sein Europäertum überzeugend gelebt.

Ein reiches, ein erstaunliches Leben liegt hinter diesem Mann, der freilich noch nicht daran denkt, von der Höhe des biblischen Alters befriedigt zurückzublicken. Der Sohn der schon den Phönikern bekannten Hafenstadt La Coruña im Nordwesten Spaniens genoß in Madrid und Paris die Ausbildung als Ingenieur und begann seine berufliche Laufbahn bei der Nord-

spanischen Eisenbahngesellschaft im Jahre 1911. Sein früh erwachtes politisches Interesse und seine internationalen Neigungen führten ihn nach dem ersten Weltkrieg in den Dienst des Völkerbundes, nachdem er schon vorher in seiner Heimat für eine breite politische Erziehung eingetreten war. Politik und Pädagogik sollten sein ganzes Leben hindurch die beiden wichtigsten Komponenten seiner öffentlichen Tätigkeit bleiben. Madariaga gehört noch jener beneidenswerten Generation an, die vor dem Ersten Weltkrieg ihre geistige Ausbildung vollenden konnte. Dazu ist er der Sohn eines Volkes, das an dem Ersten Weltkrieg nicht beteiligt war und daher zunächst von den Erschütterungen verschont blieb, die damals fast das ganze übrige Europa heimsuchten. Seine umfassende Bildung, seine liberale Einstellung und seine internationalen Beziehungen verschafften ihm 1928 einen Ruf als Professor für spanische Literatur nach Oxford, wo er drei Jahre lang wirkte, um von dort aus an die Universität Mexiko überzusiedeln.

Als 1931 die spanische Monarchie beseitigt wurde und mit der Republik ein liberales und sozial fortschrittliches Zeitalter für Spanien anzubrechen schien, hielt es Madariaga nicht länger im Ausland. Er wurde alsbald in die verfassunggebende Nationalversammlung gewählt und kurze Zeit später zum Botschafter seines Landes in Washington ernannt, von wo er ein Jahr später in gleicher Eigenschaft nach Paris übersiedelte. Während der ganzen fünf Jahre der spanischen Republik war Madariaga außerdem der Chefdelegierte seines Landes beim Völkerbund. Seinen Botschafterposten in Paris gab er 1934 auf, um Erziehungs- und Justizminister im Kabinett Lerroix zu werden, das jedoch nur zwei Monate lang im Amt blieb. Danach widmete sich Madariaga mit ganzer Kraft der Völkerbundsarbeit, die er gründlicher kennengelernt hat als die meisten. Wäre seinem Lande die Freiheit erhalten geblieben, so ist kaum zweifelhaft, daß dieser außerordentliche Mann in der Regierung noch eine ehrenvolle und einflußreiche Rolle gespielt hätte. Ihm selbst war es jedoch nicht zweifelhaft, was er zu tun hatte, als General Franco in Spanien die Macht übernahm. Im selben Augenblick stellte Madariaga seine sämtlichen Ämter zur Verfügung und ging ins Exil. Die jüngste Geschichte Europas kennt nicht viele Beispiele eines so konsequenten Eintretens für die Freiheit, selbst um den Preis großer persönlicher Opfer. Gewiß konnte Madariaga in Oxford wieder eine Professur übernehmen und blieb damit vor dem materiellen Elend vieler Emigranten bewahrt. Wer ihn jedoch kennt, der weiß, was es für diesen glühenden Patrioten bedeutet, seit zwanzig Jahren fern der geliebten Heimat leben zu müssen. Um so bewundernswerter ist, daß dieser entschiedene Spanier die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens mehr denn je in den Dienst des europäischen Gedankens gestellt hat, von dem sein „Porträt Europas“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) beredtes Zeugnis ablegt.

Das Bildnis dieses Mannes, der als Eisenbahningenieur begonnen hat, zwanzig Jahre lang Politiker und Diplomat gewesen ist und weitere zwanzig Jahre als Gelehrter, Hochschullehrer und Publizist verbracht hat, wäre nicht vollständig, wollte man nicht seines bedeutenden schriftstellerischen Werkes gedenken. Dieses zeichnet sich nicht zuletzt dadurch aus, daß Madariaga seine Bücher keineswegs alle in seiner Muttersprache, sondern teilweise auf Französisch und auf Englisch geschrieben hat. (Deutsch spricht er immer-

hin soweit, daß er darin Vorträge halten kann.) Er ist nicht nur seit Ortegas Tod der bedeutendste Interpret Spaniens und spanischer Kultur, sondern auch der glänzende Biograph des Columbus, Bolivars und des Eroberers von Mexiko, Hernan Cortés. Daneben finden wir etliche Romane sowie eine Fülle historischer und literarischer Arbeiten. — Das Prädikat „ein guter Europäer“ ist für einen solchen Mann einfach zu abgenutzt. Verneigen wir uns darum vor ihm an seinem Ehrentage und nennen wir ihn, was außer ihm heute nur noch ganz wenige sind: ein großer Europäer.

Friedrich Dessauer fünfundsiebzig Jahre

Wer sich heute um die Bezüge von Naturwissenschaften, Technik und Religion bemüht — wer wollte verkennen, daß dies ein ernstes und für die geistige Entwicklung der Welt wahrscheinlich entscheidendes Gebiet ist? — der kann den weisen, gütigen, aber auch mutigen Professor zu Frankfurt, Dr. phil. nat., Dr. med. h. c., Dr. theol. h. c. Friedrich Dessauer nicht übergehen. Zu seinem 75. Geburtstage am 19. Juli 1956 will ihm auch die „Deutsche Rundschau“, die seine Lebensarbeit mit Interesse verfolgt und unterstützt hat, ein dankbares Wort der Anerkennung und Verehrung auf den Geburtstagstisch legen.

Als er sich im Jahre 1927 in seiner „Philosophie der Technik“ für eine rechte und richtige Bewertung der Technik einsetzte und ihren „Standort“ in der Rangordnung der Werte festlegte, verdarb er den neuen „Maschinenstürmern“ aus allen Lagern gründlich das Konzept. Der Nachhall dieser Arbeit ist heute noch zu spüren, nun das Problem in anderen Varianten als damals wieder auftaucht. Diese Arbeit war bereits das Resultat einer intensiven Forschertätigkeit, die aber noch lange nicht den Zenit erreicht hatte. Das auf seine Anregung in Frankfurt errichtete Institut für Biophysik war der Vorläufer des späteren Max-Planck-Instituts für Biophysik. Die Lehrstühle für Radiologie in Istanbul, für Experimentalphysik in Freiburg, Schweiz haben den der Forschung verschriebenen Gelehrten in seinem eigentlichen Thema: „Naturwissenschaft und Religion“ immer noch vertieft. Das fand Niederschlag in vielen Publikationen, die meist im Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. erschienen sind.

Der fünfundsiebzigjährige war, und das ist bei Männern seiner Lebensaufgabe selten, auch dem öffentlichen, insbesondere dem politischen Leben nahe. Seit 1924 war er im deutschen Reichstag Abgeordneter der Zentrums-partei bis zu deren Auflösung. Über den Kreis seiner Fraktion hinaus wurde seine Meinung gefragt und sein Urteil geschätzt. Dr. Brüning, Bernhard Letterhaus und Dr. Franz Röhr gehörten zu seinen engeren Mitarbeitern.

Die Nationalsozialisten, vor denen er gewarnt hatte lange, bevor sie ans Ruder kamen, haben den in der Welt anerkannten Gelehrten gehaßt und mit Brutalität verfolgt. Der durch seine Experimentalforschungen gesundheitlich geschwächte Mann wäre fast in der Haft zu Tode gekommen, wenn nicht die internationale Wissenschaft für ihn interveniert hätte. Dann gelang ihm der Weg ins Ausland, und ehrenvolle Aufgaben wurden ihm übertragen.

Hermann Joseph Schmitt 60 Jahre Prälat Dr. theol. Hermann Joseph Schmitt, am 1. Juli 1896 in Köln geboren, studierte nach Teilnahme am Ersten Weltkrieg an den Universitäten Bonn, Köln, Berlin und Tübingen. Er wirkte zuerst als Kaplan in Elberfeld, wurde dann Generalsekretär der Christlichen Gewerkschaften in Berlin und nach deren Auflösung durch die Nationalsozialisten Studentenseelsorger ebenda. Er hatte enge Verbindungen zu Heinrich Brüning und Adam Stegerwald.

Von Anfang an stand er auf der Liste der den Nationalsozialisten Verdächtigen. Er hielt enge Verbindung zu Widerstandskreisen, deren vollstes Vertrauen er genoß. Ein klarer Verstand, ein aufrechter Charakter und echte Menschlichkeit zeichnen ihn aus wie ein guter rheinischer Humor.

1944 wurde er verhaftet und vor den Volksgerichtshof gestellt. Nach Aufenthalt in 13 Gefängnissen und im Konzentrationslager Dachau, wo er bis zum Ende festgehalten wurde, erlebte er den Tag der Befreiung. Er konnte nicht nach Berlin, dem seine Liebe gehörte, zurückkehren, sondern blieb in Köln und wurde Begründer der Katholischen Arbeiterbewegung. Als naher Freund des Prälaten Otto Müller, von Nikolaus Gross und Bernhard Letterhaus, deren Widerstandsarbeit er tatkräftig unterstützte, hat er an der Hauptaufgabe seines Lebens, der Arbeiterbildung, gearbeitet. In der Hitlerzeit hat er wesentlich dazu beigetragen, daß die beiden Konfessionen in Einigkeit zusammenarbeiteten gegen den Ungeist und die Christenfeindlichkeit des Nationalsozialismus. Hejo Schmitt — wie ihn seine Freunde nennen — hat trotz angefochtener Gesundheit infolge seiner Haft unermüdlich und unermüdet weiter gearbeitet und hat sich auch durch schwere persönliche Enttäuschungen, wie sie nun einmal die Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen mit sich bringt, nicht verbittern lassen. Der „Deutschen Rundschau“ ist er ein aufrichtiger Freund immer gewesen und ist ihr ein hochgeschätzter Mitarbeiter, dem Herausgeber und Redaktion für sein weiteres Leben und Schaffen zu seinem 60. Geburtstag die herzlichsten Wünsche sagen.

Zwei Jubilare Willy Haas, in Prag geboren, aber — mit einer langen Unterbrechung — seit mehr als 40 Jahren in Norddeutschland zu Hause, beging am 7. Juni in Hamburg seinen 65. Geburtstag, zwei Tage später vollendete der Berliner Richard Friedenthal in München sein 60. Lebensjahr. Stätte ihrer ersten großen Erfolge bei beiden ist Berlin gewesen, beide haben sich als Herausgeber einen Namen von internationalem Klang erworben, beide wurden durch den Nationalsozialismus außer Landes getrieben und haben 15 bzw. 13 Jahre in der Emigration gelebt. Beide haben die britische Staatszugehörigkeit erworben, sind aber nach Beendigung des Krieges nach Deutschland zurückgekehrt.

Haas kommt aus jenem literarischen und künstlerischen Kreise Prags, dem auch Franz Werfel, Franz Kofka, Max Brod, Paul Kornfeld und Ernst Deutsch angehört haben. Hugo von Hofmannsthal ist wohl der Schriftsteller gewesen, der ihn am stärksten und nachhaltigsten beeinflußt hat. 23 Jahre war Willy Haas alt, als ihn Kurt Wolff 1914 als Lektor seines Verlages nach Leipzig berief. Diese Tätigkeit fand ein Ende, als Willy Haas die Einberufung zur K. K. Armee erhielt; er hat den Krieg als Offizier des Österreichischen Heeres mitgemacht. 1921 ging er nach Berlin, war zunächst für den Filmkurier

tätig, verfaßte neben andern Drehbüchern auch das zum Film „Die freudlose Straße“, in dem Greta Garbo ihre erste Star-Rolle spielte. Ungefähr zu gleicher Zeit erschien sein erstes Buch, ein Band meisterhaft geschriebener Essays.

1925 begründete Willy Haas im Verein mit seinem Freunde Ernst Rowohlt „Die literarische Welt“, deren erste Nummer im Juni 1926 erschien. In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich diese Zeitschrift zu dem führenden literarischen Organ Deutschlands und wurde zum Spiegel der gesamten europäischen Kultur. Acht Jahre hindurch hat Willy Haas dieser seiner Schöpfung sein persönliches Gepräge gegeben und sich damit einen Namen von internationalem Klange geschaffen. Das Niveau, das diese deutsche Literatur-Zeitschrift unter Willy Haas' Leitung gehabt hat, ist später niemals wieder erreicht worden.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten bedeutete auch für „Die literarische Welt“ das Ende. Willy Haas kehrte in seine tschechoslowakische Heimat zurück, bis ihn die Besetzung Prags zum fluchtartigen Verlassen seiner Heimat zwang. Er ging nach Indien, wo er während der Kriegsjahre als Verfasser von Filmmanuskripten sich sein Brot verdiente. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Europa zurück; zuerst nach England, um hier in der Deutschland-Abteilung des Foreign Office als kultureller Berater tätig zu sein, und 1947 nach Deutschland. Im Jahre 1949 holte ihn der Verlag „Die Welt“ nach Hamburg.

Was Willy Haas auszeichnet, ist sein großes Wissen auf allen Gebieten der Literatur, des Films, des Theaters und der Kunst, die Schmiegsamkeit seines Stils und die kristallene Klarheit seines Ausdrucks. Besonders reich ist sein Schatz an selbsterlebten Anekdoten, die er geschickt in seine Berichte einzuflchten weiß.

Richard Friedenthal stammt aus einer seit Jahrhunderten in Schlesien sesshaften, ehemals jüdischen Rittergutsfamilie, die Preußen — unter Bismarck — einen seiner besten Landwirtschaftsminister und namhafte Wissenschaftler gegeben hat.

Friedenthal selber ist bald nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in deutschen Zeitschriften und Verlagen mit lyrischen Gedichten und Novellen hervorgetreten. Seinen ersten wirklich großen literarischen Erfolg errang er, als der Insel-Verlag 1928 seine Novelle „Das Erbe des Kolumbus“ herausbrachte, dem ein Jahr später sein Cortez-Roman „Der Eroberer“ folgte.

Im Jahre 1930 trat Friedenthal in die Dienste des Knaur-Verlages, der ihn mit der Aufgabe betraute, ein billiges, aber zuverlässiges Konversationslexikon herauszugeben, und nach etwas mehr als einem Jahre überraschte er die deutschen Buchfreunde mit einem Werke, wie es bis dahin kein europäisches Land gekannt hatte: ein Nachschlagewerk mit 35 000 Stichworten auf 1875 Seiten und 2 600 Illustrationen zum Preise von DM 2,85! Der „kleine Knaur“ wurde zum „bestseller“ der Jahre 1932/1933. Innerhalb von anderthalb Jahren wurden nicht weniger als 1 Million Exemplare abgesetzt.

Von früher Jugend an war Friedenthal Stefan Zweig freundschaftlich verbunden gewesen und hatte ihm eines seiner ersten Bücher gewidmet. Als Stefan Zweig 1938 nach England emigrierte, rief er Friedenthal zu sich, damit dieser ihm bei Durchführung einiger Arbeiten helfe. Auch nach Zweigs Weiter-

Emigrierung nach Brasilien ist Richard Friedenthal sein Berater, Mitarbeiter und nach seinem Freitod der Sachwalter des literarischen Erbes gewesen. Fast 12 Jahre, von 1940 an, hat Richard Friedenthal dem Vorstand des von Heinrich Mann und Rudolf Olden 1934 begründeten deutschen Exil-PEN angehört, zuerst als Sekretär, später als Präsident. Ihm vornehmlich ist es zu danken, daß die aus den europäischen Asylländern verjagten und über alle Kontinente verschlagenen deutschen emigrierten Schriftsteller wieder zu einer Gruppe vereinigt werden konnten. Zusammen mit Alfred Kerr und Professor Hermann Friedmann brachte er es zuwege, daß der Internationale PEN auf dem Kongreß von Zürich 1947 den Beschluß faßte, ein deutsches PEN-Zentrum wiederzuerrichten. 1951 wurde Richard Friedenthal berufen, aufs Neue die Leitung des alten Knauer-Verlages, jetzt Droemersch Verlag, zu übernehmen. Er hat vier Jahre lang der Leitung des PEN-Zentrum der Bundesrepublik angehört.

Vor einem halben Jahre ist Friedenthal nach London zurückgekehrt, um vor allem einen vor zwei Jahren begonnenen Roman fertigzustellen, der im Herbst im Verlag Piper in München unter dem Titel „Die Welt in der Nußschale“ erscheinen wird. Seine größte Geburtstagsfreude dürfte gewesen sein, seinem Verleger das Schlußkapitel druckreif übergeben zu können.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertag, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. — So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! — Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Arthur Schopenhauer

Hinter den Bergen von Seoul

Koreanisches Tagebuch 1956

Als ich am Tage vor meiner Abreise nach Korea an der amerikanischen Botschaft in Tokio vorbeifuhr, sah ich auf der Rasenfläche davor ein kleines Zeltlager aufgeschlagen. Trotz der Kälte hockten etwa ein Dutzend Japaner um ein Feuer herum und tranken Tee. Sie waren auffallend ärmlich gekleidet und paßten offenbar nicht in diese Gegend. In ihrer Mitte hatten sie eine mir unbekannte Fahne aufgestellt.

Ich stieg aus und erkundigte mich. Nach einigem Hin und Her erfuhr ich, daß es eine Abordnung der japanischen Fischereivereinigung war, die gegen die Rheelinie demonstrierte und eine amerikanische Intervention in Seoul verlangte. Ich erfuhr gerade noch rechtzeitig, daß am Abend eine Pressekonferenz mit den verantwortlichen Führern der japanischen Fischereiorganisationen im internationalen Presseclub stattfinden sollte. Also dorthin.

Man drückte uns ein Pamphlet in die Hand, welches erklärte, daß die Rheelinie, welche alle Gewässer bis zu 200 Meilen von der koreanischen Küste für japanische Schiffe sperrt, gegen das geltende Seerecht und gegen alle internationalen Abmachungen verstoße, daß die japanische Fischerei dadurch 20 Prozent ihrer traditionellen Fischgründe verliere und daß die koreanische Regierungserklärung, in Zukunft auf jedes Fahrzeug innerhalb der Linie das Feuer zu eröffnen, auf eine Beleidigung und Herausforderung Japans hinziele. Und der Sprecher unterstrich, daß sie es als die Pflicht der amerikanischen als der verantwortlichen Behörden betrachteten, für die japanischen Rechte einzutreten. „Wir appellieren an das Gewissen der Welt.“

„Was werden Sie tun, wenn von amerikanischer Seite nichts geschieht?“

„Wir werden Gegenmaßnahmen unternehmen“, und außerhalb des offiziellen Gespräches war von einer Masseninvasion der verbotenen Gewässer durch die japanischen Fischer die Rede.

So ist also die Stimmung zwischen den beiden Ländern.

Und sie ist auf der anderen Seite nicht besser. Im Gegenteil, das Klima ist hier noch rauher, die nationalen Leidenschaften sind wilder, die Vorwürfe und Anklagen unkontrollierter. Man hat die 40jährige japanische Okkupation nicht vergessen, und der Nationalismus ist bei den Völkern Südostasiens gerade erst im Erwachen.

Unvergeßlich der Flug am Morgen an dem mit Neuschnee bedeckten Fujiyama vorbei, der mit seinem blendend weißen Heiligenschein aus dem grünen Wäldermeer herausragt. In Japan gibt es, trotz der Härte des Lebens und der sich drängenden Massen, noch einen vitalen Überschuß und seelischen Spielraum, der sich in Anmut und Lebenszeremonie, ästhetischem Spiel und kultivierter Disziplin ausdrückt. Drüben gibt es das nicht. Die

graubraunen Hügelketten von Pusan bis Seoul sind seit Jahrhunderten ohne Wald, die Berge um Seoul sind nackter Fels, die Sanddünen des riesenhaften Hanflußbettes kurz vor dem Flugplatz machen den Eindruck einer Wüste. Trotzdem, ich betrete mit großer Erwartung dieses Land, das wie aus dem Nichts in den Mittelpunkt der Weltgeschichte gerückt ist. Aber mein Nachbar, der ein Beamter der UN ist, flucht, weil es schon wieder nach Kimji riecht, der koreanischen Nationalspeise, und weil ihm sein ganzer Urlaub in Japan schon wieder verdorben ist. Er balgt sich mit einigen Beamten — es ist wahr, sie sind hier weniger freundlich, aber auch weniger genau. Nur daß ich aus Japan komme, kostet mich einen scharfen Blick des Immigrationsbeamten.

Schließlich fahren wir hinein zur Stadt. Es gibt in Seoul, eigentlich in ganz Korea, nur ein Hotel. Ein 11stöckiges Monstrum, das Bandohotel, das Sigman Rhee im letzten Jahr gebaut hat. Kostenpunkt: 4 Millionen Dollar. Und weil es soviel Dollar gekostet hat, kann man auch nur in Dollars, 15 pro Zimmer, bezahlen. Auch sämtliche Speisen und Getränke sind nur gegen Dollars erhältlich. Seltsam, wenn man im Lande die eigene Währung nicht akzeptiert. Dabei ist das Bandohotel nicht Privat-, sondern Staatsbesitz. Ich habe einige Bekannte zu besuchen. Sie wohnen alle im Hotel. Auch ihre Büros sind im Hotel. Einer erklärte mir: „Ich habe seit drei Monaten das Hotel noch nicht verlassen. Wir werden krank hier. Wir bekommen alle die Bandoitis.“

Natürlich hat die Stadt nicht viel zu bieten, weder bei Tage noch bei Nacht. Die Spuren des Krieges sind nur notdürftig verwischt. Während vieler Stunden ist der größte Teil der Stadt ohne Licht. Von 11 abends bis 5 Uhr früh ist Ausgangssperre. Noch leben große Teile der Bevölkerung in Zelten mitten in der Stadt und stehen am öffentlichen Hydranten mit ihren Eimern und Kübeln Schlange. Es gibt einige Kinos, aber höchstens ein neugieriger Journalist verirrt sich darin. Auffallend ist, daß man so viele junge Männer in den Teehäusern sieht und nur sehr wenige bei der Arbeit. Und um den Bahnhof und die großen öffentlichen Gebäude herum stehen die 5- bis 10jährigen, die Ärmsten der Armen, bettelnd oder schuhputzend oder irgendwelche anderen dunklen Geschäfte für den sie aus dem Verborgenen dirigierenden Boß verrichten. Man sagt, daß sie den Waisenhäusern immer wieder davonlaufen, weil sie die wilde Freiheit der strengen Disziplin vorziehen. Ob da diese Waisenhäuser schuld sind oder die Waisen? Wenn man dieses Leben in Schmutz und Kälte vorzieht, wie muß das dann sein, dem man es vorzieht?

Ich komme am ersten Abend ziemlich bedrückt nach Hause. Nicht in das Bandohotel, der Dollar wegen und weil ich ja Korea sehen will. Also in ein kleines koreanisches Hotel. Mein Zimmer ist 2 x 3 m groß, enthält 4 Haken für die Kleider und eine Kerze. Das Fenster ist zugeklebt, eine Matratze und Decke zum Schlafen bringt man mit. Natürlich schläft man auf dem Boden, das bin ich schon aus Japan gewöhnt. Aber der Boden ist hier im Gegensatz zu den aus Reis geflochtenen japanischen Böden hart. Steinhart. Denn unter diesem Boden macht man ein offenes Holzfeuer, um den Raum zu heizen. Wenn es richtig gemacht wird, hält das den Raum bis zum anderen Morgen angenehm warm. Es hat aber auch schon mancher Gast sein Zimmer mitten in der Nacht fluchtartig verlassen, weil ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Kostenpunkt: 3 Dollar, diesmal aber in Landeswährung. Man wäscht sich am Morgen im Freien. Frühstück gibt es nicht. —

Für 10 Uhr habe ich heute ein Interview beim Minister für öffentliche Angelegenheiten, Dr. Hongkee Karl, erreicht. Auf der Fahrt denke ich über den Namen nach. Das „Karl“ klingt wie unser Name, ist auch tatsächlich ein Wort mit indogermanischem Ursprung. Es bedeutet: „Messer“ und ist, wie einige Sprachwissenschaftler behaupten, überhaupt das älteste feststellbare Wort. Es hat den gleichen Ursprung wie das lateinische calx, ist noch im deutschen Wort „Kar“ enthalten, bedeutet im Indogermanischen also soviel wie „Stein“ und geht zurück, auf Zeiten, in denen das natürliche Material eines Messers noch der Stein war. Es soll über 400 koreanische Worte geben, die parallel zum Indogermanischen laufen.

Im Vorzimmer des Ministers empfängt uns ein amerikanischer Beamter. Noch ist es üblich, jedem Ministerium einen amerikanischen Adviser beizugeben.

Dr. Hongkee Karl erzählt aus seinem Leben, von seinem Studium in Chikago und seinen ersten Eindrücken von der westlichen Welt. Er studierte vergleichende Religionswissenschaft und Philosophie. Darin ist er keine Ausnahme. 90 Prozent aller Politiker hier im Osten haben Philosophie studiert. Das ist noch ein Erbe des Konfuzianismus, der besonders in Korea bis heute die bestimmende geistige Macht bildet. Und immer findet man hier dasselbe, sei es in Thailand oder Burma oder Japan oder Korea, daß der Stolz eines Politikers nicht in seiner politischen Karriere liegt, sondern in seiner wissenschaftlichen Bildung. Er spricht über Kant und Hegel und ihren Einfluß auf das Staatsdenken der Gegenwart, und über Ludwig XIV., auf den man hier seltsamerweise allgemein schlecht zu sprechen ist, und den er als Lüstling mit den eigenen koreanischen Königen der letzten Dynastie vor der japanischen Okkupation vergleicht. Ich versuche auf einige aktuelle politische Probleme hinzulernen, und er beginnt sofort mit dem gespannten Verhältnis zu Japan. Die Rheelinie heißt hier offiziell „Friedenslinie“, und er ist offen genug, ihren rein politischen Charakter zuzugeben. Allerdings sagt er nicht, daß Korea überhaupt keine nennenswerte Hochseefischereiflotte besitzt. „Wir wissen, daß man in Tokio Korea noch immer nicht aufgegeben hat, und wir wollen uns vor allen Invasionsversuchen schützen.“ Er kritisiert die rechts- und linksradikalen Bewegungen in Japan, und seine Kritik greift auch nach Washington über. Verständlich, seit man allgemein davon spricht, daß dort die Regierung Singman Rhee endgültig fallengelassen werden soll. Aber ich bin überrascht über die Schärfe, mit der er spricht. „Die GIs verstehen die Situation hier besser als manche Herren in Washington... eigentlich gibt es heute nur zwei große Staatsmänner, unseren Präsidenten und Adenauer.“ Meint er das wirklich oder sagt er es zu jedem aus Höflichkeit? Er spricht mit weitgreifender Gebärde und mit großer Wichtigkeit. Er sieht die ganze Weltpolitik sich um Korea drehen. Ich frage ihn nach dem Einfluß der kommunistischen Ideologie auf die Jugend in Nordkorea. Arbeitet die Zeit für oder gegen? „Davor haben wir keine Angst. Wir haben Gott und das Gewissen auf unserer Seite.“

Ja, wieviel glaubt er von dem, was er öffentlich sagt? Die große Sorge der Männer in Seoul ist, nicht das Interesse der Welt zu verlieren, nicht vergessen zu werden. Denn man lebt hier von der Angst der Welt, der Angst, daß hier der kalte Krieg sich wieder entzünden könnte, und dieser Gefahr

kann man vorläufig am besten mit Dollars steuern. In Seoul muß man sich also ein gewichtiges, unter Umständen sogar gefährliches Aussehen geben. In der Zeitung lese ich, daß man mit Washington einen Vertrag zur Lieferung eines Atommeilers unterzeichnet hat. Ist das glaubwürdig, wenn man durch die Ruinen und Baracken der Stadt wandert? Es gibt hier kein gelerntes Handwerk mit Tradition, weder Schreiner noch Schlosser noch Schmiede oder Baumeister. Was unter diesem Namen herummurkelt, spottet aller Beschreibung. Wer soll da einen Atommeiler bedienen? Aber man hat auch schon vor zwei Jahren eine koreanische Luftlinie gegründet, als bei uns noch niemand an Lufthansa dachte und bevor man auch nur die primitivsten Flugplatzeinrichtungen gebaut hatte.

In ganz Ostasien findet man diese leichtsinnige Eitelkeit, das Neueste haben zu wollen und aus dem Steinzeitalter in die Hollywood-Ära hineinzuspringen. Überall ist man angesteckt von der hysterischen Angst, zu spät zu kommen beim Genießen der Güter der Welt. Anstatt ein Land von unten aufzubauen, gießt man über die primitiven Grundlagen einen Zuckerguß von Luxus und Flitter. Von den ausländischen Kaufleuten höre ich immer wieder dasselbe Lied: Man fragt nicht nach Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit einer Maschine, sondern nach dem Dernier Cri. Man will die neuesten und teuersten Modelle, die nur für ganz besondere Bedingungen gebaut sind. So kaufte eine koreanische Firma neulich einige Spezial-Drehbänke, die nur in einer Temperatur zwischen 20 und 22 Grad Celsius arbeiten können. Und das für ein Land, in dem es schwer ist, überhaupt einen geschlossenen Fabrikraum zu finden.

Auf dem Heimweg fahren wir am Capitol vorbei, dem ehemaligen Palast des japanischen Generalgouverneurs. Es wurde einst von einem deutschen Ingenieur gebaut und ist ganz unbeschädigt. Aber wegen der Erinnerung an die Besatzungszeit bleibt es unbenutzt. Man erwägt sogar ernsthaft, es zur Tilgung der einstigen Schmach niederzureißen. Es ist ohne Zweifel das größte und repräsentativste Gebäude des Landes.

Wir fahren heute hinaus nach Inchon, dem Hafen von Seoul, bekannt durch MacArthur's verwegene Landung im September 1950. Die Hafenanlagen sind noch kaum aufgebaut, obwohl es oft nur kleinerer Reparaturen bedürfte, um sie wieder betriebsfähig zu machen. Aber die Organisationen der UN haben hier einige größere Projekte, vor allem eine Glas- und eine Zementfabrik gebaut. Auch ein Stahlwerk ist im Entstehen. Ich frage einige der Ingenieure nach den Fortschritten, die ihre Arbeit macht. Es sind Amerikaner und Engländer und Dänen. Ein Deutscher leitet den Aufbau des Stahlwerks.

„Alles geht hier langsam; es gibt keine gelernten Arbeiter. Viele junge Techniker und Ingenieure von der Universität, aber niemand mit Erfahrung. Und das Material ist hier zu teuer. Wir müssen alles in Amerika oder Europa kaufen, weil die Koreaner nichts von Japan wissen wollen. Die Planung ist sehr schwer, weil wir ganz von den Geldern der UN abhängen, und die kommen sehr unregelmäßig. Obendrein müssen wir uns natürlich den klimatischen und sozialen Bedingungen anpassen. Letztlich beruht die ganze Planung auf einem Zusammenspiel aller Faktoren, angefangen von den unwilligen Geldgebern der UN in New York bis hin zu den unerfahrenen Arbeitern

auf der Baustelle.“ Und man sieht es diesen Leuten an, daß sie nicht gewohnt sind, mit Schaufel und Spitzhacke umzugehen, und allzuviel kommt bei ihrem Herumstehen nicht heraus. Aber es gibt auch andere Stimmen. Der deutsche Braumeister der hiesigen Bierbrauerei ist sehr zufrieden mit seiner Arbeit. Man läßt ihm vollkommen freie Hand, und seine Leute haben auch schon bei den Japanern deutsche Braumethoden gelernt. Aber eine Flasche Bier ist noch immer unerschwinglich teuer; 400 Huan, das sind ca. DM 3,50 bei einem Durchschnittseinkommen von DM 100,—. Eigentlich wird also das Bier von Ausländern für Ausländer gemacht.

Ich spreche mit einem Bergbaufachmann der UNKRA (UN Korean Relief Association). „Eigentlich weiß man noch gar nicht genau, was es hier gibt. Bestimmt gibt es ziemlich gute Möglichkeiten im Goldbergbau. Korea war vor dem Krieg der fünftgrößte Goldproduzent der Erde. Auch die Vorräte an Tungsten sind bedeutend. Aber worauf es ankäme, Kohle und Eisen gibt es praktisch nicht. Zumindest nicht im Süden. Der Norden ist viel reicher an Rohmaterialien. Darum haben es die Kommunisten leichter. Und die Minen sind durch den Krieg durch Ausbeutung der Japaner in einem jämmerlichen Zustand. Immerhin sind die 25 Millionen Dollar, die der Bergbau durch Export einbringt, die Haupteinnahme des Staates. Aber wird man damit je eine sich selbst tragende Wirtschaft aufbauen können?“

Über das Wochenende fahren wir mit dem Jeep hinaus auf das Land. Ziel sind die Königsgräber von Kwang-nung. Gleich außerhalb der Stadt verwandeln sich die Straßen in Rollbahnen, wie ich sie nur aus Rußland kenne. Die Dörfer sind klein, aber überbevölkert. Die Häuser bestehen aus vier Lehmwänden mit einem Reisstrohdach. Scharen von Kindern spielen barfuß auf den zugefrorenen Teichen und Bächen. Ich habe noch nie eine solche natürliche Widerstandskraft gegen Kälte gesehen wie hier. Mitten zwischen den Lehmhütten steht nicht selten plötzlich eine unproportioniert große steinerne Kirche, und alle Wegweiser der Umgebung führen zu ihr hin. Die Christen sind in Korea recht zahlreich und haben besonders in den oberen Schichten großen Einfluß; die Missionierung begann schon im 19. Jahrhundert, wurde dann aber von den japanischen Besatzungsbehörden unterdrückt. Auf diese Weise wurde die Sache des Christentums in Korea identifiziert mit der Idee der nationalen Freiheit. Während der anti-japanischen Revolten von 1919 spielten die christlichen Anführer eine entscheidende Rolle. Und heute sind nicht nur Präsident Singman Rhee und der Vizepräsident sowie mehrere Kabinettsmitglieder Christen, sondern auch rund ein Fünftel aller Abgeordneten.

Je mehr wir uns dem 38. Breitengrad nähern, desto häufiger werden die Militärlager, meist in Wellblech-Baracken oder in Zelten. Südkorea unterhält mit 750 000 Mann aktiver Einheiten und 250 000 Mann Polizei heute die viertgrößte Armee der Welt. Eine solche Last wäre auch für eine gesündere als die koreanische Wirtschaft auf die Dauer nicht tragbar. Die Dienstzeit ist offiziell 3 bis 4 Jahre, aber wie mir ein junger Koreaner sagte: „Wenn man einmal drin ist, kommt man nicht mehr raus.“ Und während der ganzen Zeit leben die Angehörigen zu Hause ohne Unterstützung. Die Löhnung eines Soldaten beträgt weniger als 5 Pfennig pro Tag. So ist es kein Wunder,

daß es ein ausgeklügeltes System gibt, sich vom Wehrdienst loszukaufen, so fern man die nötigen Beziehungen und Mittel hat. Daß die Armee aufgrund von Erfahrung, Schulung und Ausrüstung einen verhältnismäßig hohen Kampfwert besitzt, hilft nicht darüber hinweg, daß hier gleichzeitig ein Brutherd von Unzufriedenheit und innerem Widerstand entsteht. Übrigens ist es ein offenes Geheimnis, daß die koreanische Armee nur für 2 Tage Munition und Vorräte besitzt. Das UN Kommando hat so allen Seitensprüngen, die man von Seoul befürchtet, vorgebaut.

Die bäuerliche Landbevölkerung ist nicht nur zahlenmäßig weitaus am stärksten. Die jährliche Reisernte liefert auch das wichtigste Nahrungsmittel, in guten Jahren genug für einen beträchtlichen Export. Die Landbevölkerung stellt auch den stabilsten Teil der Bevölkerung dar. Sie wurde durch Okkupation, Krieg und politische Machtkämpfe am wenigsten berührt und ist bis auf einige, seit alter Zeit revolutionär gesinnte Gegenden im Südwesten noch ganz konservativ-patriarchalisch gesinnt und kaum von kommunistischen Klassenkampffideen angesteckt. Vielleicht werden zukünftige Politiker hier einen dankbareren und zuverlässigeren Boden für ihre Tätigkeit finden als in den entwurzelten und korrupten Massen der großen Städte. Die Organisationen der UN haben das bald erkannt und einen großen Teil ihres Rehabilitierungsprogramms auf das Land verlegt. Irrigationsprojekte, Aufforstungsprogramme, Einführung besserer landwirtschaftlicher Methoden sind seit Jahren im Gange.

Am Morgen besuche ich die Universität. Mit dem Taxichauffeur gibt es einen kleinen Disput, weil er mich gar zu sehr betrügen will. Aber unter dem Eindruck des großen Gebäudes, zu dem ich offenbar eine Beziehung haben muß, und vor einem herannahenden Pförtner macht er sich schließlich davon. Die Universität wurde von den Japanern nach dem Vorbild der kaiserlichen Universität in Tokio gebaut und organisiert. Der Rektor, Professor Chek, der im letzten Jahr in Deutschland war, erzählt mir, daß General Ridgway sein Hauptquartier hier hatte. Heute sind an den 10 Fakultäten und Instituten wieder über 12 000 Studenten immatrikuliert. Ich bin der erste Deutsche nach dem Krieg hier, und der Germanist und ein Professor der Philosophie führen mich durch die Bibliothek. Sie ist in vielen Gebieten, besonders Medizin und Philosophie, noch immer sehr stark deutsch orientiert. Aber man fragt mich nach neuen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und vor allem nach einem deutschen Lehrer. Zur Stunde gibt es nur einen einzigen im Lande; es ist die Frau eines koreanischen Professors, die an einem Fremdspracheninstitut der UN arbeitet.

Man zeigt mir die alten Chroniken der Königsdynastien. Ich wundere mich, daß derartiges überhaupt existiert. Die ältere koreanische Geschichte ist für uns ja noch vollkommen dunkel. „Ja, aber diese Handschriften sind noch ganz unbearbeitet“, erklärt der Bibliothekar und führt mich in einen besonderen Raum. Man gibt mir einige grünspanüberzogene Würfel in die Hand. Es sind die ältesten beweglichen Drucktypen der Welt. 150 Jahre vor Gutenberg wurden damit schon die Sutra-Sammlungen für die vielen buddhistischen Klöster des Landes gedruckt. Man zeigt mir Zeichnungen eines astronomischen Observatoriums aus dem Jahre 634, das älteste Zeugnis wissen-

schaftlicher Astronomie im ganzen Orient. Man erzählt vom uralten Gebrauch des magnetischen Kompasses lange vor seiner Erfindung in Europa. Und während ich diese, dem Europäer mit übertriebenem Stolz gezeigten Zeugnisse alter Kultur vor mir habe, muß ich darüber nachdenken, warum das hier im Osten alles keine Früchte getragen hat, wie vom Zufall einer historischen Welle angespült und von der nächsten wieder verschlungen wurde, und warum es bei uns eine Kontinuität in der Geschichte gibt. Zwischen dem Korea um 1500 und um 500 hätte ein fremder Beobachter wohl kaum einen Unterschied zu entdecken vermocht. Warum hat sich die Welt nur bei uns verändert? Ist das unser anderes Zeitbewußtsein oder unser praktischer Wille oder das Christentum? Wir sind so stolz auf das, was wir erreicht haben — und von hier aus gesehen mit vollem Recht — aber wir wissen so wenig über die Gründe, warum wir das gewollt haben. Vielleicht wissen wir heute auch darum nicht recht, wozu wir es brauchen sollen.

Am Nachmittag besuchen wir eine Ausstellung. Es ist die erste koreanische „Industriemesse“. Als Ausstellungsgelände benutzt man bezeichnenderweise einen alten Tempelpalast. Was man darin nun sieht, ist nicht sehr vielversprechend. Von Industrie kann natürlich nicht die Rede sein. Aber auch das Handwerkliche ist ungeheuer primitiv. Selbst bei einfachen landwirtschaftlichen Geräten scheint man ganz hilflos zu sein. Einige Koreaner hatten mir von einem Jeep erzählt, der angeblich in Korea gebaut worden sei. Ich kann ihn aber nicht finden. Ich frage jemanden. Er bringt mich zu einem vier-eckigen Blechgestell. Ich verstehe zuerst nicht recht. Dann sehe ich: Es ist ein Dach, das man dem gewöhnlichen Jeep aufsetzen kann. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll, als ich in das ernste Gesicht meines koreanischen Begleiters schaue.

Wenn man mit diesem traurigen Bild vor Augen hinübergeht in das koreanische Kunstmuseum, wo die Schüler des Gymnasiums ihre jungen Kunstwerke ausgestellt haben, dann kann man kaum mehr diesen Augen trauen. Diese 14-, 15- und 16-Jährigen haben einen künstlerischen Sinn, wie man ihn bei uns nur bei wenigen Kennern finden kann. Das ist nur möglich durch jahrhundertelange ästhetische Erziehung. Hier hat man das Auge geübt und nicht den Verstand, Anschauungsformen und nicht Begriffe. Was für ein geistiges Potential muß in diesen Menschen noch verborgen liegen, welche Energien könnten hier einmal frei werden, sobald nur alle äußerlichen Hindernisse entfernt sind.

Um zwei Uhr geht mein Flugzeug nach Tokio zurück. Gestern abend gab es im Bandohotel noch eine Party der Regierung. Ich freute mich an der Buntheit der koreanischen Frauentrachten und an der Anmut ihres Tanzes. Die langen, schleppenden Kleider haben ihre Taille gleich unter der Achsel und nur die eleganten chinesischen Schnabelschuhe schauen beim Tanz darunter hervor. Ein Chor von fünf- bis sechsjährigen Dreikäsehdchs sang — hier ein doppeltes Kuriosum — „Stille Nacht, heilige Nacht“ und eine Sopranistin des hiesigen Konservatoriums einen Bachchoral. Den Hintergrund dieser Szenerie bildeten eine überraschend große Zahl junger koreanischer Generäle. Die Auszeichnungen auf ihrer Brust schimmerten bestechend, als sie sich von ihrem Generalstabschef, General Lee, einem knapp Vierzigjährigen, verabschiedeten.

Draž Mihailović

Hingerichtet am 17. Juli 1946

Dieser auf Dokumente gestützte Bericht des bekannten englischen Publizisten erscheint im Hinblick auf die gegenwärtige Rolle Titos als besonders wichtiger Beitrag zu richtiger Urteilsbildung. D. R.

Bei der Teilung Europas unter Hitler und Stalin sollte Jugoslawien dem deutschen Bereich angehören. Deswegen erschien die zukünftige Rolle der jugoslawischen Kommunisten als eine sehr fragwürdige, und diejenigen, die 1936 in der Sowjetunion lebten, fielen einer besonderen Säuberung anheim, die einem gewissen Josip Broz anvertraut wurde. Broz, später als Tito bekannt, ließ sie fast alle beseitigen und blieb als alleiniger Vertreter des jugoslawischen Kommunismus in der Union.

Es geschah aber das Unerwartete und zwar die serbische Volkserhebung vom 27. März 1941. Durch einen plötzlichen, von dem sozialdemokratisch gesinnten Obersten Mirković eigenhändig organisierten Staatsstreich wurde die deutschfreundliche Regierung des Fürsten Paul in wenigen Stunden gestürzt. Der noch unmündige Kronprinz Peter wurde zum König ernannt, und Jugoslawien trat unter begeistertem Beifall des serbischen Volkes den Westmächten bei. Am 6. April wurde Belgrad von deutschen Bombern angegriffen — schätzungsweise wurden im Laufe des dreitägigen Angriffs 20 000 Zivilisten getötet. Darauf erfolgte der Einmarsch der deutschen Armee.

Am 7. April erklärte die englische Regierung: „Wir heißen euch [Jugoslawen] als entschlossene und mächtige Verbündete willkommen.“

England stand damals allein, denn Frankreich war gefallen und Polen besetzt und aufgeteilt.

Die jugoslawische Armee war unvorbereitet und miserabel ausgerüstet. Die kroatischen Truppen desertierten massenweise.

Die Kommunistische Partei handelte im Geiste der deutsch-russischen Verständigung. Während des Jahres 1940 hatte sie in der damals neuerscheinenden Zeitschrift *Kommunist* die „Londoner und Pariser Kriegshetzer“ und deren „sozialdemokratische Lakaien“ ständig angegriffen (siehe die Nummern 1, 2 und 3). Diese Politik wurde nach dem deutschen Einmarsch in der Zeitschrift *Proleter* fortgesetzt (siehe die Nummern 3 und 4, April und Mai 1941). Am Tage des Staatsstreiches, als riesige Menschenmengen in Belgrad gegen Deutschland und für England demonstrierten, demonstrierten die Kommunisten gegen „das imperialistische England“.

Die Überreste der zerschlagenen Armee scharten sich um den serbischen Oberst Draža Mihailović. Er hatte die Entwicklung schon seit Jahren vorausgesehen. Er war stets ein Einzelgänger gewesen, dem Studium der Strategie ergeben, frei von übertriebenem Nationalismus und der Sozialdemokratie zugeneigt. Er hatte sich mißliebig gemacht, indem er den jugoslawischen Generalstab wiederholt gewarnt hatte, die Landesgrenzen seien gegen einen deutschen Einmarsch nicht zu halten, man müsse deswegen den Widerstand im Hoch-

gebirge vorbereiten, dort gewisse Stellen befestigen und rechtzeitig Kriegsmaterial und Versorgungsmittel ansammeln. Nur auf diese Weise könne sich Jugoslawien auf lange Zeit behaupten und zu dem Endsieg seiner mächtigen Alliierten beitragen.

Die Ereignisse gaben ihm recht. Er hißte auf dem Berg Ravna Gora die Fahne des nationalen Widerstandes. Er lehnte es ab, die eigenmächtige Kapitulation gewisser jugoslawischer Formationen anzuerkennen. Sie wurde vom jungen König und der neuen jugoslawischen Regierung, die sich nach Kairo begab, auch verworfen. Jugoslawien hat nie kapituliert.

Es entstand nicht nur ein fester Kern des Widerstandes im Gebirge, sondern auch eine weitausgedehnte Geheimorganisation, die jenem Widerstand die Unterstützung der hauptsächlich serbischen Parteien (die kommunistische ausgenommen), der Gewerkschaften und der Genossenschaften sicherte. Letztere waren für die Verpflegung der neu hergestellten jugoslawischen Armee, genannt Jugoslovenska Vojska u Otadžlini, das sich einfach durch Heimarmee übersetzen läßt (wörtlich Jugoslawische Armee im Vaterland), verantwortlich. Mihailović wurde vom König zum General und zum Kriegsminister ernannt, verblieb aber bei seiner Truppe.

Als Sowjetrußland in den Krieg eintrat, änderte sich die Lage. Von Mihailović und dem serbischen Volke mit Begeisterung begrüßt, wurde dieses Ereignis ihm und dem Volke zum Verhängnis.

Die Revolution vom 27. März 1941 war national und demokratisch. Die Konterrevolution, die im November desselben Jahres unter der Führung des inzwischen aus Rußland eingetroffenen Tito einsetzte, hatte die Errichtung der kommunistischen Diktatur in Jugoslawien zum Haupt- und Endziel. Um 4 Uhr morgens, am 2. November, unternahm Tito mit seinem Gefolge — *Partisanen* — einen Angriff auf die Heimarmee. Es erfolgte ein kleines Gefecht mit unentschiedenem Ausgang, aber damit wurde der jugoslawische Bürgerkrieg eingeleitet. Später veröffentlichte Tito in der kommunistischen Zeitschrift „Free World“ (Band VII, Nr. 6, Juni 1944), die in New York erschien, einen Artikel, in dem er behauptete, die Partisanen hätten den Angriff unternommen, da sie auf Grund aufgefundener Dokumente festgestellt hätten, sie hätten selber einen Angriff zu erwarten (über sonstigen Inhalt dieser angeblichen Dokumente teilte er nichts mit). In demselben Artikel bezeichnete Tito den 27. März als „eines unserer ruhmreichsten („memorable“) Daten“. Er unterließ es zu erwähnen, daß die jugoslawische kommunistische Partei die nationale Revolution, durch die der 27. März ruhmreich wurde, als Verrat am jugoslawischen Volke und als Machenschaft des westlichen Imperialismus bekämpft hatte.

Mihailović war immer Soldat gewesen und dachte stets militärisch. Es entstand in Jugoslawien ein ungeheures Bandenunwesen. Die nationalgesinnten Banden nannten sich Cetniki, handelten zum Teil unabhängig und waren zum Teil Mihailović ziemlich locker unterstellt. Die Heimarmee bildete den Kern des nationalen Widerstandes, und Mihailović war bestrebt, diesen Kern so weit wie möglich als reguläre Truppe zu führen und auszubilden. Er verzichtete auf Angriffe, die keinen taktischen oder strategischen Vorteil versprachen. Er versuchte unnütze Überfälle auf deutsche Posten etc. zu verhindern, zumal derartige Unternehmen die fürchterlichsten deutschen Ver-

geltungsmaßnahmen, wie Massenerschießungen und Einäscherung von ganzen Dörfern, auslösten.

Er ordnete soweit wie möglich den Kampf gegen alle anderen Feinde dem Kampf gegen den Hauptfeind, die deutsche Wehrmacht, unter. Es gab Zeiten, in denen er sich nicht nur mit der deutschen Übermacht im Kampfe befand, sondern auch mit Italienern, Ungarn, Bulgaren und Kroaten, von Partisanen gar nicht zu reden. Die Kroaten hatten zwei Armeen, die Domobranci, die der deutschen Wehrmacht entsprach, und die Ustas, die der deutschen SS gleichkam. Die sehr gut ausgerüstete Ustas führte nicht nur einen Kampf gegen die Heimarmee, sondern auch gegen die orthodoxe serbische Bevölkerung. Es ist heute unmöglich festzustellen, wie viele serbische Männer, Frauen und Kinder in diesem religiös-nationalen Ausrottungskrieg unter furchterlichen Verstümmelungen ermordet wurden — die vorsichtigsten Schätzungen schwanken zwischen 300 000 und 400 000.

Die Westmächte überschütteten Mihailović mit Lob, Orden und sonstigen Auszeichnungen. Die moralische Unterstützung, die ihm während der ersten Periode seiner Kriegsführung gesendet wurde, hatte keine Grenzen. Weshalb gewährten ihm die Westmächte keine materielle Unterstützung, während sie Tito im weiteren Verlauf des Krieges auf jede Weise massiv unterstützten?

Da Mihailovic seine Kampfhandlungen aufs Notwendigste beschränkte, entstand die Legende, die von seinen Gegnern systematisch befördert wurde, er kämpfe überhaupt nicht, wogegen Tito angeblich keine Gelegenheit versäumte, Angriffe auf die deutsche Wehrmacht zu unternehmen. Es ist nicht zu bestreiten, daß sich die Partisanen außerordentlich kampflustig zeigten. Sie ließen sich nicht von den deutschen Vergeltungsmaßnahmen stören. Diese Maßnahmen dienten sogar den Interessen Titos, indem sie eine große Not unter den serbischen Bauern und eine Flucht ganzer Dorfbevölkerungen bewirkten, sie förderten das allgemeine Bandenwesen. Der geflüchtete Bauer, der sich einer Partisanenbande anschloß, erhielt Waffen, Lebensmittel und die Möglichkeit, sich an den Deutschen zu rächen. Auch konnte er für sich plündern. Die Partisanen wurden zu einer furchtbaren Landplage, aber denen, die sich ihnen anschlossen, boten sie große Vorteile. Die Mehrzahl unter ihnen hatten von Titos politischen Zielen überhaupt keine Vorstellung. Er führte damals eine rein demokratische Sprache unter ständigen Zusicherungen, er würde nach dem gemeinsamen Sieg, ein demokratisches Jugoslawien errichten.

Es befand sich im Hauptquartier von Mihailović eine kleine englische Mission unter Leitung des Obersten Bailey. Ohne die Absicht, gegen Mihailović Stellung zu nehmen, vielleicht sogar in der Hoffnung, den Gegensatz zwischen ihm und Tito auszugleichen, sandte Churchill eine englische Mission ins Hauptquartier Titos. Damit erhielt Tito ein Zeugnis von ungeheurem politischem und moralischem Wert — eine Bestätigung, sozusagen von höchster Stelle, seines Anspruchs auf demokratische Gesinnung.

Als er im Herbst 1941 den Bürgerkrieg einleitete, erwies Tito den Deutschen einen großen Dienst, indem er jede Möglichkeit eines geeinigten nationalen Widerstandes zerschlug. Trotzdem wurde er, dank der englischen und später der amerikanischen Unterstützung, für die Deutschen ein gefährlicher Gegner, obgleich er von Anfang bis zum Ende den Kampf gegen die Deut-

schen dem Kampf gegen Mihailović unterordnete. Für ihn war Mihailović stets der Hauptfeind. Kräfte — und zwar die stärksten, die ihm zur Verfügung standen, die er gegen die Deutschen hätte einsetzen können, verwendete er gegen die Heimarmee. Kräfte, die Mihailović gegen die Deutschen einsetzen wollte, mußten sich in langen, außerordentlich hartnäckigen Kämpfen gegen die Partisanen zur Wehr setzen, denn der Krieg, den diese gegen jene führten, war ein Ausrottungskrieg. Denn solange die Heimarmee fortbestand, gab es keine Aussicht auf Errichtung der kommunistischen Diktatur in Jugoslawien.

Daß der Zweite Weltkrieg ein „Volkskrieg“ sei, daß es um die „Demokratie“ gehe und daß sich der Kommunismus (sei es in Sowjetrußland, Jugoslawien oder sonstwo) „demokratisch“ gestalte — derartige Vorstellungen errangen während des Zweiten Weltkrieges bei uns in England ein derartiges Übergewicht, daß jede kritische, entgegengesetzte Meinung zum Schweigen verurteilt wurde. Es verbreitete sich in der englischen öffentlichen Meinung, in der Presse und im Parlament eine ausgesprochene revolutionäre Romantik. Selbst unter den Konservativen erhoben sich nur vereinzelte kritische Stimmen, die nie in die breitere Öffentlichkeit drangen. Der englische Konservative lebte damals in ständiger Sorge, man könne ihn für „reaktionär“ halten. Während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre unterstützte die konservative Times konsequent jede kommunistische Bewegung in Europa und wurde zu einer der Hauptstützen der sowjetischen Zersetzungs- und Expansionspolitik in Europa.

Die englische Mission im Hauptquartier Titos bestand aus Deakin, Maclean und Randolph Churchill — d. h. aus zwei persönlichen Freunden Churchills und seinem Sohn. Die Mission erlag vollständig den geschickten Einflüsterungen Titos, zumal sie nur über ungenügende Kenntnisse des Balkans verfügte. Sie wurde systematisch daran verhindert, sich selber zu informieren. Hingegen bemühte Tito sich in persönlichen Briefen um die Gunst Churchills — er erkundigte sich wegen seiner Gesundheit usw. — er stellte ein warmes, vertrauliches Verhältnis her, das er später jäh abbrach, als er die Unterstützung Englands nicht mehr notwendig hatte. Der englischen Regierung überreichte er ein Dossier, in dem Mihailović als Kollaborateur dargestellt wurde. Er deutete vorsichtig an, daß die jugoslawische Regierung (die von Kairo nach London übergesiedelt war) geheime Beziehungen zu den Deutschen pflege. Das Material machte den erwünschten Eindruck.

Die Kampfhandlungen, die Mihailović gegen die Deutschen unternahm, wurden in den Berichten Titos als die seinigen beansprucht. In den späteren Stadien des Krieges, wurden alle Erfolge gegen den gemeinsamen Feind von dem englischen Rundfunk — der die Meldungen des kommunistischen Senders „Freies Jugoslawien“, der sich in Kaukasien befand, restlos übernahm — den Partisanen zugesprochen. Er war eine schwere seelische Belastung für Kämpfer der Heimarmee, als sie nach erfolgreichem Gefecht die Sendungen des englischen Rundfunks in der vertrauensvollen Erwartung anhörten, die wohlverdiente Anerkennung des großen und so bewunderten Verbündeten zu vernehmen, und feststellen mußten, daß der Erfolg dem ruchlosen, auf Umsturz entschlossenen inneren Feind zugeschrieben wurde.

Major Bailey, der Leiter der englischen Mission im Hauptquartier von Mihailović, sprach fließend Serbisch. Er kannte das Land und die Lage. Er

erhielt jede mögliche Freiheit, sich zu informieren. Aber er hatte nicht den Vorteil, mit Churchill persönlich befreundet zu sein, und war auch nicht in der Lage, die Berichte seiner Landsleute im Hauptquartier Titos zu überprüfen oder zu widerlegen. Er meldete auch nur Tatsächliches, so daß seine Berichterstattung eine gewisse Kargheit aufwies, die von der willkommenen Reichhaltigkeit derjenigen Titos ungünstig abstach. Es gehört zu den größten, wenn auch liebenswürdigsten Schwächen Churchills, daß er seinen Freunden ein fast grenzenloses Vertrauen schenkt, obgleich diese Freunde seiner oft unwürdig sind. Es fehlt ihm an jenem tiefsten, letzten Mißtrauen, das die großen Meister der Staatskunst, wie Bismarck und Metternich, ja sogar, obgleich in beschränktem Maße, Lloyd George, auszeichnet.

Besonders stark wurde Tito von der englischen liberalen Presse unterstützt, vor allem von News Chronicle, der wiederholt Mihailović schlecht hin als „Verräter“ bezeichnete. Als die Deutschen in Belgrad eine Bekanntmachung plakatiert hatten, und zwar mit zwei Lichtbildern, das eine Tito und das andere Mihailović darstellend, und eine Belohnung von 100 000 Goldmark für den, der den einen oder den anderen tot oder lebendig einliefern würde, ankündigten, gab News Chronicle (11. Dezember 1943) nur jene Hälfte des Plakats wieder, das sich auf Tito bezog, so daß bei uneingeweihten Lesern der Eindruck entstand, nur Tito gelte bei den Deutschen als gefährlicher Feind.

König Peter wurde in London ersucht, einen Aufruf zur Einheit an das jugoslawische Volk zu erlassen. Er sträubte sich gegen den schweren Druck, den Churchill persönlich auf ihn ausübte, um ihn umzustimmen und Tito anzuerkennen. Aber mit einer allgemeinen Mahnung zur nationalen Einigung aller Jugoslawen, in der weder Mihailovic noch Tito erwähnt wurden, war er einverstanden. Schließlich war Mihailovic Kriegsminister in der königlichen Regierung und der vom König hochgeachtete Befehlshaber der jugoslawischen Fronttruppe. Es erschien dem König selbstverständlich, daß seine Ermahnung zur nationalen Einheit von dem jugoslawischen Volke als Aufforderung, sich mit größerem Eifer um Mihailović zu scharen, gelten würde, zumal Mihailović bei den überwiegend königstreuen Bauern Serbiens eine außerordentliche Beliebtheit genoß. Die Absichten des Königs wurden aber durchkreuzt. Ohne sein Wissen fügte der englische Rundfunk dem Aufruf eine kurze Einleitung bei, in der es hieß, der König ermahne das jugoslawische Volk zur Einheit unter der Führung Titos. Die Wirkung war furchtbar. Zahlreiche serbische Bauern und Kämpfer glaubten, der König habe die nationale Sache verraten — viele brachen beim Anhören der englischen Sendung in Tränen aus. Überhaupt waren die englischen Sendungen in serbisch-kroatischer Sprache für die nationale Sache derartig fatal, daß die Deutschen Plattenaufnahmen herstellten, um die Sendungen zu wiederholen und eine möglichst weite Verbreitung an serbische Hörer zu sichern.

Stalin hatte während der Jahre 1941 und 1942 kein Interesse an einer kommunistischen Erhebung im Balkan, denn die Sowjetunion befand sich damals selber in allzugroßer Notlage. Vom Kreml aus gesehen bedeutete die national-jugoslawische Erhebung eine Schwächung des Kampfes an strategisch wichtiger Stelle. Der Staatsstreich am 27. März 1941 hatte Hitlers Angriffsplan gegen Sowjetrußland derartig durchkreuzt, daß sich der deut-

sche Einmarsch in die Sowjetunion um mehrere Wochen verzögern mußte. Der Kreml legte den größten Wert auf Befestigung des Bündnisses mit den Westmächten — deswegen hatte er ja das von Deutschland und Sowjetrußland besiegte, besetzte und aufgeteilte Polen wieder als unabhängige, verbündete Macht anerkannt. Überall versuchte der Kreml die verbündeten nationalen Kräfte zu stützen — in Frankreich de Gaulle, in Jugoslawien Mihailović.

Tito ließ dem Kreml dasselbe Material zukommen, mit dem er in London so erfolgreich gewirkt hatte. Nur fügte er einiges hinzu, um den Kreml zu überzeugen, daß nicht nur Mihailović und die jugoslawische Regierung, sondern auch England im geheimen Einvernehmen mit den Deutschen arbeitete. Es entstand ein persönlicher Briefwechsel zwischen ihm und Stalin, der 1950 in Belgrad veröffentlicht wurde. Nach dem Bruch mit Stalin, der 1948 erfolgte, war es Tito nämlich daran gelegen, den Beweis zu erbringen, er und seine Partisanen hätten die „nationale Revolution“ (wie er sie bezeichnete) ohne irgendwelche Hilfe von sowjetischer Seite zum Sieg geführt. Tatsächlich wurden die Partisanen auch erst gegen Ende des jugoslawischen Feldzuges von Sowjetrußland unterstützt und zwar durch Einmarsch der Roten Armee. Die Unterstützung, die ihm den Endsieg sicherte, erhielt er von England.

In einem Schreiben vom 5. Mai 1942 äußerte sich Stalin folgendermaßen zu den Verdächtigungen Titos: „Es fällt uns schwer, euch zuzustimmen, wenn ihr die Behauptung aufstellt, daß London und die Besatzung (d. h. die Deutschen) gemeinsame Sache machen. Es muß irgend ein großes Mißverständnis vorliegen...“ In einem weiteren Schreiben wurde Tito von Stalin erinnert, daß die Sowjetunion „vertragsmäßige Beziehungen mit dem König von Jugoslawien und seiner Regierung unterhält und daß eine offene Stellungnahme gegen diese, die Beziehungen der Sowjetunion zu England und Amerika, erschweren würde...“ Tito setzte aber sein Bemühen fort, England sowohl wie die jugoslawische Regierung in Moskau zu verdächtigen. Im August 1942 schrieb er an Stalin: „Wir unterstreichen: Die jugoslawische Regierung kollaboriert offen mit den Deutschen. Sie verrät unser Volk und die Sowjetunion. Wir sind davon überzeugt, daß auch der [British] Intelligence Service diese Politik unterstützt.“ Im September desselben Jahres erhielt Tito eine weitere Ermahnung aus Moskau: „Prüft sorgfältig die Echtheit dieser Dokumente... es ist nicht ausgeschlossen, daß gewisse Dokumente von den Besatzungsmächten bewußt gefälscht wurden...“ Dieser Verdacht war nicht ganz berechtigt. Zwar waren die Dokumente gefälscht, aber von Tito selbst.

Während Stalin die kommunistische Revolution in Jugoslawien zu verhindern suchte, wurde sie von Churchill gefördert. Man war eben in Moskau über die Lage im Balkan weit besser informiert als in London.

Der jugoslawischen Regierung in London wurde jeder Einblick in die gefälschten Dokumente verweigert. Sie versuchte verzweifelt, die englische Regierung und die englische Öffentlichkeit aufzuklären, aber sie hatte kein Glück, zumal sie bei ihren kroatischen Ministern keine loyale Unterstützung fand — es zeigte sich nicht zum ersten Mal, daß die Serben schlechte, die Kroaten dagegen gute Propagandisten sind. Außerdem war die jugoslawische Regierung — wie auch Mihailović selber — königstreu, was bei der damaligen romantisch-revolutionären Einstellung weiter englischer Kreise als gleichbedeutend mit „reaktionär“ galt.

Der Kreml lehnte es ab, Tito irgendwelche Hilfe zu gewähren. Nach den ersten rein moralischen Ermutigungen aus London, erhielt Mihailović keine materielle Unterstützung. Churchill gab später (22. Februar 1944) im Unterhaus zu, Mihailović habe nur einige kleine Abwürfe („a few droppings“) erhalten. Die Legende Mihailović „kämpfe ja gar nicht“ wurde geschickt verbreitet, von der „fortschrittlichen“ Presse aufgenommen und vom Foreign Office sogar geglaubt. Man entschloß sich, Mihailović überhaupt jede Hilfe, sei sie moralisch, sei sie materiell, zu verweigern. Nachträglich muß man staunen, was für schwere und zum Teil erfolgreiche Kämpfe er mit seinen kümmerlichen Mitteln gegen die zahlreichen und übermächtigen Feinde tatsächlich führte. Es gelang ihm unter schweren Opfern, die Partisanen aus den Hauptgebieten Serbiens zu vertreiben. Seine geheime Organisation erstreckte sich, dank der Mitarbeit der serbischen Gewerk- und Genossenschaften, bis nach Belgrad. Im Offizierskorps der den Deutschen unterstellten und von General Nedic kommandierten Truppen, hatte er seine eigenen Vertrauensleute, die zur gegebenen Zeit diese Truppen in das nationale Lager überführen sollten. Dieser Umstand wurde auch gegen ihn ausgenützt — es hieß, ein Teil seiner Offiziere sei im Lager des „Quislings“ Nedic und „kollaboriere“ dadurch mit dem Feinde.

Moralische Unterstützung, aber keine materielle, erhielt er von den Westmächten bis in das Jahr 1943 hinein. So übersandte ihm am 1. Januar jenes Jahres General Eisenhower den Gruß „der amerikanischen bewaffneten Streitkräfte in Europa... an die von ihm (d. h. Mihailović) geführten Waffenbrüder.“ Am 21. Februar verlieh ihm General de Gaulle den Orden Croix de Guerre und bezeichnete ihn als „sagenhaften Heros, Symbol der höchsten Vaterlandsliebe“. Er erhielt sogar vom Hauptfeind eine Ehrenbezeugung. In einer am 16. Februar 1943 gehaltenen Rede betonte Hitler die Gefahr, die Mihailović für die deutsche Wehrmacht im Balkan bedeutete und fügte hinzu: „Die Vernichtung der von Mihailović geführten Bewegung wird heute kein leichtes Unternehmen mehr sein.“

Mihailović verzichtete darauf, serbische Städte auch nur vorübergehend zu besetzen. Er hätte sich in keiner Stadt mehr als vorübergehend behaupten können, da die Deutschen über die Hauptverbindungslinien verfügten. Die Einwohner waren auch den schwersten Vergeltungsmaßnahmen sowohl von seiten der Deutschen und unter Umständen der Ungarn, Kroaten und Bulgaren wie der Partisanen ausgesetzt gewesen — zu den schlimmsten Peinigern der Serben hatten sich „weiße Russen“ unter der Führung des Generals Wlassow gesellt, die besonders im Schrem-Gebiet wüteten (im Dorf Bukovats verbrannten sie bei lebendigem Leibe 160 Menschen, darunter 126 Frauen). Tito besetzte dagegen vorübergehend mehrere Provinzstädte, übte gegen nationalgesinnte Einwohner einen blutigen Terror aus, errichtete ephemere „Sowjetrepubliken“ (so z. B. Uzice), und verschwand wieder vor Ankunft deutscher Abteilungen.

Am 22. Februar 1944 erklärte Churchill in der bereits erwähnten Unterhausrede, er „bedaure“, daß sich einige der Mihailović unterstellten Kommandeure auf „Verständigungen“ (accomodations) mit dem Feind eingelassen hätten. Seine Streitkräfte seien denen des Marschalls Tito — Tito hatte sich inzwischen selbst zum Feldmarschall ernannt — unterlegen. Tito habe „mehr

als eine Viertelmillion Mann unter sich“, und diese Kräfte hielten „nicht weniger als vierzehn deutsche Divisionen . . . in Schach“, die Partisanen hätten in ihrem Feldmarschall „einen hervorragenden, in dem Kampf für die Freiheit herrlichen Führer gefunden“, sie seien „selbstverständlich die einzigen, die einen wirkungsvollen Kampf gegen den Feind führten“. Churchill versicherte, es werde „jede Anstrengung“ unternommen, die Partisanen zu unterstützen, und fügte hinzu, er verbleibe „in einem ständigen und angenehmen (agreeable) Briefwechsel“ mit dem Feldmarschall.

Churchills Angaben gründeten sich auf Berichte, in denen alle Kampfhandlungen, einschließlich derjenigen der Heimarmee, gegen die Deutschen in Jugoslawien Tito zugesprochen waren. Am 24. Mai teilte er dem Unterhaus mit, die jugoslawische Regierung habe Mihailović als Kriegsminister entlassen. Tatsächlich hatte Churchill König Peter und seine Regierung unter schärfsten Druck gesetzt. Er gab dem Unterhaus die Zusicherung, Tito habe „größtenteils seine kommunistische Einstellung (aspect) in seinem jugoslawischen Führertum versenkt“ (sunk) und habe „wiederholt“ betont, er hätte „keine Absicht, die sozialen und Eigentums-Verhältnisse“ in Jugoslawien „umzukehren“.

Im britischen Kabinett hatten mindestens zwei Minister Bedenken gegen diese Politik Churchills und zwar der Sozialist Morrison und der Konservative Amery. Morrison war über außenpolitische Fragen wenig unterrichtet, aber er hatte einen gewissen Instinkt, besonders für kommunistische Methoden, die er aus langer Erfahrung in der englischen Arbeiterbewegung kannte. Die ganze Angelegenheit erschien ihm nicht ganz geheuer. Er erkundigte sich bei einigen Kennern des Balkans und ließ eine Denkschrift über den Fall Tito — Mihailović herstellen, konnte sich aber im Kabinett nicht durchsetzen.

Churchill erkannte den eigenen Fehler, den schwersten vielleicht seiner Karriere, als es zu spät war. Am 11. November 1945, dem Jahrestag des Waffenstillstandes im Ersten Weltkrieg, erblickte er König Peter nach Ende der kirchlichen Gedenkfeier. Er ging auf ihn zu und sagte ihm: „Es tut mir leid, ich wurde falsch informiert“ („I'm sorry, I was misinformed“). Leider ist in Churchills Kriegsmemoiren kein derartiges Geständnis zu finden.

Das amerikanische State Department stand den Ereignissen in Jugoslawien viel kritischer gegenüber als Churchill. Für Roosevelt war Jugoslawien eine relativ unwichtige Angelegenheit, um die er sich nicht auf einen Streit mit Moskau, nicht einmal mit England, einlassen wollte. Amerikanische Bombenflugzeuge beteiligten sich an den Kriegshandlungen gegen die deutsche Wehrmacht im Balkan. Das State Department setzte aber durch, daß eine amerikanische Mission im Hauptquartier von Mihailović blieb, nachdem die Mission Baileys abberufen wurde. Leiter der amerikanischen Mission war zuletzt der Oberst McDowell. Später äußerte er, Mihailović sei für die Deutschen ein gefährlicherer Gegner gewesen als Tito.

Der Verfasser dieses Beitrags zur „Deutschen Rundschau“ hat sich mit Major Bailey und zwei weiteren englischen und einem australischen Offizier von der englischen Mission und mit Oberst Seitz von der amerikanischen Mission, eingehend über die Persönlichkeit, die Kriegskunst und die Einstellung von Mihailović unterhalten. Alle diese Offiziere teilten die Ansichten

McDowells. Alle rühmten die hervorragenden soldatischen Eigenschaften, die Menschlichkeit und die absolute Ehrenhaftigkeit des serbischen Generals. Einige hielten ihn für politisch unerfahren, was auch stimmen mag, aber andere fügten hinzu, er sei schließlich kein Politiker, und selbst wenn seine politischen Ansichten auch etwas zu einfach waren, so waren sie im allgemeinen richtig, da es Mihailovic keineswegs an common sense fehlte.

Von seinen eigenen Offizieren und Mannschaften wurde Mihailović vergöttert. Er verfaßte seine Kriegsberichte selber. Diese Berichte sind von einfacher Klarheit, Sachlichkeit und Anschaulichkeit. Abgesehen von einigen kurzen Auszügen sind sie nicht veröffentlicht worden, obgleich sie einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges im Balkan bilden. Es wurde Mihailović von englischer Seite nicht gestattet, über Kairo an seine Regierung in London zu funken. Auf Veranlassung des State Departments erhielt er die Möglichkeit, über Kairo nach Washington zu funken. Die Berichte wurden von Washington an die jugoslawische Regierung weiter telegraphiert (die Originale der in London eingelaufenen Telegramme sind im Besitz des Verfassers dieses Beitrages).

Es gab Cetniki, die nominell oder locker zu Mihailović hielten, die schwere Übergriffe sowohl gegen Feinde wie gegen Nichtbeteiligte verübten, aber bei den riesigen Entfernungen und schlechten Verbindungsmöglichkeiten war es Mihailovic unmöglich, alle seine Verbände zu überwachen. Er selber, nach den vielen zuverlässigen Berichten die der Verfasser eingesehen hat, und nach Aussagen der englischen und amerikanischen Offiziere, führte einen ritterlichen Kampf. Vom Schicksal der Juden in Deutschland war er tief ergriffen. Obgleich er prinzipiell jede Kampfhandlung ablehnte, die nicht militärisch zweckmäßig war, unternahm er verschiedene Aktionen zu Gunsten verfolgter Juden in Jugoslawien. Gegen Ende April 1943 wurden 52 ungarische Juden von einer deutschen Truppe zur Zwangsarbeit im Kupferbergwerk nach Bor abtransportiert. Mihailović gab einer Abteilung der Heimarmee den Befehl, die Truppe zur Rettung der Gefangenen zu überfallen. Es entstand ein Gefecht, in dem zwölf Deutsche und drei Juden fielen. Die übrigen 49 Juden wurden gerettet. Mihailović ließ eine jüdische Abteilung in der Heimarmee aufstellen. Sein Arzt und sein Koch waren Juden.

Tito erhielt aus England Kriegsmaterial in stets wachsenden Mengen (allein Juni und Juli 1944 durch Abwürfe 2 000 Tonnen). Dadurch und durch die öffentlich verkündete persönliche Unterstützung von Churchill und König Peter (daß dies eine Fälschung war, konnte man in Jugoslawien ja nicht wissen), wurde Tito in seinem Bestreben, Mihailović und die Heimarmee zu vernichten und den legitimen jugoslawischen Staat und die Monarchie zu beseitigen, stark gefördert.

Die Niederlage der Deutschen in Sowjetrußland brachte eine Wandlung der sowjetischen Außenpolitik mit sich. Stalin fing an, die nationalen Bewegungen in Europa zu unterminieren, die kommunistischen zu unterstützen. Es ergab sich die Möglichkeit, den sowjetischen Machtbereich auf ganz Ost- und Südosteuropa auszudehnen. Überall stellten die Kommunisten den Kampf gegen das untergehende Dritte Reich ein und nahmen ihn gegen die Westmächte

und deren Verbündete auf (in Griechenland schlossen die kommunistischen Verbände, ELAS, mit der deutschen Wehrmacht am 1. September 1944 einen Vertrag ab, der den Deutschen einen ungestörten Rückzug zusicherte, indem ELAS ungestört gegen die griechischen nationalen Verbände EDES vorrücken konnte, um daraufhin gegen die Engländer den Kampf um Athen aufzunehmen). Die Errichtung einer kommunistischen Diktatur in Jugoslawien mit englischer und — später — amerikanischer Unterstützung konnte Stalin, nach Beseitigung der deutschen Gefahr, nur willkommen sein, da nun England und Amerika seine Hauptgegner waren. Es bestand jedoch für Tito eine Gefahr in der Möglichkeit eines englischen Einrückens in jugoslawisches Gebiet. Die diesbezüglichen englischen Pläne wurden hinfällig, nachdem unter sowjetischem und amerikanischem Druck die Entscheidung zu Gunsten einer „zweiten Front“ im Westen fiel.

Im Laufe des Jahres 1944 wurde die Lage der Heimarmee hoffnungslos. Als die Sowjets in Jugoslawien einrückten, wurden sie von Verbänden der Heimarmee warm begrüßt und zwar zu deren eigenem Erstaunen, denn Mihailović und seine Truppen galten ja als „Faschisten“, „Reaktionäre“, „Kollaborateure“ usw. Mehrere Offiziere der Heimarmee wurden von dem sowjetrussischen Befehlshaber zum Bankett eingeladen und nach vielen gegenseitigen Trinksprüchen und großem Konsum von Wodka erschossen. Die erreichbaren Reste der Heimarmee wurden von der Roten Armee und Partisanen ausgerottet.

Die Sowjets drangen aber nicht nach Westjugoslawien vor. Wären die Engländer in Westjugoslawien eingerückt, wäre es für Tito schwer, vielleicht unmöglich gewesen, unter deren Augen die terroristische kommunistische Diktatur zu errichten. Für die im englischen Bereich stehenden Verbände der Heimarmee und für Mihailović selber wäre es wenigstens die physische Rettung gewesen. Infolgedessen bereitete Tito die Abwehr vor. Wie der Österreicher Wilhelm Hoettl, der im deutschen Geheimdienst tätig war, in seinem Buch „The Secret Front“ ausführlich berichtet, erhielt Tito von Stalin die Anweisung, sich mit der deutschen Wehrmacht, zu gemeinsamer Abwehr gegen eine englische Landung an der dalmatinischen Küste zu verständigen. Er machte dem deutschen General von Glaise-Horstenau durch Vermittlung des Obersten Velebit (der auch als Mittelsmann zwischen Tito und Churchill gedient hatte und später jugoslawischer Gesandter in London wurde) den entsprechenden Vorschlag. Ein derartig ungewöhnliches Unternehmen mußte natürlich Hitler unterbreitet werden. Hitler lehnte ihn aber schroff ab mit den Worten: „Mit Rebellen verhandle ich nicht, ich erschieße sie.“ So mußte Tito die notwendigen Maßnahmen selber treffen. Über deren Einzelheiten sind wir nicht unterrichtet, aber daß sie tatsächlich unternommen wurden, wird von Tito selbst bestätigt.

Im September 1944 war Tito in Moskau. Stalin frug ihn, was er zu tun gedenke, wenn die Engländer tatsächlich in Jugoslawien landen würden. Tito erwiderte: „Wir würden einen entschlossenen Widerstand leisten.“

Als der letzte amerikanische Offizier sich von Mihailović verabschiedete, unterbrach ein serbischer Bauer die Unterhaltung und sagte: „Wir werden von der Außenwelt eben so gründlich abgeriegelt wie Juden in einer deutschen Gaskammer.“

Am 29. November 1945 wurde die Föderative Volksrepublik Jugoslawien proklamiert. Sie entsprach, der Struktur nach, genau der Sowjetunion. Damit trennte sich Jugoslawien zum ersten Mal in seiner Geschichte vollständig vom Bereich der Westmächte und wurde zum Bestandteil des kommunistischen Machtbereichs. Was dieser Verlust für die Westmächte bedeutet, läßt sich erkennen, wenn man sich vorstellt, wie die europäische Lage heute beschaffen wäre, wenn England Mihailović statt Tito konsequent unterstützt hätte. Die Westmächte wären heute Donaumächte, ihr Bereich würde sich strategisch, politisch und wirtschaftlich bis an die Grenzen Ungarns, Rumäniens, die Südgrenze Österreichs und die Westgrenze Bulgariens erstrecken. Die Sowjetunion wäre nicht die allein maßgebende Macht in Mitteleuropa. Die englisch-amerikanische Stellung in Südosteuropa, die sich heute auf Griechenland beschränkt, wäre außerordentlich befestigt und die Sicherheit des östlichen Mittelmeeres gegen zukünftige Bedrohung von sowjetischer Seite viel besser gesichert, als es heute der Fall ist.

Die ganze, heute auf vorsehbare Zeit unlösbare Frage der Wiederherstellung Mitteleuropas — vielleicht sogar die Wiedervereinigung Deutschlands — trüge ein ganz anderes Gesicht. Zusammenfassend kann man behaupten, daß durch den Verlust Jugoslawiens das europäische Gleichgewicht eine schwere Verschiebung zu Ungunsten der sogenannten „Freien Welt“ erhielt. Heute hat der kommunistische Machtbereich drei Zentren — Moskau, Peking und Belgrad — die trotz der unterschiedlichen Machtmittel, die den drei Staaten zur Verfügung stehen, gleichberechtigt sind und das selbe Endziel verfolgen.

Mihailović hielt sich mit einer kleinen Schar von Getreuen bis zum März 1946 im serbischen Hochgebirge auf. Er wurde, erschöpft und erkrankt, in einer Höhle von bewaffneten Agenten Titos aufgefunden und verhaftet. Nach der Verhaftung erklärte Tito in einer in Cetinje gehaltenen öffentlichen Rede, Mihailović sei schon vor dem Kriege ein Spion gewesen. Der Prozeß fing am 10. Juli an. Nur ausgewähltes Publikum wurde zugelassen. Englische und amerikanische Offiziere, die den verschiedensten, von Mihailović geleiteten Kampfhandlungen beigewohnt hatten, stellten sich der Verteidigung zur Verfügung. Sie wurden aber von dem Gericht nicht zugelassen. Es wurde auch der Verteidigung nicht gestattet, dem Gericht irgendwelches dokumentarisches Material zu unterbreiten. Soodt Mihailović zu reden versuchte, wurde er von Zwischenrufen, wie „Erschießt den Verräter“ usw. unterbrochen.

Aber seine Haltung machte doch einen Eindruck auf seine Gegner, und er konnte ohne besondere störende Unterbrechungen seine Schlußrede halten. Er beschwerte sich nicht, er machte keine Vorwürfe. Er klagte nicht einmal das Schicksal an, sondern sagte zum Schluß: „Ich habe vieles erstrebt, vieles unternommen, aber der Sturmwind dieser Welt hat mich und mein Werk davongetragen.“ Am 15. Juli wurde er als Hochverräter zum Tode verurteilt. Am 17. Juni wurde er hingerichtet.

So starb die vornehmste Gestalt des Zweiten Weltkrieges.

Sieg und Niederlage der spanischen Republik

Vor zwanzig Jahren, am 18. Juli 1936, gab General Franco das Signal zum Aufstand gegen die junge spanische Republik. Drei Monate, nachdem die Republik die Bodenverteilung in Angriff genommen hatte. Vordem gehörten mehr als zwei Drittel des spanischen Bodens den Granden, den Großgrundbesitzern. Der Herzog von Alba verfügte insgesamt über 96 000 ha Land, der Herzog Medinaceli besaß 86 000 ha und so fort. Diese Ländereien waren den Bauern im 19. Jahrhundert geraubt worden. Fünf Millionen ha Gemeindeland sind damals in den Besitz der Granden gelangt. Der überwiegende Teil des gutsherrlichen Bodens blieb unbearbeitet, weil er vom Adel als Jagdrevier benutzt wurde.

Für die Millionen Bauernfamilien verblieben je Familie nur drei ha Land. Um nicht zu verhungern, mußten die Bauern von den Gutsherren ihr altes Gemeindeland in Pacht nehmen. Die Pachtverhältnisse wurden selten schriftlich festgelegt, so daß die Grundherren, je nach Laune Bauern verjagten, um billigere Arbeitskräfte heranzuziehen. Noch im Jahre 1936, als es schon eine republikanische Regierung in Spanien gab, besaßen die Granden das alte Recht, Wegzoll zu erheben: sie konnten ihre Felder und Wiesen den Bauern versperren. Die Bauern hingegen waren gezwungen, die wandernden Schafherden der Gutsherren über ihre Wiesen und sogar über ihre bebauten Felder passieren zu lassen. Außerdem hatten die Großgrundbesitzer das alleinige Recht auf den Fischfang in den Teichen, den Seen und Flüssen, an die der gutsherrliche Boden grenzte. Die Bauern, die vorwiegend Monokultur betrieben, mußten ihre Orangen, Zitronen und Oliven den Exporteuren zu einem Spottpreis überlassen.

Für die zwei Millionen spanischer Landarbeiter gab es weder gesetzliche Regelung ihrer Arbeit, noch einen gesetzlichen Arbeitsschutz: untergebracht wurden sie in Lehmhütten, in Scheunen, ja meist in Ställen zusammen mit dem gutsherrlichen Vieh. Weder für die Landarbeiter noch für die in der Industrie und im Handel Beschäftigten, existierten in der Monarchie Arbeitsschutz, Arbeitsämter und Arbeitslosenunterstützung.

Zu den größten Großgrundbesitzern gehörte der spanische Klerus. Die Klöster verfügten über weite Ländereien, welche die Priester in Pacht vergaben oder von eingestellten Landarbeitern bearbeiten ließen. Die Kirche war außerdem Eigentümerin der elektrischen Straßenbahnen und Elektrizitätswerke von Barcelona und Madrid und zahlreicher Mietshäuser, auch verschiedener Vergnügungsetablissemments, deren Bestehen sie öffentlich moralisch verurteilte, deren Mietzins sie aber einstrich.

Während es nicht weniger als 38 000 Kirchen, 1 000 Männer- und 4 000 Frauenklöster gab, hatte die klerikal-autoritäre Monarchie nur 35 000 Volks- und Mittelschulen. Bis zum Jahre 1936 blieben 45 Prozent der Bevölkerung

des Lesens und Schreibens unkundig. Selbstverständlich unterstanden in der Monarchie die Schulen ausschließlich der Kontrolle der Staatskirche.

Auf den Dörfern war der Kazike der allgewaltige Herrscher: er war Grundherr oder Abgeordneter einer klerikalen Partei, der die wirtschaftlichen und politischen Fäden in seiner Hand hielt. Von ihm hingen die Lokalbehörden, das Gericht, die Steuerverteilung, die Aufstellung der Kandidaten zu den Wahlen, die örtliche Gendarmerie wie die Lokalredaktionen ab.

Auf den gutsherrlichen und den Feldern der Klöster wurde nach feudaler Sitte „von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang“ gearbeitet. Armut und Hunger herrschten. Ganze Dörfer starben aus. Millionen Bauern, Land- und Industriearbeiter wanderten lieber nach Übersee aus, als in der Heimat zu verhungern. Die liberale Zeitung „La Tierra“ schilderte die Lage der Bauern in der Provinz Badajoz im Jahre 1935 unter der Regierung des klerikalen Politikers Gil Robles folgendermaßen: „Gegenwärtig gibt es in den Dörfern weder Landarbeiter noch Hirten, nur Menschenskelette sind übrig geblieben, deren Kräfte erschöpft sind durch Elend, durch Hunger, durch den Zustand der Kinder, die nichts zu essen haben. Was gestern noch Futter für das Vieh war, das essen jetzt die Menschen. Gras und Wurzeln — das ist die Nahrung der überwiegenden Mehrheit. Schon mehr als fünf Tage werden die örtlichen Bäckereien von Gendarmen bewacht, um sie gegen den Angriff der hungernen Bevölkerung zu schützen...“

Die Lage der Industriearbeiterschaft war nicht wesentlich besser. Der Arbeitstag war unbegrenzt. Die Söhne des Mittelstandes studierten, um der klerikalen Bevormundung zu entgehen, im Auslande.

Die Basken und Katalanen, die nationalen Minderheiten, standen unter dem ständigen Druck der diktatorischen Regierung in Madrid, die den Katalanen das natürliche Recht verweigerte, in ihrer Sprache Zeitungen herauszugeben.

Die Bedeutung des spanisch-republikanischen Wahlsieges

Trotz des Wahlterrors, den örtliche Kaziken und die Klerikalen mit Hilfe monarchistischer Banden gegen die Land- und Stadtbevölkerung ausübten, errangen in den Februarwahlen 1936 die vereinten demokratischen Parteien 268 Sitze von 477.

Die Parteien der neuen Regierung waren: die Liberale Republikanische Union mit 36 Sitzen, die Sozialistische Partei Spaniens mit 96 Sitzen, die Republikanische Linke mit 81 Sitzen, die Republikanische Esquerra Kataloniens mit 20 Sitzen.

Die Kommunistische Partei Spaniens mit nur 16 Sitzen erhielt kein Ministerium.

Die neue Regierung setzte sich vor allem aus liberalen Vertretern zusammen, die aber, wie der Ministerpräsident Azana und der Vorsitzende der katalonischen Regierung, Companys, die barbarischen Methoden der klerikal-autoritären Regierung Gil Robles in den Gefängnissen am eigenen Leibe kennen gelernt hatten. Da Spanien ein Agrarland ist, war die wichtigste Maßnahme der neugewählten demokratischen Regierung die Bodenreform.

Am 22. Juni 1936 konnte der Landwirtschaftsminister Riuz Funes erklären, daß auf Grund der demokratischen Gesetze 100 264 Landarbeiter- und Klein-

bauernfamilien Land erhalten hätten; insgesamt erhielten sie 526 000 ha Land, außerdem 33 Millionen Pesetas Staatskredite. Bis zum Juli 1936 wurden an 192 000 Landarbeiter und Kleinbauern 755 000 ha Land verteilt. Die veralteten feudalen Pachtgesetze wurden aufgehoben. Die Sozialversicherung wurde eingeführt, ebenso der Achtstundentag. Sozialisten und Kommunisten forderten außerdem von der Regierung die Nationalisierung der Staatsbank und die entschädigungslose Enteignung des Großgrundbesitzes. Die liberalen bürgerlichen Parteien der Regierungsmehrheit lehnten jedoch diese Forderungen ab. Schon die wenigen Sozialreformen genügten, um im Volk eine neue demokratische Staatsgesinnung zu erwecken.

Durch die liberalen Reformen der Regierung, die in allen anderen westeuropäischen Ländern schon seit Jahrzehnten durchgeführt worden waren, fühlten sich die Großgrundbesitzer und die katholische Kirche ihrer Vorrechte beraubt.

Obwohl die Grundrente gar nicht abgeschafft und eine Reihe feudaler Pflichten der Bauern noch nicht aufgehoben war und die Granden zusammen mit der Kirche noch mehr als 30 Millionen ha Land kontrollierten, vermochten sie den Verlust der $\frac{3}{4}$ Million ha Land nicht zu verwinden. Mit Hilfe ihrer politischen Beziehungen begannen sie die Republik als „kommunistisch“ und die liberalen Reformen als „marxistisch“ darzustellen, obwohl sie wußten, daß nicht ein kommunistischer Minister amtierte und der Einfluß der Kommunistischen Partei mit ihren 25 000 Mitgliedern gering war.

Die Großgrundbesitzer nutzten ihren Einfluß in der Generalität aus, um sie zu einem Militärputsch gegen die demokratische Regierung zu veranlassen.

„Das spanische Offizierkorps kontrollierte bisher das politische Leben der Nation mit dem Ziel, seine Macht zu behalten und auf einen unverhältnismäßig großen Teil der Einnahmen Beschlag zu legen“, charakterisiert Professor Madariaga das Verhältnis des Offizierskorps zur Nation. „Durch ihre Einnischung in die Politik usurpierten die Offiziere hohe Staatsämter... Die militärische Laufbahn war eine Art Lotterie, zu der sich alle ehrgeizigen Strebernaturen ohne Lust zum Lernen drängten.“

Da die neue Regierung es in den ersten Monaten unterlassen hatte, die Stellung der demokratischen Kräfte im Staat und Wirtschaft und in der Armee zu stärken, sah sich die Republik einer feindseligen Offiziersclique gegenüber. Die Republik hatte es auch versäumt, die Schlüsselstellungen von reaktionären Generälen zu reinigen, den Staatsapparat und das Heer von treulosen Elementen zu säubern.

Obwohl vereint mit den spanischen Großgrundbesitzern und den Klerikalen, wußten die Generäle, daß ihr Aufstand mit der Gegnerschaft der spanischen Bauern, der Arbeiter und der liberalen Bürger rechnen mußte. Ohne eine starke ausländische Militärunterstützung hatten sie keine Aussicht, die Republik zu zerstören.

Der militärische Aufstand

Mit solchen Erwägungen reiste General Sanjurjo, der militärische Planer des Aufstandes, nach Berlin, um von Hitler militärische Hilfe auszuhandeln.

Gegen Zusicherung von militärischen Stützpunkten in Spanien und Nordafrika und gegen Bezahlung der Waffenhilfe durch Erzlieferungen erklärten

sich Hitler wie Mussolini bereit, die Generäle zu unterstützen. Bei seinen Gesprächen mit dem General Sanjurjo erinnerte sich Hitler wohl des Ausspruchs Bismarcks, daß man „Frankreich die spanische Fliege in den Nacken setzen müsse“.

Als Sanjurjo bei seiner Rückkehr aus Berlin am 17. Juli 1936 in seinem Flugzeug tödlich verunglückte, gab der Generalstabschef am 18. Juli das Signal zum Aufstand, der zuerst in Nordafrika begann, von den einheimischen Scheichs unterstützt wurde und keinen Widerstand fand.

General Franco hatte, unter dem Vorwand, ein großes Manöver durchzuführen, die spanische Armee vor Madrid konzentriert, um sogleich die Hauptstadt zu besetzen. Sein Plan, mit Hilfe der Kriegsmarine die spanischen Fremdenlegionäre und marokkanischen Truppen nach dem Festland zu transportieren, wurde durch einen Bordfunker vereitelt, der den Verrat der Marineoffiziere entdeckte. Die Besatzungen der spanischen Kriegsschiffe überwältigten die Meuterer und setzten sie gefangen.

Als der sozialistische Innenminister Prieto vernahm, daß General Franco mit seiner Armee auf Madrid marschierte, erteilte er der Polizei und der Gendarmerie den Befehl, die Aufständischen anzugreifen und jeden meutern den Offizier, vom Fähnrich aufwärts, der sich gegen die Regierung erhoben hatte, standrechtlich zu erschießen. Wo die Polizei zahlenmäßig zu schwach sei, die Truppen zu entwaffnen, gab der Innenminister der Polizei den Befehl, den Gewerkschaften, unabhängig davon, welcher politischen Partei sie zuneige, Waffen auszuhändigen. Nach zwei Tagen war in Barcelona, Madrid, Malaga, Valencia und Albacete der Aufstand der Militärs durch den gemeinsamen Kampf der Polizei und der Gewerkschaften niedergeschlagen. Sevilla blieb die einzige Großstadt auf spanischem Boden, in der sich die Rebellen halten konnten.

Das spanische Volk aber sah in der Kirche den Urheber des Verrats an der Republik. Besonders auf dem flachen Lande, wo die Not am furchtbarsten war, wo es keine Bauern- und keine Landarbeiterfamilien gab, in der nicht einer wegen schlechten Kirchenbesuches zu Geldbußen verurteilt worden war, die ihn in ein fortwährendes Elend stürzten, besonders auf dem flachen Lande, wo die politischen Organisationen nur schwach entwickelt waren, zerstörte die aufgebrachte Bevölkerung die Kirchen, warf die goldenen und silbernen Messgeräte von den Altären, zerstörte sinnlos, beschmutzte die Messgewänder, verjagte die Mönche und Nonnen, wenn sie nicht vorher die Klöster fluchtartig verlassen hatten. Bezeichnend war, daß von den immensen Kirchenreichtümern von den Zerstörern nichts gestohlen wurde. (Später lieferten die Ortseinwohner die Wertsachen an die Regierungsstellen ab, die in der Tschechoslowakei, England, Frankreich und der Schweiz dafür Waffen kauften.)

Kirchen wurden in den ersten Tagen verbrannt. Die faschistische Presse in Deutschland, Italien und Portugal übertrieb wissentlich, denn von 38 000 Kirchen waren es einige hunderte, die angesteckt worden waren. Weitaus mehr wurden später durch die systematischen Luftbombardements der falangistischen Flieger zerbombt. Guernica, der national-religiöse Ort im Baskenland, ist für diese Zerstörung ja ein Symbol in aller Welt geworden. Sobald die Polizei und die Gendarmerie die Aufstandszentren in dem republikanischen

Teil Spaniens niedergerungen hatten, konnten sie sich den Übergriffen zuwenden und vermochte sie in wenigen Monaten abzustellen.

Franco und seine Generäle waren juridisch Aufrührer, und die spanische Regierung behandelte die gefangenen Faschisten als Meuterer. Die Soldaten galten als Verführte und konnten, nachdem sie verhört wurden, als Freiwillige in die republikanische Armee eintreten, obwohl man für jeden Bürger verlangte.

Die spanische Regierung konnte nicht anders handeln. Hätte sie die Offiziere nicht als Aufrührer verurteilt, so hätte sie damit — vor aller Welt — Franco als kriegführende Macht anerkannt.

In allen Städten bildeten sich aus Gewerkschaften Brigaden.

Auf dem flachen Lande kontrollierten die Landarbeiter und Bauern, gemeinsam mit der Gendarmerie, große Teile des Verkehrsnetzes.

Am 20. Juli 1936 war die Situation der Aufständischen bedenklich; sie waren abgeschnitten von ihren marokkanischen Reserven, deren Transport die treugebliebene spanische Kriegsmarine verhinderte; die Desertationen und das Herannahen der republikanischen Arbeiter- und Bürgergarden liessen sie erkennen, daß das spanische Volk sich mit der Waffe in der Hand gegen sie stellte, und daß nur noch eine sofortige ausländische Waffenhilfe sie retten konnte.

Göring sandte 200 Junkers-Transportflugzeuge nach Nordafrika und Cadix, um Fremdenlegionäre und marokkanische Schützen nach Sevilla zu transportieren. Die ersten Bombenflugzeuge, die auf die schutzlose Bevölkerung von Madrid Bomben abwarfen, waren von Göring geschickt. Italienische und deutsche Sturzbomber machten die spanische Stadt Badajoz sturmreif, sodaß marokkanische Schützen sie besetzen konnten, die ein furchtbares Massaker unter den gefangenen Republikanern in der Arena anrichteten.

Die Fronten verliefen nicht nur durch die spanischen Felder, sondern quer durch die gesamte spanische Bevölkerung. Viele aktive Offiziere, die für Franco waren, befanden sich auf republikanischem Boden und gaben sich als treue Republikaner aus. Sie versuchten, die Armee moralisch zu zersetzen. Sie kannten die Militärgesetze und hielten sie buchstabenmäßig ein, sie bestanden auf Erschießung von Republikanern, die formale Fehler begangen hatten. Abschnittskommandanten, die gemeinsam die Kriegsschule von Toledo besucht hatten, lagen sich plötzlich als „Feinde“ gegenüber. Die vorgeblichen Feinde regelten unter sich Vorgehen, Sieg und Niederlage über die Köpfe von republikanischen Regimentskommandeuren. Gaben Befehle zum Angriff, unterstützten den Angriff mit ihrer Divisionsartillerie und feuerten in die „eigenen“ Truppen hinein und erklärten, wenn sie zur Rede gestellt wurden, daß solche Fehldispositionen auch im Weltkrieg bei geschulten Artilleristen vorgekommen seien.

Bei der Einnahme der nordspanischen Stadt Irun tauchten die ersten deutschen Tanks auf. Mitte August erschienen die ersten deutschen Flotteneinheiten, an ihrer Spitze die Linienschiffe „Deutschland“ und „Admiral Scheer“ in spanischen Gewässern, um überall, wo die spanisch-republikanische Kriegsflotte die von Rebellen besetzten Häfen beschießen wollte, sich in die Schußlinie zu legen. Als die katalanische Bevölkerung das deutsche Konsulat in Barcelona stürmte, wurden Dokumente gefunden, die bewiesen, daß die

konsularischen und diplomatischen Vertretungen der Hitlerregierung dem nationalsozialistischen „Landesleiter“ *Hellermann* unterstellt waren und aktiv an der Vorbereitung des Aufstandes teilgenommen hatten.

Während General Franco seine Truppen im südlichsten Zipfel Spaniens um Sevilla sammelte und eine Verbindung über Badajoz nach dem nördlichen Burgos herstellen konnte, vermochte die Republik den Fremdenlegionären und Marokkanern keine ausgebildeten Regimenter entgegenzustellen. Mexiko, das Land, das 1922 gegen den Widerstand ausländischer Mächte seine Agrarreform erkämpfen mußte, versorgte die waffenlose spanische Republik mit Infanteriewaffen — ohne Bezahlung zu fordern.

Krise Europas

Hitler und Mussolini, die aus der Perspektive ihrer Machtübernahme einen heroischen Widerstand eines kriegsungehobenen Volkes, wie es das spanische ist, nicht erwartet hatten, begannen alle faschistischen Kräfte zu mobilisieren, weil sie wußten, daß nach einer Niederlage Francos ihr Prestige auf dem Spiel stand. Goebbels schickte seine Kreaturen nach Spanien, um die Welt mit Schauergeschichten zu überschwemmen. Die klerikale Presse in Italien, Irland, Portugal und Südamerika wetteiferte mit den Schreibern aus dem Lügenministerium.

Als die spanische Bevölkerung sich auch von den Massengebombardements durch italienische und deutsche Flieger nicht einschüchtern ließ, wurde die Hetze aller faschistischen Kräfte Europas wüster und toller. Nach dem Sieg der demokratischen Parteien in Frankreich, nachdem der englische Außenminister Eden nach Moskau geflogen war, um eine Kampffront gegen den Faschismus zustande zu bringen, fürchteten die Faschisten in Deutschland die sich organisierenden Kräfte Europas.

Frankreich, die Tschechoslowakei, England und die Sowjetunion erklärten sich bereit, ihre militärischen Kräfte zu vereinen, um die Kriegspartei in Deutschland in die Knie zu zwingen. Selbst die polnische Regierung war aus nationalen Erwägungen heraus damit einverstanden, sowjetrussische Artillerie durch polnisches Gebiet durchmarschieren zu lassen, weigerte sich aber, die bereitgestellten sowjetrussischen Infanterieeinheiten polnischen Boden betreten zu lassen.

Die Völker Europas ahnten, daß mit dem Sieg der reaktionären Generale in Spanien Hitler sich stark genug fühlen werde, einen Weltkrieg zu entfesseln. In Lateinamerika, Frankreich, England, Skandinavien, in der Schweiz wie in Holland, in Nordamerika wie in Australien sammelten Studenten und Arbeiter, Filmstars wie Marlene Dietrich und Charlie Chaplin, Wissenschaftler wie Professor Einstein und Professor Langevin Geld- und Sachspenden, um dem spanischen Volk zu helfen.

Als das Internationale Rote Kreuz sich weigerte, den durch Luftbombardements Verwundeten beizustehen, kamen nordamerikanische und skandinavische Ärzte mit Ambulanzen zu Hilfe. Katholiken, die von dem Kampf der baskischen Katholiken und katholischer Priester gelesen hatten und empört von der Niedermetzlung der Bevölkerung Guernicas an einem baskischen Feiertag durch deutsche Flieger erfuhren, kamen aus Holland, Belgien und Frankreich,

um ihre freiwillige Hilfe als Sanitäter anzubieten. Skandinavische Studenten, schweizer Waffenmeister, französische und jugoslawische Antifaschisten und Deutsche, oft den Konzentrationslagern Entkommene, meldeten sich in Spanien als Freiwillige.

Die Internationalen Brigaden

Nichts hat den nationalsozialistischen Propagandaminister so aus dem Konzept gebracht wie die Nachricht, daß am 6. November 1936 achthundert deutsche Freiwillige die Französische Brücke vor Madrid heldenhaft gegen deutsche Tanks und marokkanische Schützen verteidigten, so daß sie Madrid eine Atempause erkämpften, nach der 70 000 Mann am nächsten Morgen die dünnen Linien auffüllten.

Diese achthundert deutschen Freiwilligen, die dem Ansturm der Panzer, marokkanischen Schützen und italienischen Infanteriefliegern standhielten, mußten ihr Leben hingeben. Nur sechsenddreißig kamen davon. Sie fochten, wie einst sechstausend deutsche Handwerker und Studenten unter spanischen Freiheitsfahnen gegen die Carlisten gekämpft hatten. Unter ihnen war 1836 der beste Freund von Ludwig Uhland, der, als er seines Freundes Tod erfuhr, ein Gedicht schrieb, dessen Worte unvergeßlich geblieben sind, das Lied vom guten Kameraden: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit...“

Immer mehr Freiwillige trafen mit Hilfe der Gewerkschaften in Spanien ein. Französische Offiziere bildeten den ersten Generalstab der Internationalen Brigaden. Die 13. Internationale Brigade, die aus Deutschen, Österreichern, Polen, Holländern, Flamen, Schweizern, Skandinaviern und Franzosen bestand, schlug die faschistischen Truppen nach dem Fall von Malaga zurück. Das Erscheinen der deutschen 11. Brigade stellte das Vertrauen des spanischen Volkes zum deutschen wieder her. Als die Madrider Bevölkerung, nach der Aufopferung der achthundert Deutschen an der „Puente de los franceses“, die Bataillone deutscher Antifaschisten durch ihre Straßen in den Kampf hinausziehen sah, rief sie: „Es gibt wirklich Deutsche, die uns beistehen?! Und sie ziehen singend hinaus, um für uns zu sterben!“ Wie 1836 waren es insgesamt 6 000 deutsche Freiwillige, die vor Madrid, Cordoba und am Guadalajara kämpften. Die Zahl der Freiwilligen, die in den Internationalen Brigaden vereint wurden, betrug insgesamt 36 000, davon die Hälfte Franzosen. Tausend Jugoslawen, zweitausend Polen, zweitausend Italiener, fast tausend Skandinavier.

Die Internationalen Brigaden wurden als kommunistisch verleumdet. Damit wird den Kommunisten zuviel Ehre angetan. Der Prozentsatz der Kommunisten betrug nie mehr als 3 bis 5 Prozent. Auch die Waffenlieferungen aus der Sowjetunion erreichten nie die Höhe wie die aus der Schweiz, Frankreich, England, der Tschechoslowakei, Schweden und Deutschland; denn die Waffenhändler lieferten, wo sie ein sicheres Geschäft erwarteten.

Erst nachdem die Aufständischen den Norden Spaniens besetzt hatten, merkte die demokratische Regierung, daß nur eine einheitlich organisierte und einheitlich geführte Armee den Aufrührern erfolgreich Widerstand leisten konnte. Französische Reserveoffiziere, die erkannt hatten, daß Frankreich als

nächstes Land dem Faschismus zum Opfer fallen mußte, wenn die spanische Demokratie verlor, waren die ersten Ausbilder der spanischen Armee, unter ihnen der Mathematikprofessor Maurice.

Im Frühjahr 1937, nachdem der Kampf acht Monate unentschieden tobte, trafen auch die ersten sowjetischen Flak- und Panzerabwehrgeschütze mit etwa 30 sowjetrussischen Ausbildern ein. Einige Monate später kamen die ersten sowjetischen Pilotenausbilder nach Spanien, zugleich mit einigen Dutzend Beobachtungsoffizieren und Panzerwageninstruktoren. Insgesamt waren es etwa zweihundert Sowjets, die als militärische Ausbilder bis zum Juli 1938, also ein Jahr, in Spanien wirkten.

Im zweiten Jahre des nationalen Abwehrkampfes war die spanische Volksarmee zu einer Million kampferprobter Soldaten angewachsen. Die eigene Waffenproduktion wurde dezentralisiert, die meisten spanischen Städte mußten von der Zivilbevölkerung geräumt werden, um sie vor den Luftbombardements zu schützen.

Als die spanischen Gewerkschaftsbrigaden Toledo besetzten und die meterdicken Mauern des Alcazar den aufrührerischen Offizieren und Kadetten sicheren Schutz gegen die Flinten, Jagdgewehre und Handgranaten der spanischen Volkswahren boten, die asturianischen Bergarbeiter aber, die den Terror der Restaurationsgeneräle in ihrer Heimat überlebt hatten, die ersten Stollen zu treiben begannen, da verhinderte der Minister Largo Caballero die Aktion, weil er in dem Alcazar ein spanisches nationales Bauwerk von historischem Wert sah. Die Aufrührergeneräle aber machten aus einer Kriegsidylle eine Legende militärischer Tapferkeit.

Das Ende

Francos Legionäre, marokkanische Schützen und falangistische Brigaden hatten die nordspanischen Erzgruben in Asturien besetzt; die Kupfergruben von Penaroya waren von Mussolinis Truppen eingenommen, und die Besetzung der Quecksilbergruben von Almaden stand bevor, denn die Soldaten wie die Zivilbevölkerung litten Hunger, seitdem die Nichteinmischungspolitik Frankreichs und Englands die Zugänge zu den Häfen Barcelona und Valencia spernte. In den Quecksilbergruben von Almaden, in den Kupfergruben von Penaroya und den Erzgruben Asturiens steckte französisches und englisches Kapital. Man einigte sich in gemeinsamen Finanzinteressen, Spanien schnell zu „befrieden“. Was die jahrelangen Bombardements und die faschistischen Truppen nicht vermocht hatten, erreichte die Zernierung der spanischen Republik durch die internationale Kontrolle. Sie verurteilte praktisch das spanische Volk zum Hungertod, während deutsche und italienische Kriegsschiffe die Frachtschiffe in Geleitzügen in Francos Häfen brachten.

1938 begriff die Republik, daß sie von den Regierungen Englands und Frankreichs so wenig erhoffen konnte wie einige Jahre vorher Abessinien, als Mussolinis Truppen vor Addis Abeba standen. Im Februar 1939 brach dann die katalanische Front zusammen. Im März 1939 mußte das heldenmütige Madrid kapitulieren. Vierhunderttausend Mann der spanischen Volksarmee marschierten über die französische Grenze, nachdem sie vorher ihre

Waffen zerstört hatten. Vom 18. Juli 1936 bis zum 9. März 1939, fast drei Jahre, hatte der Abwehrkampf der spanischen Republik gedauert.

Nach ihrem Sieg über das spanische Volk begannen die spanischen Granden, der Klerikalismus und die Falange, die alte feudale Ordnung wieder einzuführen: die Arbeitszeit „von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang“, die wucherischen Pachtabgaben, den Wegzoll. Man nahm sich das Land wieder, das die Republik den landlosen Bauern gegeben hatte. Seitdem herrscht in Spanien wieder Friedhofsruhe. Das Offizierkorps kontrolliert fast uneingeschränkt das politische Wirken der Nation. Weite Ländereien der Gutsherren bleiben unbearbeitet, während die landlosen Bauern hungern. Die „neuen“ Herren zeigen sich unfähig wie zuvor, die notwendige Bewässerung des Landes zu organisieren. Die Bevölkerung lebt weiterhin in Erdlöchern und unweit von Madrid in Felshöhlen, abseits der Straßen auf denen ausländische Touristen ein „so romantisches Land“ bewundern, in dem eigene Meinung als Verbrechen geahndet wird.

17. JUNI 1953

Die trächtigen Wolken, vom Regen geschwellt,
Sie wandern am weiten Himmel der Welt.
Doch uns ist kein kühlender Schauer beschert:
Der Ostwind, der hat es den Wolken verwehrt,
Der Ostwind!

Der Ostwind bedeckt uns mit bleiernem Glanz.
Sein Sausen peitscht pausenlos hektischen Tanz!
Wie krümmt sich der Himmel hier hitzeschwer!
Die Brunnen, sie trauern... wasserleer
Vom Ostwind...

Wo wirkst du, weltweiter Ozean?
Wo wacht dein Sturm? Wann tobt dein Orkan?
Wo schläft deine Stärke, die Wunder gebiert?
Der Ostwind, he! Westwind! Der Ost triumphiert!
Der Ostwind!

Oh, laß uns noch hoffen! Wirf ab deine Ruh!
Ertränke den Gluthauch, du kannst es! Nur du!
Laß uns nicht verdorren! Wir rufen! Braus her!
Beeil dich, oh Westwind! Geschwind, sonst siegt er:
Der Ostwind!

Martin Michel

Sozialpolitik Bismarcks - und heute

Egmont Zechlin zum sechzigsten Geburtstag

Allgemein gilt — und gewiß mit Recht — eine blühende Wirtschaft als die wirksamste Sozialpolitik. Aber es wäre ein Rückfall in überwundenes Manchesterium, wollte man glauben, eine sich selbst überlassene, möglichst wenig gelenkte, freie Marktwirtschaft, wie wir sie haben und gegenüber staatlicher Plan-, Zwangs- und Gleichschaltungswirtschaft des Ostens auch festhalten wollen, werde mit Sicherheit alle ihre Probleme wirtschaftlicher und sozialer Art sozusagen automatisch lösen. Einer prosperierenden Wirtschaft fällt erhöhte soziale Verantwortlichkeit zu, gerade wenn in ihrem Schatten die Spannungen wachsen. Die jetzt anlaufende Sozialpolitik war seit langem fällig. Machtpolitische Fragen treten für uns ganz von selbst in den Hintergrund. Alle staatspolitischen und ökonomischen Fragen aber sind heute mit gesellschaftspolitischen aufs engste verflochten, so eng, daß soziale und wirtschaftliche Probleme als hochpolitische zu begreifen und zu behandeln sind, ja, daß ein Erfolg auf sozialpolitischem Felde für das Dasein und Gedeihen unseres Gemeinwesens entscheidend sein dürfte. Unsere politische Freiheit und Rechtsstaatlichkeit verlangt nach Bewährung durch eine auf Gerechtigkeit gegründete soziale Ordnung. Menschenwürde setzt soziale Gerechtigkeit voraus. Sie ist in das Fundament der Demokratie eingemauert. Es geht eben nicht bloß, wie der spätere — nicht der frühe — Marx annahm, um das Nur-Ökonomische. Ein gesundes Sozialgefüge, getragen von einer entsprechenden seelisch-geistigen Gesamtverfassung möglichst aller Schichten, wäre die beste Antwort an den Kommunismus. Ebenso wie bei den Gesprächen mit dem Osten tun es Idealismus und guter Wille allein nicht. Nur Aufmerksamkeit, Studium und ruhige Erwägung der gesellschaftlichen Verfassung der Mitte des 20. Jahrhunderts, ein weltweiter Blick, Klarheit und z. B. betriebswirtschaftliches und technisches Verständnis vermag die Mannigfaltigkeit und auch Kompliziertheit der heutigen sozialen Problematik zu erkennen, nur Wissen um die Dinge, Einsicht und nüchterne Berechnung sich in wagemutige Initiativkraft umzusetzen. Vorurteile und Ideologien spielen dabei keine Rolle, nur sachliche Momente, seelisch unterbaut. Jedem einzelnen muß das Gewissen schlagen, unser Herz muß uns sagen, daß noch viel versäumt ist, und dann soll der Verstand sprechen, die dringenden Gebote erfüllen. Proletarisches Dasein und Klassenkampf sind kein verhängtes Schicksal. Klassenkampf von unten und oben, d. h. revolutionärer Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, Mobilisierung des Klassenhasses zur Unterjochung einer Klasse durch die andere, ja kämpferisches Klassenbewußtsein werden in unserer Zeit mehr und mehr zur Absurdität. Sie können keine neue Gemeinschaft bilden. Sie können überwunden werden, wenn Materielles und Ideelles, Sicherung und Anerkennung, Dauerbeschäftigung und Achtung der Arbeiterschaft als Mitarbeiter-

gemeinschaft ineinandergreifen. Aber darin erschöpft sich heute weder die Not noch die soziale Frage. Diese ist heute nicht mehr *nur* eine Arbeiterfrage wie in der Sozialpolitik des 19. Jahrhunderts. Die Nöte der sozial deklassierten ehemaligen bürgerlichen Bildungs- und Besitzschichten, der sogen. „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, der Rentner und Alten verlangen berechtigterweise nach Linderung durch eine Reform der Alters- und Invaliditätsversicherung, die jetzt auch im Vordergrund der Gesetzgebung steht. In der Bundesrepublik wurden 800 000 alte Leute über 65 Jahre gezählt, um die sich keine Familienangehörige kümmern, die vereinsamt sind und vielfach in materieller Not.

In materiellen, juristischen Hilfs- und Fürsorgemaßnahmen aber, so erforderlich sie sind, kann heute eine Sozialpolitik allein nicht bestehen. Diese sollte vielmehr der Ausfluß einer wohlgedachten *Sozialreform* sein, an der alle Sozialgebilde, Familie, Kirche, Stadt, Staat, Gewerkschaft und mit an erster Stelle die wirtschaftlichen Führungsschichten und der Betrieb verantwortlich mitarbeiten. Ihr Impuls wird über einzelne Schichten und Klassen, ja über unser Volk hinausgehen und die Solidarität des freiheitlichen Westens, endlich sogar die Welt als Ganzes mitergreifen. 50 % der Erdbevölkerung sind, wie wir wissen, heute noch unterernährt. Das ist eine nicht überhörbare Anklage, Mahnung und Warnung, zumal für christliche Gewissen. Wie manches Beispiel, zuletzt das norwegische in Indien, beweist, sichern auch hier nicht gut gemeinte Absicht, sondern nur wohl bedachte Planung und abgestimmte Zusammenarbeit den Erfolg. Einzelstaat und Vereinten Nationen fallen wichtige sozialpädagogische Aufgaben zu. Sozialreform kann und darf bei uns nicht zur Parteiangelegenheit werden, die man aus bestimmten Gründen tun, aber auch nicht tun kann. Im Gegenteil, darüber könnten sich alle Parteien die Hände reichen. Das Ziel ist ganz eindeutig: ein auf Gerechtigkeit gegründetes, in sich befriedetes und befriedigtes und dadurch krisenfestes Sozialgefüge. Darum sollte man ringen ohne Doktrinarismus und ohne Patentlösung, aber beharrlich und fest.

Nicht von ungefähr wendet sich bei solchem Werk der Blick unserer sozialpolitischen Vergangenheit zu, die wahrlich an fruchtbaren Maßnahmen und Einsichten nicht arm ist. Es trifft sich, daß am 17. Nov. d. J. gerade 75 Jahre vergangen sein werden, seit die „Kaiserliche Botschaft“ des Jahres 1881 die staatliche deutsche Sozialpolitik, Bismarcks Versicherungsgesetzgebung, verkündete. Wenn wir hier den Vergleich mit *Bismarck* beschwören, so geschieht es nicht aus etwaigen, auf diesem Felde besonders gefährlichen, da für die besonderen Erfordernisse der Gegenwart irreführenden restaurativen Absichten, sondern um den Unterschied zwischen damals und heute ganz deutlich zu machen und in der Widerspiegelung Ziel, Prinzip und Methode einer heutigen Sozialreform zu erkennen. Es sei darum auch nicht an die Einzelheiten der Versicherungsgesetze, ihre Stellung in der Gesamtpolitik Bismarcks und ihre praktische und theoretische Begründung erinnert, sondern an den ersten Ansatz zu großer sozialpolitischer Aktion. Wir sind in der glücklichen Lage, hierfür erstmalig ein bisher noch unbekanntes amtliches Schriftstück zu verwenden, das fast vollständig von Bismarcks eigener Hand herrührt, bzw. durch eigenhändige Korrekturen des Konzeptes seiner Mitarbeiter zu seinem geistigen Eigentum geworden ist. Es handelt sich um einen

ganz vertraulichen Runderlaß an die preußischen Gesandten bei den deutschen Höfen vom 13. März 1879.

Der Zwang zum Handeln kam Bismarck aus der drohenden sozialistischen Gefahr. Die Internationale, obwohl sie sich 1876 offiziell aufgelöst hatte, hatte aus London, wo Marx die Fäden weiter in der Hand hielt, und Genf ein Netz über Europa gespannt. „Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Kommunismus“. Bei den beiden deutschen Nachbar-Großmächten hatte sich die innere Lage gefährlich zugespitzt. In Rußland war 1876 eine sozialistische Volkspartei gegründet worden. Immer kecker erhob der Nihilismus das Haupt. Unruhen an den Hochschulen, Mordanschläge, so eben auf den Gouverneur Fürsten Krapotkin (27. II. 1879) waren an der Tagesordnung. Im Heere, ja in dem Garderegiment Preobraschensk zeigten sich subversive Tendenzen. In Frankreich, wo vor noch nicht allzulanger Zeit die Ebene von Grenelle vom Blute kriegsgerichtlich erschossener Commune-kämpfer gerauscht hatte, wurde durch Louis Blanc in der Kammer und Victor Hugo im Senat der Antrag auf Begnadigung aller noch verurteilten Communards gestellt und mit nur geringen Einschränkungen angenommen. Die Anschuldigungen Radikaler, ausgehend vom Pariser Gemeinderat, erschütterten die Autorität der Spitzen der Pariser Polizei- und Verwaltungsbehörden.

In Deutschland behandelte Bismarck die Sozialisten gemäß ihrem sozialrevolutionären Programm und die direkt oder indirekt mit ihnen sympathisierenden Parteien und Einzelnen als Revolutionäre und „Reichsfeinde“, über die er am liebsten die „Reichsacht“ verhängt hätte. Die in ihrer Urheber-schaft ungeklärten Attentate auf Kaiser Wilhelm I. hatte er benutzt, um den Reichstag mit seinem nationalliberalen Übergewicht aufzulösen und nach einem alle Volksleidenschaften aufwühlenden Wahlkampf dem neuen Parlament das Sozialistengesetz aufzuzwingen. Mühsam und unter Abstrichen brachte er es zustande. Es ging ihm nicht weit genug, öffnete aber der Polizeiwillkür Tür und Tor. Gewaltsame Unterdrückung der sozialistischen Agitation und damit auch der Partei erschien möglich.

Presse und öffentliche Meinung in Deutschland nahmen nach Bismarcks Ansicht die Dinge zu leicht. Vor allem aber schienen ihm die Parteien zu versagen. Darum rief er die Regierungen der Bundesstaaten auf. Sozialpolitik, wie er sie verstand, sollte Abhilfe schaffen. Damit war die entscheidende Einsicht gewonnen, die aus bescheidenstem, staatlich ganz eng begrenzt gesehenem Anfang weiterführen sollte. Das Sozialistengesetz sollte durch wirtschaftliche und praktische Reformen ergänzt werden.

Hier folgt der Runderlaß im vollen Wortlaut, nur die Einleitung und technische Anweisungen am Schluß sind gekürzt. Das Dokument stammt aus dem Nachlaß des während des Krieges in der Emigration als Kriegsgesopfer gestorbenen Bismarck-Forschers Hans Goldschmidt und ist ein Teil einer von mir vorbereiteten größeren Publikation.

Reichskanzler Fürst Bismarck an die preußischen Gesandten bei den deutschen Höfen. (Reinkonzept mit vielen Korrekturen Bismarcks.)

Ganz vertraulich.

Berlin, 13. März 1879.

(fügt dem heutigen vertraulichen Erlaß) einige Erwägungen allgemeiner Natur hinzu, welche, seitdem ich der Sache näher getreten bin, mehr und mehr bestimmend für mich geworden sind.

Es ist mir unzweifelhaft, daß der wirksamste Weg, auf welchem die Regierungen der von allen Seiten drohenden sozialistischen Gefahr entgegentreten können, der Weg wirtschaftlicher und praktischer Reformen ist. Ich betrachte dieselbe als notwendige Ergänzung der Repressivmaßregeln, welche die Verbrechen und Exzesse des vorigen Jahres uns zur Pflicht machten und deren Wirkung doch immer nur eine partielle und vorübergehende wird sein können, eben weil das Übel tiefer liegt als jene Erscheinungen.

Daß wir in Deutschland mehr als je Anlaß haben, diese Gefahr mit Ernst und Entschlossenheit zu bekämpfen, liegt auf der Hand und ist in neuester Zeit angesichts der Entwicklung der Verhältnisse in Frankreich, welche in ihren bedrohlichen Konsequenzen nicht zu berechnen sind, sowie im Hinblick auf die leider in Rußland immer weiter, selbst im Heere, um sich greifenden subversiven Tendenzen eine Frage wachsender Sorge geworden. Die Tätigkeit der Internationale, die von ihren Zentralpunkten London und Genf aus Verbindungen mit fast allen europäischen Ländern unterhält, ist auch deshalb gefahrdrohender, weil seit kurzem die politische Polizei in Paris, also die Überwachung der Communards nicht mehr in den Händen antirevolutionärer Beamten sich befindet. Dazu kommt andererseits, daß Presse und öffentliche Meinung in Deutschland nur zu geneigt sind, die gegenwärtige Unterdrückung der sozialistischen offenen Agitation und die berechnete Zurückziehung der Führer für Beseitigung der Gefahr zu nehmen, und wir schon die Erfahrung gemacht haben, daß die Mehrheit der parlamentarischen Parteien wenig auf dem Weg festerer und entschiedener Bekämpfung der Gefahr Beistand leisten.

Wenn demnach die Aufgabe der Regierungen an Schwierigkeit und Ernst gewachsen ist, so wird andererseits unabweislich sein, nicht bloß die Repressivmaßregeln entschlossen zu handhaben, sondern den Gründen entgegenzutreten, welche die Ausbreitung der sozialistischen Lehren erleichtern und fördern.

Nach meiner Überzeugung ist, und zwar nicht bloß unter den arbeitenden Klassen, die üble wirtschaftliche Lage der Gesamtheit wie der einzelnen die Hauptquelle der Unzufriedenheit im Stande der Arbeiter und Handwerker. Wesentlich trägt dazu auch der Geldmangel der Regierungen bei, indem er eine befriedigende Gestaltung der Besoldung der unteren Kreise der Beamten hindert und dadurch die unteren Organe sogar der Polizei, der Gerichte, der Post und der Telegraphie den Sozialisten in die Arme treibt und denselben bei den Wahlen die Stimmen dieser Beamten zuführt. Es ist eine nicht unnatürliche Folge der geringen Gehalte, welche zu den in allen Klassen wachsenden Ansprüchen nicht im Verhältnis stehen, daß die sozialistischen Elemente auch in diesen Kreisen wuchern.

Im Hinblick hierauf brauchen wir vor allem eine durchgreifende finanzielle und wirtschaftliche Reform, oder — kurz gesagt — mehr Absatz und mehr Geld. Um dahin zu gelangen, werden wir angesichts der seit 1865 gemachten, in den letzten Jahren zum allgemeinen Bewußtsein gekommenen Erfahrungen dem Notstand nicht ruhig zusehen können, sondern die Reform ernstlich anfassend müssen. Dazu wird freilich auch gehören, daß, wenn unsere parlamentarische Tätigkeit mit dem praktischen Leben parallel bleiben soll, der Schutz der materiellen Interessen im Parlament mehr in den Vordergrund

trete, als dies zur Zeit der Fall ist. Gegenüber der parlamentarischen Verwöhnung und Verblendung wird dieser Schutz nur dann fruchtbar und wirksam werden, wenn die Regierungen im Gegensatz zu den theoretischen Rednern der Parlamente mit offenkundiger Bereitwilligkeit und mit ihrem vollen Gewicht in Zeiten der Not wie der gegenwärtigen einhellig für die materiellen Interessen der Nation eintreten.

In dieser Überzeugung habe ich mich je länger je mehr befestigt. Mißglückt dieser Zug gegen eine fehlerhafte Strömung des Parlaments, in welchem zu viel Gelehrte, Rhetoren und negative Kritiker sitzen, die ohne unmittelbare Verbindung mit dem praktischen Leben, nur von Gehalt, Vorlesungen und Zinsen leben, — gelingt es nicht, der abschüssigen Bewegung auf dieser Stelle und durch eingreifende Mittel ein Halt zu gebieten, so wird nicht bloß der Notstand mit seinen Folgen in geometrischer Proportion steigen, sondern wir verfallen überhaupt in eine ganz idealistische, unpraktische Behandlung der Geschäfte, wie solche mit allen ihren Wirkungen in Frankreich als warnendes Beispiel vor Augen steht.

Wenn wir, wie ich das aufrichtig hoffe, enig miteinander vorgehen und wenn wir dann durch unbilligen Widerstand im Reichstag fallen, so würde die Notwendigkeit der Auflösung, an welche ich in Verbindung mit irgendeiner anderen Frage bisher nicht gedacht habe und nicht denke, zweifelsohne an uns herantreten.

[Adressat soll obige Andeutungen mündlich ohne Bezugnahme auf irgendeine Instruktion verwerten.] Zugleich wollen Sie als Ihre Überzeugung aussprechen, daß, wenn die verbündeten Regierungen mich bei meinen Bestrebungen im Stich lassen und ich auf ihren Beistand im Bundesrat und Reichstag nicht zählen könne, ich meine amtliche Tätigkeit für beendet ansehe und die mir anvertrauten Ämter in die Hände Sr. M. des Kaisers niederlegen und mich um ein Mandat für den Reichstag bewerben würde.

[Adressat soll den Erlaß nicht aus der Hand geben und Bismarck über den Eindruck der erhaltenen Äußerungen berichten.]

v. B.

Dieses wichtige Schriftstück ermöglicht die vertiefte Erkenntnis und die historische Einordnung von Bismarcks Sozialpolitik. Niemand kann und wird, auch unter den damaligen Gegnern, die Notwendigkeit und den Segen seiner für Europa vorbildlichen späteren Versicherungsgesetzgebung bestreiten. Der Kenner der Verhältnisse sieht zugleich ihren „verpflichtenden Charakter in der Energie, mit der um große Probleme gerungen wurde“ (Hans Rothfels). Der Reichsgedanke sollte sozial vertieft werden. Aber dem Blick in die Werkstatt des Staatsmannes, in die Entstehung eines neuen tragenden Gedankens offenbart sich doch auch die Erdschwere, das persönlich und zeitlich Bedingte. Wie im Jahre 1866 das allgemeine Wahlrecht, so hat Bismarck in der Krise des deutschen Staatslebens am Ende der 70er Jahre die Sozialpolitik als taktisches Kampfmittel „in die Pfanne geschlagen“. Nicht um ihrer selbst, sondern, wie alles, was er tat, um der politischen Wirkung willen, obwohl er von „praktischem Christentum“ und dem „Pflichtgefühl des sozialen Königtums“ sprach. Sozialreformerische und caritative Absichten lagen ihm fern, darum dachte er bei diesem Anfang an bloße Lohnpolitik und verfiel

später auf die Versicherung. Arbeiterschutz, zu dem in den 60er Jahren Ansätze da waren, den Theodor Lohmann, sein sozialpolitischer Mitarbeiter, auch in den liberalen 70er Jahren betreiben wollte, zu dem aber der Finanzminister die Mittel versagte — das hat es schon einmal gegeben! — lehnte er immer prinzipiell ab. Sozialpolitik war ihm eine ausschließlich staatliche Angelegenheit. Er verfolgte mit solcher Staatspolitik sehr konkrete politische Absichten. Er griff in der Krise die soziale — wie die wirtschaftliche — Problematik auf, um damit die Nationalliberalen zu zersprengen, um diesen unbequemen Reichstag, der sich seiner „neukonservativen Politik“ verschloß, „los zu werden“. Also Sozialpolitik auch um des Stimmenfangs und persönlicher Machtpolitik willen, mit allem Willkürlichen, Opportunistischen. Taktik war auch die schon beim Sozialistengesetz erwogene Verbindung von Unterdrückung und Hilfsmaßnahmen. Sie zielte darauf ab, mittels der sozialen Idee die liberalen zu ruinieren, die Parteien aufzulösen, ihnen durch gewisse Wohltaten die Massen zu entfremden, sie gegebenenfalls als Staatsrentner für den Staat zu gewinnen und von der sozialistischen Bewegung abzuziehen. Sie war auch als Staatssozialismus, zu dem er sich dann bekannte, nur die eine Seite seines Kampfes und ein Stück vom Kern seiner Gesamtpolitik, die sich für die Sicherung der *salus publica* verantwortlich fühlte, und die im Bewußtsein der steten Bedrohtheit des Reiches lebte. Dadurch erhält sie ihre Größe. Diese Sozialpolitik ist Bruchstück, eng begrenzt und konservativ. Bismarck verstand die Struktur der industriellen Wirtschaft nicht. Sie war ihm unsympathisch. Sein ostelbisches Junkertum hat immer seine sozialpolitischen Ansichten bestimmt.

Der Gegensatz zu unserer heutigen Einstellung und unseren heutigen Bedürfnissen braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. Schon für seine Zeit erscheint Bismarcks Programm fast als reaktionär, vergleicht man es etwa mit dem tief durchdachten, weitgespannten des Mainzer Bischofs Ketteler. Ein Zurück zu Bismarck kann es für uns nicht geben. Zwischen uns und ihm liegt, um aus der Vergangenheit neben unserer eigenen sozialpolitischen Weiterentwicklung nur einen Markstein zu nennen, die *Encyclica* des Papstes Leo XIII. vom 15. Mai 1891 über den Sozialismus, die Arbeiterfrage und den Arbeiterschutz („*Rerum novarum*“). Den Weg in die Zukunft weisen u. a. die Beschlüsse und Anregungen der letzten Weltkirchenkonferenz von Evanston („*Offene Welt*“, Nr. 38, 1955).

Nach den Erschütterungen zweier Weltkriege wurde der Staat fast naturnotwendig mehr als früher zum Sozialstaat, der durch seine Verwaltung die Sozialordnung mitgestaltet. Der Ruf nach der Staatshilfe ist zu einer Gewohnheit geworden. Tatsächlich erscheint der einzelne so weitgehend vom Staate abhängig, daß daraus die doppelte Gefahr erwächst, daß wir den Staat abermals idealisieren, und daß die Freiheit beeinträchtigt wird. Dies um so mehr, weil in unserer Situation nach dem furchtbaren Niederbruch „Sicherheitsstreben stärker ist als Freiheitsstreben“ (Thomas Ellwein). Demokratie aber ruht nun einmal auf der „als Gewissenspflicht empfundenen dauerhaften, aktiven Gemeinschaftshaltung ihrer Bürger.“

Wenn dem so ist, ist der Staat nicht Herr, sondern Diener der sozialen Gerechtigkeit. Staatliche Hilfe durch seine Verwaltungsorgane und Bereitstellung der finanziellen Mittel ist nun einmal unentbehrlich. Aber Staats-

politik allein kann heute die soziale Frage nicht bewältigen, zumal jeder Totalitarismus verdächtig ist. Neben den Staat treten der Berufsverband und der Betrieb. Die Aufgabe, die Erkrankung des Gesellschaftskörpers in sozialem Realismus zu heilen und das Gerechtigkeitsverständnis und Rechtsbewußtsein neu zu stabilisieren, stellt der Demokratie und ihren Bürgern die Vertrauensfrage. Unsere Sozialreform hat keinen Kampfcharakter. Aus der Einsicht in die Gemeinsamkeit unseres sozialen Schicksals und der gemeinsamen Verantwortung für menschenwürdige Daseinsgestaltung will sie der Entspannung und der Versöhnung dienen und Ungerechtigkeiten beseitigen. Jeder Begabung und Leistung die gleichen Chancen! Dazu die Beseitigung der letzten Bildungsprivilegien begüterter Kreise! Allzulange wurde die kulturelle Seite der sozialen Frage (Bildungsfragen, innere Gehalte) gering geachtet. Wir können dafür sorgen, daß das Individuum nicht bloß als „Fabrikware-Mensch“ (Gladstone) kümmerlich vegetiert. Heute ist nicht wie für Bismarck die „Erhaltung der gottgewollten Abhängigkeiten“, sondern die Förderung des Aufstiegs der sogenannten „unteren Schichten“ unser Ziel. Unsere Einstellung zum Arbeiter liegt nicht mehr allein im Lohnarbeitsverhältnis beschlossen. Sie kennt echte mitdenkende, mitwissende, mitberatende und mitverantwortliche Partnerschaft im Betrieb. Nicht nur mit der Lohntüte kann das Proletariat aufgelöst werden. Menschenwürde ist unteilbar. Der Arbeiter braucht nicht mehr entwurzelt zu sein, wie er heute nicht mehr schutzlos ist. Die Befriedigung seines Sicherheitsbedürfnisses (Vollbeschäftigung u. a.) darf nicht zu neuen Abhängigkeiten führen. Eine entsprechende Vertretung des „Sozialpartners“ kann dem vorbeugen. Nennen wir aus der Fülle sozialreformerischer Aufgaben, die uns zu institutioneller, technischer und materieller, aber auch zu geistiger Bewältigung gestellt sind, noch die verständnisvolle Fürsorge für die Rentner und Armen, so schließt das erneut den Appell ans Vertrauen, an ein Füreinander-Offensein, an die liebende Vernunft, an die Nächstenliebe und an die Brüderlichkeit in sich, die alle Sozialreform tragen sollten. „Der Einzelne, auf sich gestellt, ist in den weitaus meisten Fällen nicht mehr in der Lage, allen Risiken des Daseins, wie sie sich heute präsentieren, ohne Beistand des Kollektivs zu begegnen“ (Valentin Gitermann). Das Gleiche gilt für Europa und die Welt.

Sozialreform fußt auf Gleichheit, gehört zum Wesen der Demokratie, bildet die Voraussetzung der Erhaltung der auf rechtsstaatlicher Ordnung beruhenden freiheitlichen Welt. Ihr Endziel ist Daseinsfürsorge und Daseinsicherung aller. In einem wichtigen Grundgedanken berührt sich unser sozialpolitisches Ziel mit dem Bismarcks: Auch für uns ist Sozialpolitik ein Stück des Kerns unserer — allerdings vollständig gewandelten — Gesamtpolitik: In sozialer Gerechtigkeit und umfassender Solidarität wollen wir über alle Augenblicks- und parlamentarischen Rücksichten hinaus durch schöpferische Neuerungen unsere gesellschaftliche Existenz sichern, neu und gesund fundamentieren und dadurch den Weg zur Wiedervereinigung unseres Volkes öffnen. Hoffentlich können wir am 17. November 1956 einen Fortschritt verzeichnen, der sich mit dem 1881 angebahnten messen darf.

Niemand darf gegen sein Gewissen . . .

Ein Beitrag zur Diskussion über die Kriegsdienstverweigerung

Die Diskussionen über „Soldatenehre“ sind abgeklungen. Auch die Parole „ohne uns“, die noch vor fünf Jahren beträchtliche Zugkraft und Aktualität zu haben schien, ist beinahe vergessen. Die Debatten über die Verbindlichkeit des Eides, die Grenzen der soldatischen Gehorsampflicht, den inneren Aufbau der neuen Streitkräfte überläßt man mit Vorliebe den Experten, während man den 20. Juli 1944 am liebsten ganz aus der Erinnerung tilgen würde. Man nimmt das Gegebene als gegeben hin, und selbst seine Ablehnung entspringt öfters einem Nichtverstehen seiner Problematik als ihrer teilnehmenden Durchdringung.

So gibt es, auch in der Bundesrepublik, wieder deutsche Soldaten, und in absehbarer Zeit werden nicht mehr alle westdeutschen Soldaten Freiwillige sein. Damit ist es unvermeidlich geworden, daß in der Diskussion über die Wehrfrage ein neues Problem auftaucht, ein Problem, das überall dort akut wird, wo die allgemeine Wehrpflicht als Forderung an den Staatsbürger besteht und wo zugleich die absolute Berechtigung dieser Forderung in Frage gestellt wird: das Problem der Kriegsdienstverweigerung.

Das Problem der Kriegsdienstverweigerung ist im Wehrpflichtgesetz, wie es vom Kabinett verabschiedet worden ist, nur in den Grundzügen geregelt. Es heißt dort: „Wer sich aus grundsätzlicher religiöser oder sittlicher Überzeugung zur Gewaltlosigkeit in den Beziehungen der Staaten und Völker bekennt und deswegen den Kriegsdienst mit der Waffe verweigert, leistet einen Ersatzdienst, der die gleiche Dauer haben soll wie der Wehrdienst. Alles Nähere bleibt einem besonderen Gesetz vorbehalten.“ Das stimmt überein mit dem Paragraphen des Grundgesetzes, in dem sich ein Hinweis auf die Militärdienstpflicht und zugleich auf die Verweigerung dieser Pflicht findet, nämlich mit dem dritten Paragraphen des Artikels 4: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.“

Seitdem die deutsche Wiederbewaffnung zur Debatte steht, ist viel Verwirrendes über die Kriegsdienstverweigerung gesagt worden. Weder Diskussionen noch Zeitungsumfragen, noch die Veröffentlichungen des „Bundes der Kriegsdienstverweigerer“ haben dazu beigetragen, die Verwirrung zu beseitigen. Ihren Höhepunkt aber erreicht sie stets, wenn die Kriegsdienstverweigerung ins politische Für und Wider der Wiederaufrüstung einbezogen wird, wie zum Beispiel zu jener Zeit, als die sozialdemokratische Jugendorganisation „Die Falken“ ihren Mitgliedern nahelegte, von ihrem im Grundgesetz festgelegten Recht der Kriegsdienstverweigerung Gebrauch zu machen — um der sozialdemokratischen Ablehnung einer deutschen Wiederbewaffnung im Rahmen der EVG Nachdruck zu verleihen. Wohlgemerkt: Hier soll weder der Euro-

päischen Verteidigungsgemeinschaft noch gar der deutschen Wiederbewaffnung das Wort geredet werden. Doch es ist notwendig, darauf zu bestehen, daß die Verquickung politischer Argumente mit der Frage der Kriegsdienstverweigerung ein verwirrendes Moment ist.

Es ist kein Zufall, daß der Paragraph des Grundgesetzes, der das Recht zur Kriegsdienstverweigerung behandelt, ein Teil jenes Artikels ist, der die Glaubens- und Bekenntnisfreiheit verankert. Das Problem der Kriegsdienstverweigerung ist seinem Ursprung nach ein religiöses Problem. Sein Kern ist die Stellung des Einzelnen im und zum Staat. Von den Stellen des Neuen Testaments, die sich darauf beziehen, sind die bekanntesten, das „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ und das „Jedermann sei den übergeordneten Obrigkeiten untertan“. Während sowohl die katholische als auch die evangelisch-lutherische Theologie die an diesen Stellen des Neuen Testaments aufgeworfenen Fragen meist dahingehend beantwortet hat, daß es ein grundsätzliches christliches Nein zum Kriegsdienst, das zugleich als ein Nein zum irdischen Staat schlechthin verstanden werden kann, nicht geben könne, hat der extreme Flügel des angelsächsischen Nonkonformismus (als „Nonkonformist“ wurde ursprünglich jeder, der nicht der Staatskirche angehört, bezeichnet) auf diesem grundsätzlichen Nein von Anfang an bestanden. Theologisch ausgedrückt könnte man sagen, daß jene Nonkonformisten die Trennung zwischen dem irdischen Staat und dem Reich Gottes aufzuheben versuchen und so Weltgeschichte und Heilsgeschichte ineinssetzen. Extrem ausgedrückt, stellt sich der Nonkonformist, indem er sein Gewissen über alle anderen menschlichen Instanzen setzt, auch außerhalb der staatlichen Ordnung. Auch die frühen Christen im römischen Reich verweigerten den Kriegsdienst. Erst seit das Christentum zur Staatsreligion, die Kirche zur Staatskirche wurde und die Theologie mit der Staatraison paktierte, obwohl sie ein leises Unbehagen darüber nie ganz hat unterdrücken können, gibt es christliche Soldaten.

Behält man diesen Ursprung der Kriegsdienstverweigerung im religiösen Nonkonformismus im Auge, dann wird die Diskussionsgrundlage um vieles klarer. Dann wird auch verständlich, warum es in England und besonders in Amerika, das ja größtenteils von nonkonformistischen Auswanderern besiedelt wurde, immer eine relativ große Anzahl von Kriegsdienstverweigerern gab. Für die romanischen Länder ist der Begriff beinahe neu, während er in Deutschland erst wiederentdeckt werden muß. Denn es wäre falsch, anzunehmen, daß er bei uns erst seit 1933 oder 1935 in Vergessenheit geraten ist. Auch ältere deutsche Lexika, wie zum Beispiel „Der Große Brockhaus“ von 1931, erwähnen nicht einmal das Wort. Herders Lexikon von 1933 definiert es nur kurz. Kriegsdienstverweigerung, heißt es dort, sei die Verweigerung einer Pflicht, die aus dem Gliedverhältnis des Staatsbürgers im Staat erwächst. Weiter wird erwähnt, daß vor dem Ersten Weltkrieg Angehörige gewisser religiöser Sekten ihrer Militärdienstpflicht als Krankenpfleger genügten. Die Kriegsdienstverweigerung hat also in Deutschland kaum eine Tradition. Allein in Preußen, im „militaristischen“ Preußen Friedrichs des Großen, gibt es in der deutschen Geschichte ein Beispiel für die gesetzliche Regelung des Rechtes der Kriegsdienstverweigerung. Im Jahre 1780 erließ Friedrich II. das sogenannte „Gnadenprivilegium für die Men-

noniten-Gemeinden im Königreich Preußen“, das die Angehörigen dieser Sekte, wie es hieß, „auf ewig“ vom Militärdienst befreite. Allerdings mußten ihre Gemeinden dafür eine jährliche Zahlung von 5000 Talern leisten. Im Lauf der nächsten Jahrzehnte wurde das durch das Gnadenprivilegium den Kriegsdienstverweigerern gewährte Recht insofern eingeschränkt, als ihnen das Erwerben von Grundstücken untersagt, ihre Gewerbefreiheit eingeschränkt und ihr Ausschluß vom Staatsdienst verfügt wurden. Mit dem Erlaß des Wehrpflichtgesetzes des Norddeutschen Bundes vom 9. 11. 1867 erlosch das Gnadenprivilegium. Seitdem gab es in Deutschland keinerlei Einschränkung der Wehrpflicht mehr. Zudem war die Zahl der Kriegsdienstverweigerer stets so gering, daß sich eine gesetzliche Regelung ihres Status' erübrigte.

In England und Amerika dagegen machte schon im Ersten Weltkrieg die Zahl der Kriegsdienstverweigerer, „conscientious objectors“ genannt, eine solche Regelung notwendig. In die Kategorie der „conscientious objectors“ fallen alle Wehrpflichtigen, die aus religiösen (oder moralischen) Gründen sich weigern, an Kampfhandlungen mit der Waffe teilzunehmen, und weiter jene, die rundweg allen staatlichen Anordnungen, die einen Krieg direkt oder indirekt unterstützen, den Gehorsam verweigern. Man nennt die zweite Gruppe „Absolutisten“, und sie werden in beiden Ländern unter Strafe gestellt.

Sowohl in England als auch in Amerika wurden kurze Zeit nach dem Inkrafttreten der Gesetze über die allgemeine Dienstpflicht — bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es keine derartigen Gesetze in den angelsächsischen Ländern und daher auch nicht die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der Kriegsdienstverweigerung — örtliche Tribunale zusammengestellt, welche die Motive jedes einzelnen Kriegsdienstverweigerers einer strengen Prüfung unterwarfen. In England wurden die, deren Motive als hinreichend befunden wurden, entweder in nicht waffentragende Abteilungen der Armee eingegliedert oder zu wichtigen Zivilarbeiten abkommandiert. Die Kriegsdienstverweigerer, die auf diese Weise ihrer Pflicht gegenüber dem Gemeinwesen erfüllten, unterlagen nach dem Kriege keiner Beschränkung ihrer Bürgerrechte. Die „Absolutisten“, die auch den Ersatzdienst verweigerten, wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt. Es wurde ihnen durch die „Representation of the People Act“ von 1918 das Wahlrecht für fünf Jahre entzogen.

In den Vereinigten Staaten glich die Behandlung der Kriegsdienstverweigerer bis auf geringfügige technische Einzelheiten der englischen. Auch dort wurden vor allem Angehörige bestimmter Religionsgemeinschaften — vor allem Quäker, Mennoniten und Mitglieder der Brüdergemeinden — nach Prüfung durch ein Tribunal vom Dienst mit der Waffe befreit, oder, wenn sie sich weigerten, überhaupt in der Armee zu dienen, in Arbeitslager abkommandiert, während die Absolutisten, die sich weigerten, den Anordnungen des Prüfungstribunals Folge zu leisten, nicht für Kriegsdienstverweigerung, sondern für die Nichtbefolgung bestimmter militärischer Anordnungen, meist des Gestellungsbefehles, zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Ohne Zweifel wird man in Deutschland bei der Ausarbeitung des Bundesgesetzes über die Kriegsdienstverweigerung die englischen und amerikanischen Erfahrungen berücksichtigen, so wie man sie in den 21 Ländern, in denen es bisher eine gesetzliche Regelung der Kriegsdienstverweigerung gibt, beachtet hat. Darum

sei noch ein Wort gesagt über das Kriterium, das der Anerkennung der Kriegsdienstverweigerer durch die angelsächsischen Tribunale zugrundeliegt. Denn dieses Kriterium kann zumindest dazu beitragen, die Mißverständnisse in der bisherigen Diskussion über die Kriegsdienstverweigerung in Deutschland aufzuzeigen.

In England und Amerika unterscheidet man „ehrliche“ und „unehrliche“ Kriegsdienstverweigerer. Wenn auch die Handhabung der Begriffe in England weitherziger ist als in Amerika, so gelten in beiden Ländern als ehrlich in diesem Sinne nur jene, deren Weigerung, Waffen zu tragen, im Religiösen und Ethischen gründet. Als „unehrlich“ bezeichnet man jene, die den Kriegsdienst aufgrund politischer Vorbehalte verweigern. Es erhebt sich natürlich die Frage, ob politische Motive, die zur Verweigerung des Kriegsdienstes führen können, nicht auch im Gewissen ihren Ursprung haben. Diese Frage stellt sich, wie es scheint, in Deutschland besonders eindringlich: ein Krieg könnte — aus der Perspektive der Gegenwart betrachtet, müßte er es sogar zwangsläufig — zum Bruderkrieg werden. Auch die politischen Motive, die hinter dem Aufruf zur Kriegsdienstverweigerung der sozialistischen Jugend und der Gewerkschaftsjugend stehen, haben ihren Ursprung in Gewissensentscheidungen. Überdies sind diese Motive überzeugend genug. Man weist in diesen Kreisen auf die Rolle der Reichswehr in der Weimarer Republik hin. Man zeigt mit dem Finger auf das, was man oft mit einem Schlagwort die „restaurativen Tendenzen“ in der Bundesrepublik zu nennen sich angewöhnt hat, und die Gefahr, daß diese restaurativen Tendenzen durch die Wiederaufrüstung noch mehr gefördert werden, ist nicht von der Hand zu weisen. Bleibt man bei dieser Argumentation, dann könnte man allerdings einwenden, daß allein die Kritik am Bestehenden, die rein negative Haltung, die den „Anderen“ das Feld überläßt, die Haltung derer ist, die ihre Hände in Unschuld waschen und obendrein aus dieser vermeintlichen Unschuld noch politisch-moralisches Kapital schlagen, das sie geizig horten. Ohne Zweifel hat schon in der Weimarer Republik die militant antimilitaristische Haltung der politischen Linken die Reichswehr noch mehr in die Position des Staates im Staate gedrängt, die eben von dieser politischen Linken so beanstandet wurde. Es besteht keine Garantie dafür, daß eine ähnliche Haltung heute nicht auch ein ähnliches Resultat zeitigen könnte. So interessant diese Aspekte der Argumentation für die Kriegsdienstverweigerung sein mögen, so genau zielen sie doch am Kern der Frage vorbei. Die angelsächsische Unterscheidung zwischen „ehrlichen“ und „unehrlichen“ Kriegsdienstverweigerern, die, um es kraß zu formulieren, nur das religiös-sittliche Gewissen gelten läßt, hat ihre tiefe Berechtigung. Der in diesem engen Sinne „ehrliche“ Kriegsdienstverweigerer wird nämlich seine Haltung niemals damit begründen, daß er in diesem oder jenem Fall nicht zur Anwendung von Gewalt, nicht zum Töten bereit ist. Er unterstellt sich vielmehr unbedingt dem Gebot „Du sollst nicht töten“, so unbedingt, daß er sogar bereit ist, sich außerhalb der menschlichen Ordnung des Staates zu stellen. Letztlich ist der „ehrliche“ Kriegsdienstverweigerer ein Anarchist, ein unpolitischer Mensch.

Auch die Utopie, auch die Erwartung eines Neubeginns der Geschichte, auch die Vorstellung von der Veränderlichkeit der Natur des Menschen und vom Ende aller Kriege ist unpolitisch. Nicht zu Unrecht hat die klassische

politische Philosophie solche Gedanken entweder nicht gekannt oder sie verworfen. So ist auch die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen kein politischer Akt. Das politische Moment der Kriegsdienstverweigerung liegt allein dort, wo Staatswille und Gewissen unvereinbar aufeinanderprallen.

Im Grunde ist eine gesetzliche Regelung der Frage der Kriegsdienstverweigerung problematisch. Doch ist sie ganz widersinnig nur in der extremen Situation, wo sittliches Bewußtsein und Staat mit der Ausschließlichkeitsforderung an das Gewissen des Einzelnen einander gegenüberstehen. Ein Kompromiß zwischen letzten Haltungen muß solche Gesetzgebung jedoch immer bleiben. In der Grundlosigkeit des Problems ist die Schwierigkeit seiner Diskussion begründet. Doch ist im demokratischen Gemeinwesen zumindest ein gewisser Spielraum gegeben, in dem Ausschließlichkeitsforderungen und letzte Haltungen einander ausbalancieren können.

Es gibt einen Gedanken, der — zu Ende gedacht — die furchtbarste Perspektive hat: Gefiele es Gott, noch einmal seinen Sohn zur Erde zu senden, und geriete der aus der Schwäche und Ohnmacht seiner Menschennatur handelnde Gottessohn nicht in die Hände römischer Kriegsknechte, wie einst, sondern in die Klauen der NKWD — nie hörte die Menschheit ein Wort mehr von ihm, wie die Heilige Schrift es überliefert. Statt des stolzen und zugleich demütigen Bekenntnisses in den Evangelien zur göttlichen Sohneschaft vernähmen wir neben Widerruf nur Selbstbezeichnung und Lüge, und der Hügel eines künftigen Golgatha, der sehr wohl ein Exekutionskeller der Neuzeit sein könnte, bliebe aller Welt verborgen, unhörbar der Aufschrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“, unhörbar das „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Satans Bemühungen zielen ja darauf ab, die Menschennatur von ihrer göttlichen Übernatur zu trennen — bis zur völligen Spaltung und völligem Individualitätsverlust, jener Schizophrenie, die alle mit physischem und psychischem Zwang entmenschten Opfer der sowjetischen Terrorverhöre kennzeichnet und die, weil die Gottlosigkeit anstreben muß, das Bild des nach Gottes Antlitz geschaffenen Menschen auszulöschen, der furchtbarste Anschlag des Teufels gegen den in seiner Schöpfung wirkenden Gott ist.

Edzard Schaper: „Untergang und Verwandlung“

Das Abendland und das Kleine

Europa ist ein Kontinent, eine geographische und politische Realität; in Abhebung zu dieser Realität ist das Abendland eine Wirklichkeit, die auf dem Grunde Europas gewachsen ist. Es hat keinen erkennbaren Sinn vom Abendland zu sprechen in jener Zeit, in der etwa die einheitliche und einigende Kultur der Bandkeramiker von Kreta über Südrußland bis Schlesien, den Donaunraum und Balkan bis Süd- und Mitteldeutschland einbeschloß; dasselbe gilt in noch verstärktem Maße für jene frühen Jahrzehntausende, in denen Europa im Strom der Eiszeiten und der frühgeschichtlichen Wanderungen versank. Es hätte sodann keinen berechtigten Sinn mehr, vom Abendland zu sprechen, wenn Europa versinken würde in einer standardisierten Massenzivilisation, in einem Atomzeitalter, in dem Häuser, Flugzeuge, Automobile, Moden und Menschen prefabriziert würden, getypt, genormt nach jeweiligen Tagesmoden dieses und jenes Diktators und Kollektivs. Abendland ist also nur verständlich als eine geschichtliche Größe: sie erhebt sich aus dem Meer des Vorgeschichtlichen und Frühzeitlichen, aus dem Urgrund des Seelischen und Biologischen, das der ganzen Menschheit einheitlich gegeben ist, aus dem Chaotischen zugleich, das mit dem Ungestalten, Unförmigen, Ungeformten verbunden ist. Das ist wichtig, im folgenden immer festzuhalten: Abendland ist keine stabile Größe, kein Gesichertes, kein Garantiertes — sondern, in jeder geschichtlichen Stunde, in jeder Gegenwart, ein zu Leistendes: eine Aufgabe. Eine Aufgabe, die oft nur erfüllt wird im Scheitern. — Abendland ruht auf einem ewig unruhigen Untergrund: auf dem vulkanischen Wesen der Tiefe, in der ruhe- und rastlos die Triebe und Leidenschaften der Menschen in Tätigkeit sind, wie Ströme unter der Oberfläche des Meeres, wie etwa der Golfstrom. Der Golfstrom vermittelt Westeuropa bis weit in den Norden hinauf ein mildes, menschenerträgliches Klima: wir berufen ihn hier als Sinnbild, um das Ambivalente, Doppelwertige dieser Abhebung des Abendlandes vom großen gemein menschlichen Grunde und Untergrunde anzuzeigen. Es wäre Überhebung — und europäische Ideologen, Politiker und Staatsmänner sind ihr nur zu oft verfallen — in der großen schicksals- und geschichtsmächtigen Erhebung des Abendlandes über das Dumpfe und Dunkle, über den Untergrund des Gemein menschlichen mit seinen undurchschaubaren Tiefen und Abgründen nur das Positive zu sehen und dergestalt der Verachtung zu verfallen, die, sehr zu unser aller Schaden sooft Westeuropäer Osteuropäern, westeuropäische Christen den Ostchristen, Europäer den Asiaten und farbigen Völkern gegenüber unbillig zur Schau getragen haben. Das Abendland muß für diese seine Erhebung in die Helle eines typisch abendländischen Bewußtseins und typisch abendländischer wacher Religiosität immer wieder einen hohen Preis bezahlen: denn die Gefahr des Verdorrens, des Austrocknens, des Erstarrrens in Positionen und herrscherlichen Systemen des Geistes und der Macht ist überall dort gegeben, wo der Mensch sich

erhebt über die „Mutter“, über den dunklen vorbewußten, vorrationalen seelischen und biologischen Grund, über das „Meer“ und das „Wasser“, aus dem ältester biblischer und griechischer Weltweisheit zufolge, alles Leben aufgestiegen ist.

Die ersten dramatischen Berichte vom Drama, von der Tragödie der Geburt des Abendlandes finden wir bei den Griechen: bei Hesiod und den Tragikern, zumal bei Aischylos und noch Sophokles. Hesiod schildert in seinen „Tagen und Werken“, *erga kai hemerai* — beachten wir den hochcharakteristischen Titel: das Abendland scheidet aus dem All, aus dem Kosmos, aus dem großen Ganzen zuerst bewußt sich „Tage“ und „Werke“ aus, grenzt sich ein Feld ab, auf dem der Bauer in Grenze und Maß sich Frucht, Ernte, Lebenssinn gewinnt — Hesiod schildert da die Kämpfe des Chaos, die Kämpfe im Chaos, wie zahllose Götter, Dämonen, Mächte der Höhe und Tiefe sich zeugen und morden und verschlingen, und wie dann mit Zeus, dem Einen Gott und seiner Herrschaft, der neue Mensch heraufkommt: der Mensch, der auf den kargen Feldern, unter der glühenden Sonne Griechenlands, den Ölbaum hegt und das Schaf, sodann Rosse züchtet, und es wagt, von seinen Inseln und schmalen Klippen weg die See zu befahren: das Unbewußte und Unterbewußte zu bewältigen, im schmalen Kahn. — Die Griechen kennen und achten das Kleine: ihre großen Herren, Halbgötter und Könige sind Helden, die um Schafe und Rinder kämpfen, die als Kleinkönige auf hundert kleinen Burgen hausen und dann in kleinen Städten Gehege schaffen, in denen einige hundert und tausend Menschen tagtäglich sich bereden, sich streiten, *sich bestaunen*: aus diesem Staunen über die Größe des kleinen Menschen, dieses gebrechlichen, kranken Wesens, wird sowohl die Staatskunst geboren wie die Philosophie: in entschiedener Abwendung zu allem Schwärmen und Sichverlieren an die großen, außermenschlichen Mächte, die immer auch da sind, die aber der Mensch hegen soll, ehren, umgrenzen: im Tempel, im heiligen Hain, in der Säule, in Grab und Altar. Die Religion der Römer ist hier schon zugegen: dieses scheue, wache Hinsehen darauf, was jedem Gott und jedem Menschen zukommt, an Rechten und Pflichten.

Die Griechen kannten also schon das Kleine; auch die Römer kennen das Kleine und die Kleinheit des Menschen: Rom ist nicht nur aus kleinsten bescheidensten Anfängen erwachsen, sondern hat in seiner großen Zeit das Kleine und den kleinen Menschen geehrt und in Krisenzeit zum Lenker der Geschicke berufen. Früh jedoch wird im römischen Raum etwas sichtbar, was später, in der Zeit der Kaiser, Diktatoren, der Weltherrschaft und der Massen, Keime aller künftigen Katastrophen in sich trägt: die Angst vor dem Kleinen, vor der eigenen Kleinheit, und der Versuch, diese Angst zu über-täuben durch eine äußere Größe der Zahl, der Quantität — der Verlust damit des Sinnes für Qualität und für das spezifisch Personhafte, das immer an ein Kleines gebunden ist, wie wir noch sehen werden. Da ist es zunächst der Staat, die Großgemeinde, die gar nicht groß genug sein kann, sodann die Statuen, Tempel, Städte, die gar nicht groß genug gebaut werden können. Je größer die innere Schwäche, die Schwäche der Charaktere und der persönlichen Substanz wird, umso stärker und unüberwindlicher wird der Drang, die arme innere Kleinheit zu betäuben durch äußerlich große

Bauten der Macht, durch riesenhafte Werke in Marmor, Gold, Elfenbein, glitzernd und gleißend in allen Farben der Versuchung, der Propaganda. Propaganda tritt überall dort auf, wo es nötig scheint, innere Schwäche zu übertönen durch äußere Größe. Wo also die Lebenskraft erlahmt, wo die Dinge, Verhältnisse und Menschen in ihren natürlichen Strahlungen nicht mehr Genüge tun, weil diese erlahmt ist oder nicht mehr vernommen wird — dort muß das Scheinwerferlicht neue Größe erfinden und vortäuschen durch die Ballung von Quantitäten, die die schwindende Macht aufschminken sollen zu einer Größe, die ihr nicht mehr innewohnt. In Roms Verfallenheit an äußere Größe, an den Aberglauben äußerer Macht, mitten in die lärmende Propaganda für den Kyrios Nero, für den kaiserlichen Weltherrscher, tritt als ein Zeuge für die weltumwälzende Macht des Kleinen und der Kleinen, das frühe Christentum ein. In Groß-Städten, die keinen Vergleich zu scheuen haben mit heutigen Großstädten, in einem Großreich, das an Macht und Grausamkeit ebenfalls keinen Vergleich zu scheuen braucht mit heutigen Gebilden, wird also nunmehr die Frohe Botschaft von der weltwandelnden Kraft des Kleinen und Kleinsten verkündet: das Reich Gottes gleicht einem Senfkorn; Salomon und alle Großherren dieser Welt können sich in ihrer Pracht nicht vergleichen der Schönheit einer Lilie auf dem Felde. Der Mensch soll werden wie ein Kind, und das hieß damals, in einer Zeit, die kaum etwas ahnte von der Größe des Kindes, er soll werden wie ein ganz schwaches, rechtloses, armseliges Wesen, das nicht für sich sorgen kann.

Mit dem Christentum wird das Abendland geboren: denn jetzt erst wird die Tiefendimension des Kleinen entdeckt und geschichtsmäßig erwiesen als eine Macht, die befähigt ist, Mensch und Welt zu wandeln (nicht nur zu ändern, wie alle äußeren Größen immer wieder verheißen). Seither gibt es, wenn auch oft und immer wieder nur in Inseln, in Zellen, ein Abendland. Seither darf sich als Abendländer bekennen und benennen nur ein Mensch, der um die Größe des Kleinen und Kleinsten weiß. Auch heute scheiden sich in Europa und in aller Welt die Menschen des Abendlandes deutlich von allen Anbetern anderer Götter und Götzen durch ihr Wissen um die Wirklichkeit des Kleinen. Wo dieses Wissen verloren geht — und es kann überall verloren gehen, in Berlin und in Rom, an allen Orten Europas — ist das Abendland nicht mehr da: in das leere Haus ziehen die Dämonen der Quantität, die Krebskrankheiten der Großmannssucht und Überhebung ein; und an die Stelle der Stille tritt der Lärm, an die Stelle des Wachsens das Organisieren in immer größeren Einheiten, an die Stelle steter Substanzbildung der Verzehr und Verschleiß in Riesenproduktions- und Vernichtungsanstalten. — An der Achtung und Hegung des Kleinen und Kleinsten, das ja sehr oft auch unscheinbar genug ist, scheinbar machtlos und hilflos, erkennt man zu jeder Stunde den Abendländer, und den Christen.

Was ist das nun für ein Kleines, Unsichtbares, Geringes, Übersehenes, das dem Menschen des Abendlandes so große Kraft spendet, daß er, unverwirrt durch den Lärm der Schlachten und aller äußeren Ereignisse, unverwirrt durch den Druck der großen Mächte und großen Herren, seit bald zweitausend Jahren immer wieder beim Kleinen einkehrt, Kraft findet, Kraft schöpft — und dann hingeht, und sein Werk verrichtet? — Und die Welt wandelt. Denn dies Eine wollen wir uns doch hier nachdrücklich genug vor-

stellen: es kann sich, gerade heute, in großer Krisen- und Wendezeit, nicht darum handeln, etwa die Weltgeschichte zu privatisieren oder zu verniedlichen und ein falsches Lob falscher Heimlichkeit zu singen — und etwa den Rückzug in den Winkel zu predigen, den Abschied an das Wirken in der Welt, die immer Gegenwart ist. Wenn hier von der Größe des Kleinen zu handeln ist, dann kann und darf das nicht heißen, daß nunmehr etwa an die Stelle des Mythos der äußeren Macht und Größe, an die Stelle der Illusion der Zahl und der Quantität ein anderer Mythos vom Kleinen gesetzt werden soll: ein solcher Mythos wäre nicht besser als sein Gegensatz. Für den Menschen des Abendlandes geht es heute darum, die Wirklichkeit, die ganze Wirklichkeit kennenzulernen, ihre Härte, ihren Preis, ihre Kosten, die sie jedem Mitspielenden abverlangt, und im Angesicht ihrer Härten den Zugang zu den Quellen zu finden, den Einstieg in die Tiefe, den Zugang zur Substanz, aus der Erneuerung und Kraft uns zukommen: Kraft, um bestehen zu können mitten im Wandel der Dinge und Verhältnisse unserer Zeit.

Das Kleine, als eine Realität, als eine Wirklichkeit, die Berge versetzen kann, das die Welt bewegt und den Menschen die Macht gibt, in aller Wandlung sich neu zu gewinnen, wollen wir uns nun in zwei Aspekten vorstellen: in einem mehr äußeren, raumzeitlichen Aspekt, und in einem mehr inneren, innerlichen, geistig-seelischen Aspekt. Die Beziehungen dieser beiden Aspekte sind innig und offenbar, das heißt offen sichtbar und zugleich hochkomplex und kompliziert, tief in Geheimnisse verborgen, wie es für alle Dinge der Natur und Übernatur im ersten und letzten gilt: ein heilig offenbar Geheimnis, allen bekannt und unbekannt. Um es an einigen Bildern zu zeigen: jeder von uns nutzt die Elektrizität, wer aber von uns weiß, was diesem Phänomen wirklich zugrundeliegt? Kind und Greis ärgern sich über eine Mücke, freuen sich am Spiel des Falters im Sommer, an der Schneeflocke im Winter — wer von uns vermag aber die innerste Struktur dieser kleinen Tiere und Naturerscheinungen zu durchschauen bis in ihre letzten Gesetze hinein? Wir sehen ein Lächeln, und wir sehen für einen Augen-Blick, den Schimmer des Mißmutes auf dem Gesicht eines bekannten oder unbekannten Menschen: wir glauben, den Menschen, das Wesen Mensch, zu kennen; und wissen doch nicht einmal, was in eben diesem Augenblick wirklich vor sich geht, in der Tiefe dieses Menschen — Vorgänge, die oft riesenhafte Dimensionen annehmen können und sich uns nur bekunden in einer kleinen, leicht übersehbaren Geste, in einem kurzen Aufblitzen etwa im Auge eines Asiaten, kürzer als die Erscheinung eines Blitzes, und doch drängt sich in ihr zusammen ein tausendjähriges Mißtrauen und eine oft vielhundertjährige Erfahrung mit Europäern.

Es geht weit über den Rahmen dieser Skizze und das Vermögen des Verfassers hinaus, die vielfältigen Verbindungen zwischen diesen beiden Aspekten des Kleinen aufzuzeigen. Es muß hier genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß ein inniger Zusammenhang besteht zwischen einem äußerlich Kleinen und Kleinsten und der inneren Dimension des Kleinen, des Kornhaften und Kernhaften, des Samens, des Unsichtbaren, des Spirituellen und Seelisch-Geistigen. Es ist nämlich so, daß das äußerlich Kleine und Kleinste, in Raum und Zeit Kleine eine unerläßliche Vorbedingung für das Wachstum und die Entwicklung des Geistigen, des Seelischen ist. Der Europäer ist zum Abendländer geworden, weil er immer wieder aus aller äußeren Größe eingekehrt

ist in kleine und kleinste Räume und Verhältnisse, um in ihnen eine Hegung des Geistes und der Seele, ein Erstarken des Glaubens und der Vernunft zu finden. Der Mensch wächst, als Mensch, nur in kleinen Räumen. In ihnen lernt er Maß, Grenze, erfährt er, wie es wirklich um ihn bestellt ist. Räumliche Größe, die über Menschenmaß hinausgeht, verführt zum Ausschweifen, zum Auszug und Ausguß der Substanz, zeitliche Größe und Weite verführen zu Illusionen, verlocken zu Ideologien, zu geistigen und seelischen Wunschträumen: da wird dann, in der Tiefe der riesigen Räume und Zeiten ein Reich Gottes zu bauen gesucht, ein Drittes Reich des Heiligen Geistes, und bereitet wird eine Hölle, eine sehr irdische Hölle, weil der Mensch sein Maß, seine Grenze und damit die Herrschaft über seine eigenen Kräfte verloren hat. —

Ein schmales Bett, in einem schmalen Haus, in der Kleinstadt Weimar: Schillers Arbeits- und Sterbezimmer. Kaum größer, ist, in meiner Erinnerung, die Kammer, in der grünüberzogen das einfache Bett steht, in dem Goethe schlief. Ein Spaziergang von wenigen Stunden, an einem stillklaren herbstlichen Vormittag, durch die Altstadt von Königsberg, umreißt das ganze Reich, in dem, lebenslänglich, von der Geburt bis zum Tode, der größte Denker der Demokratie in Deutschland, der Denker des zur Freiheit berufenen Menschen, Immanuel Kant, sein Leben lebte. Wer heute, in der Großstadt Paris, zu diesem und jenem bedeutenden Denker und Menschen den Weg sucht, steigt durch enge alte Straßen enge Stiegen hoch zu engen Stuben, um dort etwa Gabriel Marcel zu besuchen. — Wenn also heute noch, wie im Zeitalter Goethes und Kants, so viele schöpferische Menschen, man darf wohl sagen, die echten und die ernsthaftesten unter den Europäern, in kleinen Städten und kleinen Räumen, in Landflecken und winzigen Orten ihr Leben leben, ihr Werk schaffen, dann stehen sie damit in der tausendjährigen Tradition des Abendlandes. Diese beginnt in Europa — nachdem das Kreuz von Golgatha den Wegweiser errichtet hat — in den *Häusern* jener römischen Patrizier und adeligen Frauen, die den Petrus und die Seinen aufnahmen, und zugleich in den armseligen winzigen Mietswohnungen in den Hinterhäusern der großen Stadt, der urbs, in denen kleine Leute den Worten des Webers Paulus lauschten. Das *Haus* — nicht das Reich, das Großreich — sondern das Haus ist seither die Heimat des abendländischen Menschen. Das Haus, in dem alle Dinge nah sind, konkret, sehr wirklich, die Küche und der Keller, der Estrich, die Tür, das Bett und der Tisch, gerüstet zum Abendmahle. Das Haus, das ist aber zugleich die Familie, familia im alten umfassenden Sinn des Wortes, die Sippe, die Freundschaft, also die Verwandtschaft, dazu Mägde und Gesinde, Martha und Maria, Kinder und Greise. Europa wird zum Abendland als eine Gemeinschaft von Häusern: im alten staatsrechtlichen Begriff von der casa d'Austria, der maison de l'Autriche, des Hauses Österreich, schwang noch dieses Bewußtsein mit vom konstitutiven Sinn des Hauses. Im Hause sind Gott und Mensch beheimatet, begegnen sich hier in Speise, Trank, Mahl, Opfer. Im Hause sind auch die Toten zugegen. Wer in San Giovanni e Paolo in Rom hinabsteigt, findet da, eng beieinander, Grabstätte und Mahlstatt: das alte Haus barg Gott und Mensch, junge Kirche und junge Gemeinde, in der *Freundschaft Gottes* — amicitia dei — die Hausgenossenschaft Gottes. Hier konnte, im täglichen Umgang mit den Seinen und mit den Fremden, die hier zu Gast weilten

der Mensch reifen zu einem guten heilen Sein. Das Haus forderte redliche
Waltung und Verwaltung, also eine nüchterne hausväterliche Rationalität —
von Mann und Frau: für viele Leiber und Seelen galt es ja zu sorgen und
sie durch die Stürme der Zeit sicher zu geleiten. — Der Vater des Abend-
landes, der heilige Benedikt, Sproß altrömischer Patrizier, holt in einer
Zeit, in der Europa von schweifenden Heeren fremder Eroberer, aber auch
von schweifenden Massen proletarisierter Landarbeiter, ehemaliger an die
Scholle gebundener Kolonnen durchzogen und zu einem Zerrfeld unguter,
oft katastrophaler Spannungen, ewiger Kriege, verwandelt worden war, in
dem auch die Intellektuellen, die Rhetoren unstet zwischen Trier und dem
Osten — denken wir noch an die Wege des heiligen Hieronymus — hin und
her wanderten, auf der Flucht vor häretischen Kaisern und feindlichen Hor-
den, in einer Zeit, in der auch Bischöfe — im Gefolge der reisenden Kaiser —
und Priester weder äußere noch innere Stete gefunden hatten und die Mön-
che schweifend von Ort zu Ort, von Einöde zu Einöde und von Stadt zu
Stadt wanderten — wie Jahrhunderte später die irischen Wanderpriester —
da holt Benedikt eine kleine Handvoll Menschen in die Stille heim — in
die *stabilitas loci*, in die karge Enge des kleinen und kleinsten Raumes.
Wir können uns dieses erste Monte Cassino und die ersten benediktischen
Klöster nicht klein, eng, bescheiden genug vorstellen. Wir wissen nicht, was
die Heerführer und Generale, die Diktatoren, Eroberer, Invasoren und
Herrscher der Völkerwanderungsjahrhunderte von diesen kleinen Zellen
dachten — denn vieles, was ihnen später zugedacht wurde, ist Legende, sieht
bereits von der Warte des weltgeschichtlichen Erfolges auf diese ersten Heime
des Abendlandes. In ihnen fand der europäische Mensch heim aus der Maß-
losigkeit der Gnosis, aus dem Schwärmen östlicher Sekten, aus dem Macht-
rausch des Großreiches: die saubere Grenze, die Kargheit des kleinen Klosters,
die harte Arbeit auf dem oft unergiebigen Boden lehrten ihn jene Nüchtern-
heit und Rationalität, jenen Sinn für das Konkrete, Nahe, für das Lob Gottes
im Dienst am Nächsten und Nächsten. Kein schärferer Kontrast zur hoch-
tönenden Rhetorik des kaiserlichen Hofes und zum lauten Lärm der krie-
gerischen Horden ließ sich ersehen als diese bewußte und gewollte Einkehr
zum Kleinen und zur redlichen Erfüllung kleinster Dienste. Mehr als tausend
Jahre später hat ein großer Einsamer, der Benedikts Denken fern steht, das
Unglück des in Geist und Seele, in Weltflucht, Weltsucht und Machtgier aus-
schweifenden unbehausten Menschen mit einem Satz angesagt, der in Negativ-
form etwas vom Geheimnis Benedikts und der Schöpferkraft des Abend-
landes verrät. Blaise Pascal meint, das Unheil des modernen Menschen komme
von seiner Unfähigkeit, allein, in einem Zimmer auch nur eine Stunde weilen
zu können. Mit sich, ohne äußere Tätigkeit und somit ohne Ablenkung.
Europäer wurden zu abendländischen Menschen in der Disziplin des Römers
Benedikt von Nursia: hier lernten sie es, sich in engumgrenzten kleinen
Räumen zu bescheiden, hier zu verharren, hier sich Gott, der Welt, sich
selbst zu stellen. Die Strahlkraft dieser kleinen Räume durch die Jahrtau-
sende hindurch ist außerordentlich: sie fließt, wie alle geschichtsmächtigen
Bewegungen, in vielfältigen Rinnsalen aus, und begegnet uns, in gewandelter
Form, in Zeiten und Menschen, die scheinbar nichts mehr wissen, in ihrem
Oberflächenbewußtsein, vom *ora et labora* des Benedikt. Es sind ja nicht

nur Tausende von Mönchen und Klerikern, die im karolingischen Frankenreich, in den Königreichen des Mittelalters gelehrte Studien und Landwirtschaft betreiben, sondern es sind zunächst einmal die großen weltlichen europäischen Humanisten, die, über Erasmus von Rotterdam bis Voltaire, bis zur Gegenwart, oft unbewußt in der Schule dieses frühen monastischen Lebens stehen. Die enge Stube des mittelalterlichen Scholastikers, die Gelehrtenstube der frühen Neuzeit, die Kammern Roger Bacons und eines Johannes Kepler, eines Kopernikus und Galilei, eines Faust, sind noch Abkömmlinge der stillen Zellen, der Stuben jener Männer und bald auch Frauen, die sich entschieden zurückzogen in diese kleinen Räume, um in ihnen *die Größe Gottes und des Menschen* zu erfahren.

Hier, im engsten und kleinsten Raum, in dem es kein Ausweichen gibt, entdeckt der abendländische Mensch zunächst etwas, was alle Großreiche der Antike, was selbst die antiken Meister des Kleinen, die Griechen, nur ahnten, wessen sie aber nie mächtig wurden: die Dimension der Seele, des Inneren und Innerlichen, des Geistigen und Geistlichen. Es sind Kräfte, welche die Welt erschüttern werden: alle Revolutionen und alle Renaissance, alle inneren und äußeren Erhebungen im Abendlande werden hier ausgezeugt, ausgeborn und ausgegoren in den winzigen Stuben europäischer Menschen, in denen, in der täglichen Konfrontation mit ihrer eigenen Schuld, mit der Not ihres Lebens und ihres Gewissens, jene Kräfte entbunden werden, die so vielgestaltig aufbrechen in innerkirchlichen Reformen, in über die Kirche hinausdrängenden Erhebungen, in politischen Revolutionen, in Erfindungen, die seit dem hohen 18. Jahrhundert beginnen, das Antlitz der Erde zu ändern.

Die großen Entscheidungen fallen, alle, im kleinsten Raum: in der winzigen Zelle des Franziskus werden die Kräfte der Freude und des Friedens entbunden, die wenige Jahrzehnte später bereits hinauswallen, über Europa hinaus — Franziskaner dringen an der Schwelle des 13. Jahrhunderts bereits bis Sarai an der Wolga vor, stoßen im 14. Jahrhundert in die Tiefe Asiens hinein. Auf seinem Krankenlager, in den Bergen und Burgen des Baskenlandes, bricht im Ritter Iñigo die Kraft auf, die ihm die Größe des allesübergreifenden Gottes und die Größe des kleinen Menschen zeigt. Mit sechs Mann wird er dann am Montmartre in Paris stehen: der Freiheitsrausch der frühen Jesuiten, der sie mit Paulus drängt, allen alles zu werden, der sie nach Amerika und China führt, wurzelt in dem einzigartigen Erlebnis ihrer Exercitien: in engster Zelle, ganz auf sich zurückbezogen, erfährt hier der intellektuelle Mensch der Neuzeit, wie ungeheuer stark die Kräfte seines Innern sind, wenn er sie von Gott entbinden läßt, wenn er sich, wie Ignatius an Nadal schreibt, wie eine Schneeflocke zerschmelzen läßt auf Gottes Feuerhand.

Ignatius praktiziert in seiner Neugründung, in der Gesellschaft Jesu, die gesellschaftliche Erfahrung nicht nur der älteren Orden und ordensähnlichen Institutionen, sondern auch — und deshalb wurde er bereits als Student der spanischen Inquisition verdächtig — die Erfahrungen und Arbeitsmethoden der religiösen Nonkonformisten Europas, jener Menschen, die teils aus eigenem Drang, teils von außen getrieben, den Schoß der Kirche verließen und in tausend kleinen Gruppen vom frühen Mittelalter her Europa durchsäuern und durchwandern. *Oportet et haereses esse* — es muß Häresien geben —

dieses zukunftsweisende Wort des Paulus ist in seiner Tiefe und Tragik noch heute wohl für uns alle unergründlich. Der Mensch in den Ghettopositionen der Großkirchen, der konfessionellen Staatskirchen und Kirchenstaaten der absolutistischen Neuzeit, der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, nach den Bürgerkriegen in England, Frankreich, im Reich des 16. und 17. Jahrhunderts, sieht allzuleicht nur die Gifte, nicht auch die Gaben, die aus der Unterwanderung und Durchsäuerung Europas durch den religiösen, später auch politischen Nonkonformismus entstanden sind. So billig ist jedoch die Geschichte nicht: das Jammern und Klagen über die verlorene Einheit, Macht und Größe der in einem Glauben, unter einem Kaiser und einem Papst geschlossenen frühmittelalterlichen Welt übersieht, daß an den religiösen und geistigen Erhebungen, die vom 11. bis 20. Jahrhundert in Europa hinausdrängen über den Schafstall der Einen Kirche und des Einen Staates, ja nicht nur ein reiches Maß von Schuld — Schuld auf beiden Seiten — beteiligt ist, sondern auch die spezifische Größe, und der Reichtum des abendländischen Menschen, des europäischen Christen: in der Härte und Enge des kleinen Raumes, in den kein Licht vom großen blendenden Glanz der großen Reiche und der Kirche hereinfällt, begegnet der Einzelne, die Person, das Individuum seiner Schuld, seinem Gewissen, einer seelischen und geistigen Not, die sich durch alle Manifestationen der Rhetorik, der großen Worte und der großen Haupt- und Staatsaktionen nicht beschwichtigen läßt. Hier wächst also das „hier stehe ich, ich kann nicht anders“ — das Wort Luthers, in dieser Form legendär, inhaltlich aber wirklich und so wirksam, daß es von nun an die Herzen, Seelen und Leiber der Europäer durchschneiden wird als ein Schwert, das zur Entscheidung aufruft. Hier, in den engen Stuben armseliger Weber, kleiner Handwerker und Bauern wächst, in den Schwärmern, in Sebastian Franck, in Paracelsus, in den Stillen im Lande, wie sie im 18. Jahrhundert heißen, jene Vision vom Inneren Reich heran, von der inneren Kirche des reinen Geistes, einer geläuterten Menschlichkeit — die mächtigste Quelle der Aufklärung, des Deismus, der Religiosität noch eines Kant, Schiller, Goethe. Es ist relativ leicht, die Einseitigkeiten und Halbheiten, die Beklommenheit und das Resentiment dieses Denkens und Fühlens der religiösen Nonkonformisten aufzuzählen, es ist schwer, ihnen gerecht zu werden. Vielleicht kommt erst heute, im Zeitalter moderner Totalstaaten, im Angesicht der Drohung weltweiter totalitärer Gebilde die Stunde, die abendländische Größe dieser Kleinen zu würdigen, zu würdigen auch und gerade von seiten katholischer und protestantisch-staatskirchlich gebundener Menschen. Diese Kleinen und Kleinsten haben nämlich, in ihren Gruppen und Gemeinden, mitten durch eine vielhundertjährige Verfolgung hindurch, die sie über die Grenzen Europas hinausdrängte, nach Moskau und dem Osten einerseits, nach Amerika andererseits — die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind unverstündlich ohne das Wirken der verfolgten europäischen Nonkonformisten, dieser Presbyterianer, Puritaner, Quäker, hundert verschiedene religiöse Denominationen — Europa und der Welt einige Erfahrungen eingebracht, von denen heute alle Menschen lernen können, die ihren Glauben verteidigen und die ein gewisses Maß von Freiheit erkämpfen oder bewahren wollen. Diese vielverfolgten Waldenser, Hugenotten, Täufer, aber auch katholische Gruppen in der Diaspora, in den von protestantischen Staatskirchen beherrschten Gebieten Nordeuropas und Eng-

lands etwa, entwickelten, zusammengedrängt oft in wenige Häuser und kleinste Gruppen, Tugenden und Tüchtigkeiten, die vorbildliche Bedeutung haben: da ist es zum ersten die Idee und Praxis der Brüderlichkeit, des Einstehens Aller für Einen und jedes Einzelnen für alle. Diese Brüderlichkeit ist bekanntlich in der Französischen Revolution auf den Schild der Weltgeschichte gehoben worden: alle Schändungen und Verzerrungen, die sie erlitten hat, vermögen jedoch gerade heute nicht ihre tiefere und reinere Bedeutung zu verhüllen: das Christentum, das Christsein der Zukunft wird brüderlich sein, im Sinne jener großen interesselosen Brüderlichkeit, welche ein Charles de Foucauld und seine kleinen Brüder des Père du Foucauld lehren und leben, und wie sie die große katholische Lehrmeisterin von der weltüberwindenden Größe des Kleinen, Therese von Lisieux, zeigt. Das Christentum der Zukunft wird strahlkräftig werden nur durch ein echtes Brudersein — auch zwischen Kleriker und Laien — oder es wird absinken zu Ghettobildungen, zu eng vergilbten starren Interessenverbänden und Machtpositionen, die sich eben, wie Hund und Katze, mit anderen großen Interessenverbänden um Macht, Einfluß, Geltung auf dem Lotterbett der Weltgeschichte balgen — ohne den Einstieg zu gewinnen in jene Tiefe, in der die Quellen des Lebens sprudeln, jene Quellen des ewigen Wassers, die der Herr der Samariterin und den Zöllnern und Sündern gezeigt und gegeben hat, die mit ihm zusammen waren in den kleinen Gruppen in den Häusern und Heimen der Fischer und einiger Vornehmer im kleinen Lande zwischen Jerusalem und dem See Genezareth. — Die hundert und tausend kleinen Gruppen und Gemeinden der religiösen Nonkonformisten Europas haben gerade auch in den letzten Jahrhunderten Europa, für ganz Europa, einige unschätzbare Erfahrungen eingebracht. Zum ersten: es ist möglich, auch bei stärkster Verfolgung, unter dem Druck feindlicher Staats-, Polizei- und Geistgewalt, ein Eigenes, Unabdingliches zu bewahren und zu erhalten. Als sich, im frühen 19. Jahrhundert, die Verbote lockerten, bot Europa, das Abendland ein faszinierendes Schauspiel: keine geistige und religiöse Idee, Richtung und Bewegung, die jemals aufschien in Europas Geschichte in den letzten 2000 Jahren, ist ganz untergegangen, mochte sie auch hundertmal todgesagt und ausgerottet scheinen, gemäß den Berichten der Sieger des Tages. Hier liegt ein großer Trost: wenn es schon faktisch unmöglich ist, selbst halbe, sehr einseitige, verstümmelte, bisweilen schielende, in jeder Weise unausgeglichene Ideen, ein Geistesgut und Seelengut, das in keiner Weise dem Ganzen und der Ganzheit, der Fülle des Göttlichen und Menschlichen gerecht wird, auszurotten und zu liquidieren, wie die Manager des Totalitären heute sagen, um wie viel mehr erweist es sich als unmöglich, Lehre, Weisheit und Wirklichkeit des Ganzen, das Katholon, das Katholische, das ganze Christsein, auszurotten. Aller Kleingläubigkeit in den Großkirchen und in den Menschen, die immer wieder nur auf den äußeren Erfolg, auf äußere Größe sehen, wird hier eine Lehre erteilt. Eine zweifache Lehre: die Praxis, das Leben dieser kleinen, oft winzig kleinen Gruppen und Gemeinden verfolgter religiöser Nonkonformisten, enthält eine ganze Reihe von Übungen und Erfahrungen, wie das eigene Glaubens- und Geistesgut zu wahren und zu verteidigen ist mitten in einer feindlichen, argwöhnischen und verfolgungssüchtigen Umwelt, die sich heute alle Christen zunutze machen müssen, die hinter Eisernen und Bambus-Vorhängen, in

China, in den Volksdemokratien leben müssen. Sie sind ja nicht zur Flucht aufgefordert, sondern zum Ausharren, zum Austragen des Lebens mit ihren feindlichen Brüdern, Verwandten, Mitbürgern, Arbeits- und Berufskameraden.

Zum andern: die Menschen, Männer, Frauen und nicht wenige standhafte Kinder, die da in den letzten Jahrhunderten auf den Scheiterhaufen und Galeeren, in den Straflagern dieser und jener Großmacht, Großkirche, Staatskonfession lebten und starben und, unverführt durch alle Versuche einer Zwangsbekehrung, der Verführung auch durch große Versprechungen, auf den Funken in ihrer Seele, auf das Seelenfünkeln ihrer Überzeugung sahen und dieses kleine Gut höher achteten als alle Schätze und Größen dieser Erde — diese Menschen haben den Christen in den herrschenden Konfessionen und Großkirchen, die sich oft nur allzuwillig faszinieren ließen von äußerer Staatsmacht und Kirchenmacht, ein auf die Dauer unübersehbares Zeichen gesetzt: sie waren es ja, die den Massen der in ihren staatskirchlichen Positionen allzu sicher und schlafsaft gewordenen europäischen Christen, die denn auch wehrlos in zwei Weltkriege hineintaumelten, nicht gewarnt durch ihre blinden Führer, durch ihr Leben und ihr Zeugnis demonstrierten: das Reich Gottes gleicht einem Senfkorn, das Salz der Christenheit wird schal, wenn die Christen das Wissen von der Größe des Kleinen verlieren, das Wissen und die Erfahrung von der Fruchtbarkeit kleinster, bescheidenster Bestrebungen. Es gibt eine spezifisch abendländische Redlichkeit im Denken, Fühlen, in der Lebensführung, die an diesem, von Europas religiösen Nonkonformisten vorgelebten entschlossenen Willen hängt, immer wieder einzukehren ins Kleine und Kleinste: diese schöpferische Reduktion, diese Einkehr mitten aus der Welt und ihrem Treiben ist die Vorbedingung innerer Substanzsammlung und aller großen Substanzbildung, ist die Vorbedingung jeder schöpferischen Tätigkeit. Die Denker und Dichter, die Erfinder, die Entdecker, Naturforscher und Ärzte, die Europas inneres Potential im 19. und 20. Jahrhundert zu erschließen begonnen haben für die ganze Welt, für die Eine-Menschheit, die heute, zum erstenmal in der Weltgeschichte, unter sichtbaren Wehen zusammenwächst, verdanken ihre Schöpferkraft dem entschlossenen, bewußten Eingang in das Kleine.

Diese Einkehr hat zu den beiden größten Entdeckungen geführt, die dem Abendland eine unvergleichliche Wirkweite eröffnen in die Zukunft: die Entdeckung und Erschließung der Atomkraft und die Entdeckung und Erschließung der Atomkraft der Seele, die in ihrem Innern die größte, umfassendste Wirklichkeit und Wirkmacht aufnehmen kann, die allerheiligste Dreifaltigkeit.

Wer heute, etwa im Fluge, über die Fabriksgelände Englands, des Ruhrgebietes, der Ostküste Nordamerikas und des mittleren und südlichen Rußland fliegt und hinabsieht auf die Schornsteine und Hochöfen, auf die gigantischen Behälter, Schaltwerke, Kraftstoffanlagen und dann auf der Erde die Fließbandstraßen und laufenden Bänder besieht, wie da riesige Massen von Roherz sich wandeln zu Stahl, Eisen, Blech, zu Flugzeugen und Automobilen, zu Eisschränken, Küchengeräten und, leider nach wie vor, auch zu Geschützrohren und anderen Geräten der Rüstungsindustrie, tut gut daran, für einen Augenblick zurückzusehen auf jene Stätten und jenes Europa, in dem alle Formen und Erfindungen der modernen Großgesellschaft, der

Massenfabrication des industriellen Zeitalters ihren Ausgang genommen haben: es war jenes Europa des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, in dem, vom 14. bis frühen 19. Jahrhundert zunächst, Adepten der schwarzen Kunst und der Alchemie, einsame Mathematiker, Astronomen, Physiker und Erfinder in tausend winzigen Städten und Marktflecken über die Geheimnisse der Natur nachsannen und in abertausend Traktaten und Experimenten die Gesetze der Mechanik, dann der Chemie, dann der Biologie, des tierischen und menschlichen Leibes, erforschten. In den winzigen Kammern und Stuben, in denen da gedacht, gebastelt, geforscht und experimentiert wurde, vollzog sich, in sehr verschiedener Form und mit sehr verschiedenen Folgen immer wieder ein Vorgang, der an der Wurzel und Quelle aller schöpferischen Prozesse abendländischer Selbstfindung und Ausfaltung in den neueren Jahrhunderten steht: ein Mensch, ein schlichter, oft einfältiger Mensch, erstaunt und wird ergriffen in der Einsamkeit seines Herzens, in der Wachheit seiner Sinne, die geübt sind, acht zu haben auf das Kleine und Kleinste, auf das Unscheinbarste und scheinbar Gewöhnliche und Offenbar-alltägliche. Ein einfacher, einfältiger Mensch, den seine Zeitgenossen oft für einen Tölpel und Toren halten, weil er sich nicht verwirren läßt durch die große Welt und die großen Dinge und großen Herren und großen Mächte, wird da ergriffen: etwa vom Fallen eines Apfels im Garten, vom Tönen einer Saite, von einer Feder, vom Licht, das sich in seiner Schusterkugel bricht, vom Staub, der in der Sonne tanzt, die durch das winzige Fenster einfällt. Wird ergriffen durch eine Stimme in seinem Herzen, durch *eine Schau*. Wir wissen heute um die Entstehung der modernen Naturwissenschaften aus der Schau: von Kepler bis Einstein, von Cues und Leibniz zu den großen Chemikern seit Boyle und zu den Mathematikern, zwischen Gauss, Hilbert und Heisenberg läuft diese Kette. Am Anfang, am schöpferischen Ursprung der großen Erfindungen und Entdeckungen steht nicht eine große Geschäftigkeit, ein emsiges Treiben, Rechnen, Agieren, ein Handel und Wandel in der großen Welt, sondern ein Sein in der Stille, die Schau und das, was man oberflächlich und falsch den „Zufall“ nennt.

Was aber ist dieser vielberufene Zufall wirklich? Er ist, im Leben der großen Denker, Erfinder, Forscher nichts anderes als die Gnade, die dem wachen Menschen zuteil wird eben in der Begegnung mit einem kleinen Ding, mit einem Apfel, einer Feder, einem Sonnenstrahl, einer Sommerwiese, die Gnade der Kommunion und Kommunikation mit einem der großen Gesetze der göttlichen Weltordnung, die ja im Kleinsten erkannt, ersehen werden will. Der Ergriffenheit, in der die großen Entdecker, Naturforscher und Erfinder des 16. bis 20. Jahrhunderts die Gesetze des irdischen Kosmos, das Geheimnis der Wandlung der Elemente, zuletzt die Gesetze der inneren Strahlung im Atom und Weltraum erfahren und sodann, nachdem sie diese innerlich erfahren, in der Schau geschaut haben, auch nachdenkend und nachdringend erforschen, entspricht genau die Ergriffenheit der großen religiösen Seelen der Neuzeit, wie sie in Persönlichkeiten gipfeln wie Therese von Lisieux und manchen der großen Kirchenöffentlichkeit unbekannten Seelen, die heute ihr Tagwerk verrichten als Kinder, Ehefrauen, als Menschen, die im täglichen Leben stehen. — Beide Gruppen verbindet nämlich eine Frömmigkeit. Eine Frömmigkeit, die freilich im Oberflächenbewußtsein und im Denken sehr

verschiedenartige Ausdrucksformen finden mag. Es ist hier also ein Wort zu sagen über abendländische Frömmigkeit, die sich grundlegend unterscheidet von Kulte, religiösen Übungen, Andachten und Frömmigkeitsstilen außereuropäischer Bereiche. Abendländische Frömmigkeit ist intim gebunden an das Kleine und Kleinste, an das Nahe und Nächste, an das Alltäglichsie und Konkrete, an den konkreten Menschen, wie er in Mann, Frau und Kind präsent ist, an die Dinge und Materien, wie sie in Haus und Hof, Tier, Feld, Wald, Wiese, Stadt und Land, in der Gesellschaft des Menschen, zugegen sind. Der Osten schwärmt für das Übergroße, für das Nichts, für das hen kai pan, das Ein und alles, mag er es nun buddhistisch oder platonistisch einkleiden in Ideale einer Überwelt. Der Osten schwärmt für die Gottheit als das große gestaltlose Eine, das Unendliche, für Gott als Pantokrator, der in unfassbaren Fluten der Heiligkeit allem Menschlichen, Fleischlichen, Erdhaften entrückt ist. Dieser Osten durchseucht seit Jahrtausenden auch Europa, das europäische Christentum, durchflutet es mit Wellen platonistischer und manichäischer Bewegungen, die in allen Jahrhunderten aufbrechen. Gegen diese östliche Frömmigkeit erhebt sich, in erster Selbstfindung, das Abendland, indem es östlicher Entrückung die Passion, das Leiden des Gottmenschen entgegenstellt — ein für Byzanz unerhörtes, unschickliches Thema — Gott leidet nicht, ist dort die Überzeugung, er hat keinen Anteil an den kleinen blutbesmutzten Verhältnissen des Menschen. Als Europa von östlichen Bewegungen bereits im Mittelalter unterwandert und bis ins letzte hinein in Frage gestellt erscheint — für Europas Intellektuelle und Kleriker, für alle weltflüchtigen Menschen erscheint immer wieder die große Versuchung: Gott als reiner Geist, enthoben allem Menschlichen, Zeitlichen, Geschichtlichen, Personalen — Gott als ganz jenseitig, ganz Übergott — da erhebt sich das Abendland in der Gestalt des Kaufmannssohnes Franz von Assisi und hebt, mit hochehobenen Armen, der Übergottheit des Ostens, die keine Träne kennt, das Kind in der Krippe entgegen und ermöglicht damit jene Andacht im Kleinen und zum Kleinen, jenes religiöse, fromme Ergriffenwerden durch das Konkrete, durch den allernächsten Menschen, die nunmehr zur Quelle sowohl der großen karitativen Werke, später dann aller Sozialreform und zugleich zur typisch abendländischen Ergriffenheit durch das Offenbare Geheimnis der Dingwelt, der sogenannten Materie wird, die ja im Osten verdammt und verachtet wird als Welt der Mutter, der Frau, unwürdig der Beschäftigung von seiten des freien Mannes, der keine Handarbeit kennt, die dem Sklaven allein ziemt. Seit Franziskus ist in Europa abendländische Frömmigkeit im Ringen mit Kultfrömmigkeit und Religiosität des Ostens begriffen — es ist wichtig, festzuhalten, daß dieses Ringen quer durch alle Konfessionen geht, in der Katholischen Kirche ebenso stattfindet wie in den protestantischen Denominationen. Östliche Frömmigkeit erstrebt Weltflucht, sucht das ganz jenseitige Reich Gottes, träumt von Fernzielen, vom Einen Reich, Einen Gott, Einen Kaiser, die alle in Weihrauchwolken, entrückt der Geschichte, hoch über der Wirklichkeit des Tages in Marmor, Gold thronen, im siebenten Himmel, über allen Himmeln. Östliche Frömmigkeit strebt nach Selbstbefriedigung durch strenge kultische Dienste in ekstatischer Schau, in völliger Abgeschiedenheit vom Tag, seinen Sorgen, seinem Leid. Auch die Frömmigkeit des Westens kennt echte Kontemplation und echte Abgeschiedenheit: diese ist aber noch in letzter

Entrückung weltzugewandt, ganz offen Gott, dem Gottmenschen und den Brüdern und Schwestern auf Erden. Man denke nur an Nikolaus von der Flühe oder an das Wort abendländischer Mystiker, das sich bei Eckhardt und vielen anderen findet: wenn du entrückt bist bis in den siebenten Himmel und alle Süßigkeit des vertrautesten Umganges mit Gott genießest, hier bereits auf Erden, vielleicht als Frucht lebenslanger Bemühungen und Opfer — und es tritt ein Bruder an dich heran und bittet dich um ein Kleines, vielleicht um ein Stück Brot oder einen kleinen Dienst, dann laß die Gottheit und wende dich der Not deines Bruders zu. —

In diesem Sinne ist abendländische Frömmigkeit bezogen auf die Ergriffenheit im Tage, im Kleinen und durch das Kleine: das Kind Jesu ergreift sie ebenso wie das Elend der Kinder dieser Erde; sie sucht deshalb Gott immer wieder in dieser Welt, mitten im Elend, in der Sünde, in der Not des konkreten Menschen: hier ist Gott zugegen mit all seinen furchtbaren, undurchsichtigen Geheimnissen. Diese Frömmigkeit mündet nun, im 20. Jahrhundert, in drei große Ströme: in die abendländische Naturforschung, die das Geheimnis des Atoms entschleiert, in die europäische soziale Bewegung und Sozialreform und in die Mystik des kleinen Weges, bei Therese von Lisieux und ihren geistlichen Brüdern und Schwestern und Nachfolgern. — Der Osten hat seit Jahrtausenden das Atom bedacht, als Baustein der Materie — für ihn war aber dieses Atom, und nicht erst seit den jonischen Naturphilosophen und später Demokrit, ein Gedanke, etwas roh ausgedrückt, eine intellektuelle Spielerei, eine Kombination des Geistes — für das Abendland — und *alle* Atomphysiker und Mathematiker stehen in der Schule des Abendlandes — steht die moderne Atomforschung im Vollzuge des Auftrages von 20 Generationen von Experimentatoren, die den Stein der Weisen finden wollen, das Mittel, die Elemente zu wandeln — gewiß oft, im Individualfall, aus persönlicher Neugier, im großen aber doch im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Streben des abendländischen Menschen, für eine Menschheit von drei Milliarden, morgen vielleicht fünf Milliarden, neue Energiequellen und Lebensmittel zu erschließen. Während der englische Manichäer Malthus, durchaus im Sinne des östlichen Fatalismus, vorschlug, die neuentstehenden Menschenmassen durch Pest und andere Epidemien zu beseitigen, während viele in östlichem Fatalismus befangene europäische Christen die Beseitigung dieser Massen der Not, dem Elend, dem Krieg überantworten wollten und wollen, ist die aus abendländischer Weltverantwortung und Weltfrömmigkeit entstandene Naturforschung daran gegangen, durch die Erschließung der Atomkraft ein Potential zu gewinnen, das den Millionen und Milliarden unsterblicher Seelen, die im Atomzeitalter von Gott neu geschaffen und vom Menschen in Leibern neu ausgeborn werden, Lebensmöglichkeiten schafft. Der Osten und alle ihm anhängenden platonistischen, idealistischen und manichäischen Denker und Gläubige kennen diese Sorge nicht: mögen die Massen verenden, der Fromme und der Weise zieht sich zurück in die Vision des Geistes, des Göttlichen, in seine Sinne dringt nicht der Schrei der darbenden Kinder, der Elenden dieser Erde. — Es kann hier, im Rahmen dieser Skizze, nicht näher ausgeführt werden, wie die abendländische Sozialbewegung und Sozialreform, und keineswegs nur die im Rahmen der Kirche und der großen christlichen Konfessionen beheimatete, sondern auch die sozialistische und

marxistische, nur verständlich ist, wenn man ihren Nährboden, das typisch abendländische Ethos kennt: dieses Ethos des „hic Rhodus, hic salta“ — hier, in Deinem Nächsten — und jeder ist Dein Nächster, ist Christus zugegen — tue etwas, Sorge für ihn, und hier, in der Enge und Kleinheit dieser Stube, dieses Wochenbettes von Mühen, Elend und Sorgen, ist das Reich Gottes zugegen mit allen seinen Gnadenströmen. Es hat deshalb einen innigen Sinn, wenn die Arbeiterpriester, jene aus dem Geist des Abendlandes entstandene Bewegung, die am entschiedensten östlicher Weltflucht, weltabgeschiedener Idealität und Kontemplativität entsagte, sich als Schirmherrin jenes kleine Mädchen erwählt hat, das von der Kirche zur Patronin von Rußland, Mexiko, Frankreich, der Weltmission erhoben worden ist. Mit dem Bekenntnis zur Lehrmeisterin des kleinen Weges, zur kleinen Therese von Lisieux, hat die katholische Kirche in einer Zeit, in der sie selbst, wie alle Großgesellschaften, der Versuchung der Macht des äußeren Erfolges, des demonstrativen Einsatzes der Massen und Zahlen äußerst ausgesetzt ist, sich zum Lebensgesetz des Abendlandes bekannt. Das ist denkwürdig, denn Europa wird ja die neue Begegnung, die Kommunikation und Kommunion mit den ihm heute feindlich gegenüberstehenden Massen in Asien, Afrika, in den anderen Kontinenten nur erringen, wenn es entschlossen allen falschen Demonstrationen falscher Macht und falscher Größe entsagt und, abendländischer Frömmigkeit gehorsam, im Kleinen, mit den Gaben und Segnungen des Kleinen, auf Taubenflügeln, wie es ein Perser gewünscht hat, unwissend wohl hier an Nietzsche anknüpfend, zu den unbetreuten Massen des Ostens und Asiens kommt: nicht mit großscheinenden Ideologien, großsprecherischen Verheißungen irdischer oder himmlischer Paradiese, nicht mit Großmachtplänen, Schlachtkreuzern und Heeren, sondern mit der Freude schlichter Dienste.

Diese Freude an der Hingabe an das Geringste, Unscheinbarste, Täglichsste, Einfachste wächst aus einer Spiritualität, aus einer Erfahrung Gottes, wie sie Therese von Lisieux und andere unserer Zeitgenossen errungen haben. Hier wird, an der Schwelle und in der Mitte des 20. Jahrhunderts, gerade zur rechten Zeit, zum erstenmale ganz die Versuchung des Ostens im Abendland überwunden: die Versuchung, Gott zu einem jenseitigen Geist zu sublimieren, die Versuchung, nur in Gold, Pracht und äußerer Größe, in der Macht siegreicher Heere, triumphierender Throne, von Weltreichen und Weltaktionen, sodann in fern-fernen Himmeln, in idealistischen Träumen das Antlitz Gottes zu sehen.

Es ist ein weiter Weg vom Ölbaum und kargen Feld früher Griechen, über die Klöster des Benedikt von Nursia zu den Zellen der frühen Franziskaner, in die Stuben der Gelehrten und Humanisten Alteuropas, zu den oft winzigen Wohnstätten der großen Einsamen und Einzelnen, zwischen dem Mönch Roger Bacon, Kopernikus und Boyle, wieder hin zu den Skizzenbüchern der Naturforscher, Physiker und Biologen des 20. Jahrhunderts, die aus abertausenden kleinen Versuchen im Laboratorium, nachts erwachend, ergriffen vom göttlichen Funken, auf einen winzigen Zettel Papier größte Entdeckungen zum erstenmal im Keime erschauen. Es ist ein weiter Weg von den Prunkhallen der Basiliken Konstantins des Großen, vom Marmor und der Pracht des Pantokrators, zu den Lagern des Leides und Opfers, auf denen eine Therese von Lisieux und eine Elisabeth von der Dreifaltigkeit den vollen

Einbruch des dreifaltigen Gottes in unser tägliches Leben erfahren — die Erschließung der Atomkräfte Gottes mitten in unserer Zeit, so notwendig für jene Milliarden von Seelen, die heute in ihrem Oberflächenbewußtsein nichts vom Menschensohn, vom fleischgewordenen Gott wissen.

In der ersten großen Krisen- und Wendezeit Europas, im Investiturstreit des 11. Jahrhunderts, als der Selbstzerfleischungsprozeß Europas begann, als Papst und Kaiser sich gegenseitig zu entmachten begannen, weil sie beide verwirrt waren durch falsche Ideale falscher äußerer Größe, Einheit und Allmacht (— Halten wir fest, daß Pius XII. am 7. September 1955 in seiner Rede vor den Historikern der ganzen Welt nachdrücklich diesem Machttraum der mittelalterlichen Kirche, wie er in der Bulle Unam sanctam Bonifaz' VIII. am signifikantesten ausgesprochen wurde, absagte —) damals also, als die Entmachtung Europas begann, hat der große Papst Gregor VII. hellsichtig das politische Grundgesetz des Abendlandes berufen, das kein geringerer als Augustinus erstmalig formuliert hat: es ist besser, wenn die Menschheit in kleinen Reichen regiert wird, große Reiche verführen zu Grausamkeit, Maßlosigkeit, zur Entmachtung und Entrechtung des Menschen. — Gregor VII. hatte versucht, Europa neu zu konstituieren als eine Föderation kleiner Reiche. Er mußte scheitern, weil die Zeit nicht reif war, um die Größe des Kleinen zu durchdenken. Heute ist diese Zeit gekommen: selbst die größten Reiche werden heute von kleinsten Gruppen von Menschen geführt, selbst die moderne Strategie arbeitet mit kleinsten Kampfgruppen — und das Atom offenbart täglich jedem, der es sehen will, die Größe des Kleinen. Diese Größe des Kleinen und Kleinsten kann der Mensch aber nur dann für sich erschließen, wenn er immer wieder einkehrt in kleine Räume: in eine Stube, in ein Haus, in ein umfriedetes Anwesen, in eine Landschaft, in der deutlich und klar die Grenzen des Himmels und der Erde, die Grenzen von Feld und Wiese und Wald, von Strom und Weiher, tagtäglich den Menschen an sein Maß und seine Grenze mahnen, ihn nicht verstricken in den Sog äußerer Größe, in der er sich verliert, weil sie ihn entmachtet und ihn in den Rausch der Selbstbetäubung, der Flucht vor dem eigenen Selbst durch rastlose äußere Tätigkeit und Betriebsamkeit hineinstößt.

Die Erhaltung der kleinen Räume, der kleinen Lande — ja ihre Neubildung mitten in den Großgebilden der heutigen Welt, erweist sich damit als die erste Forderung des Lebensgesetzes des Abendlandes, das ebenso lange leben, wirken, strahlen wird, als es um die stille Größe und um den geheimen Glanz des Kleinen weiß.

Romantik und Revolution

Georg Weerth, der erste Arbeiterdichter, starb am 30. Juli 1856

I

Im Mai 1839 schrieb Georg Weerth seinem Bruder aus Elberfeld: „Krummacher predigte neulich über Pesazas Buch ‚Sonne stehe still zu Gideon‘. Mit furchtbarem Spektakel und häufigen Püffen auf seine Bibel lehrte er, die Sonne drehe sich um die Erde, und verwarf alles bisher Gelehrte als vom Teufel und unsinniges Gerede.“ Es war dies im dritten Jahr von Georgs Aufenthalt in der bergischen Textilmetropole, die seit 1815 zu Preußen gehörte. Der fröhliche Kritiker des mächtigen Priesters der Wuppertaler Pietisten war gerade 17 Jahre alt, der zweitjüngste Sohn des verstorbenen General-superintendenten von Lippe, Ferdinand aus'm Weerth. 1822 in Detmold geboren, hatte er den Vornamen vom Bruder seiner Mutter, George Burgmann, erhalten, der in den napoleonischen Kriegen als Generalkommissar der britischen Mittelmeerflotte zu Ansehen gelangt war. Ludwig von Vincke, Oberpräsident von Westfalen, ein Freund des Vaters, steuerte als Taufpate den zweiten Vornamen Ludwig bei. Da zwei ältere Brüder studierten, wurde Georg in eine kaufmännische Lehre in Elberfeld gesteckt, wohin alte Familienbeziehungen bestanden. Sie schlossen auch die Familie Engels ein. Friedrich Engels, zwei Jahre älter als Weerth, verließ bald darauf nach bestandnem Abitur Barmen, um in Bremen das Kaufmännische zu erlernen. Dort wohnte er im Haus des fürsorgetreibenden Pastors von St. Martin, G. G. Treviranus, einem Freunde Wicherns. Seine ersten Veröffentlichungen, unter Gutzkows Redaktion, die „Briefe aus dem Wuppertal“ lassen freilich keinen Zweifel daran, daß das Gewaltsame seiner Entwicklung eine gesunde Reaktion auf eben den Krummacherschen Pietismus war, den Georg Weerth so lebhaft ironisierte. Weerth waren im stillen Detmold, wo im Nachbarhaus Grabbe sich vor der Welt vergrub, die wahren Zustände der Industriegesellschaft verborgen geblieben. Dafür hatte die Tätigkeit des Vaters, der seine ganze Kraft darauf verwandte, die Lehrer- und Volksschulbildung zu heben, ihn vorbereitet, das Rückläufige der Wuppertaler Religiosität zu erkennen. Der Pietismus, ursprünglich Auflehnung gegen die Orthodoxie, geriet, indem er sich dem nach langen Kriegen üblichen Bestreben der Autoritäten unterwarf, die Bevölkerung wieder unter ihre Kontrolle zu bekommen, mehr und mehr in Abhängigkeit von Staat und Kirche. Thron und Altar trafen sich in ihrem Bemühen, die vor ihnen zurückweichenden Massen auf ihrer Flucht in die lange entbehnte Geborgenheit der kleinen Zirkel, des zivilen Berufes, der Literatur, der Wissenschaft, ja der Familie aufzuhalten. Die Propagierung der patriarchalischen Familie zumal, das heißt der Familie als „staatserhaltender“ Einrichtung, dient nicht zuletzt diesem Zweck. Man hat davon ja auch neuerdings viel Aufhebens gemacht und gar als etwas Neues und Einmaliges hinstellen wollen, was nur eine temporäre Reaktion ist. Gegenkräfte, die dann,

am offiziellen Leitbild gemessen, leicht anarchisch erscheinen, erwachen vor allem bei der Jugend. So versammelten sich junge Doktoren, Kaufleute, Poeten und Taugenichtse um den kunstbeflissenen Redakteur der Barmer Zeitung, Hermann Püttmann, während gleichzeitig die offizielle Tendenz die Verstandesbildung beseitigen und in den Schulen auf den friederizianischen Schulmeister-Invaliden zurückgreifen wollte. Das Kränzchen um Püttmann schwärmte für Freiligrath — übrigens Ferdinand Weerths Patensohn —, der soeben den Barmer Kontorschemel mit der Dichterstube in Unkel vertauscht hatte. Engels erste dichterischen Versuche trugen ebenso sein Signum wie die ungehobelten Verse Georg Weerths. Ob sich die beiden Jünglinge in diesen Jahren näher kamen, als es die literarische Geselligkeit mit sich brachte, weiß man nicht. Aber es war zweifellos die ihnen nicht mehr tolerierbare Härte des reformierten Protestantismus, die sie auf ihren politischen Weg brachte.

Wer aber als Nihilismus bezeichnen will, was wir eher einen aufrührerischen Realativismus nennen möchten, der sollte hinzufügen, daß dieser nicht der Aufklärung entstammt, sondern dem Protest gegen den herrschenden Zwang, wider den Glauben glauben zu müssen. Relativiert wird nicht der Glaube, sondern die weltliche Autorität. Deutlich zeigt das ein Jugenderlebnis Weerths, das er freilich erst später geschildert hat: „Gerade das macht den Katholizismus liebenswürdig, daß er ein Auge für das Schöne, für das Sinnliche hat. Alles was sinnlich ist, ist aber ewig, und so glaube ich auch an die Ewigkeit des Katholizismus. Man lache mich ja nicht aus! In keinem Falle muß man mir aber mit den Griechen kommen. Man könnte mir nämlich vorwerfen, die Griechen seien auch im höchsten Grade sinnlich gewesen, und trotzdem wären ihre Götter verschwunden und Niemand denke und Niemand glaube mehr an sie — dummes Zeug! Die Griechengötter leben bis auf den heutigen Tag. O, ich habe das einem meiner alten Lehrer an der Nase angesehen. Am Morgen gab er uns nämlich den nüchternen protestantischen Religionsunterricht und dann war er ledern, zum verzweifeln. Steif wie ein Stockdegen stand er vor uns, seine Ohren waren länger als gewöhnlich, seine Gesichtsfarbe war bleiern fahl und die Worte haspelten sich aus seinem Munde los, wie ein dünner langweiliger Zwirnsfaden von einer unbeholfenen Spule — o, es war entsetzlich wie man uns peinigte! Da kam der Abend, und derselbe Mann, der uns morgens den Kathedismus einpaukte, er schlug den Homer auf und las uns einen Gesang der Odüsse vor. Anfangs holprig und poltrig. Man merkte, daß der arme Mann erst das Christentum vergessen mußte, um ganz wieder Heide zu werden. Aber allmählich ging es besser, mit jeder Strophe gewann seine Stimme an Wohlklang. Es war, als wenn der ganze Mensch von Minute zu Minute anders geworden wäre. Der Rücken hörte auf steif zu sein, die Ohren wurden kleiner, sein Gesicht belebte sich, seine Augen funkelten; der Schulmeister war ein Mensch geworden, ja, der arme Teufel war plötzlich ein schöner Mann und er riß uns fort und atemlos horchten wir, und war er zu Ende und blitzten Freudentränen in seinen Wimpern, da stürzten wir auf ihn los und warm drückte er uns die Hände und heiter eilten wir in die Nacht hinaus, wo die Sterne am dunkeln Himmel heraufzogen, feierlich, prächtig — ach, und wir glaubten an die alten Götter. Der Mann der uns zu Christen machen sollte, er machte uns zu Heiden. Ich werde ihm das nie vergessen. Dankbar will ich seiner gedenken.“

II

Als Engels der Bremer Lehre das Militärjahr in Berlin folgen ließ, arbeitete Weerth in Kölner und Bonner Kontoren. Seine Stellung als Privatsekretär eines liberalen Abgeordneten im Düsseldorfer Provinziallandtag, Kommerzienrat aus'm Weerth, bringt ihn auf recht drastische Weise mit der Politik in Berührung. Als es um die Petition für Judenemanzipation und Pressefreiheit geht, entdeckt er unter den Papieren seines Chefs eine Notiz des Bonner Oberbürgermeisters, daß er zwar formell für die Petition sein müsse, aber den Kommerzienrat bitte, sie mit ihm zu hintertreiben. Der 21jährige kann seine Empörung nicht zügeln, er gibt das Geheimnis preis und damit seine Stellung. Der alte Weerth nimmt es nicht übel und hilft des Neffen Übersiedlung nach Bradford/Lancashire vorzubereiten, wo er in ein Handelsgeschäft eintritt. In die Bonner Zeit fallen zwei wichtige Entscheidungen: Seine erfolgreichen Veröffentlichungen in Du Monts „Kölnischer Zeitung“ bringen Georg nicht von dem Gedanken ab, daß der Dichter einen Brotberuf haben müsse. Sein Eintreten für Ludwig Feuerbachs Buch vom Wesen des Christentums nähert ihn dem Kreis um die „Rheinische Zeitung“, an der Karl Marx mitarbeitet. „Meine Korrespondenzen in der Kölnischen Zeitung haben leider viel Unheil angerichtet“, schreibt Georg dem älteren Bruder Wilhelm, „ich machte die hiesigen Theologen Nitzsch, Sack und Bleek lächerlich und brachte es soweit, daß sie von Berlin aus gerüffelt wurden. — Freilich schmeckte ich auch die bitteren Früchte der Öffentlichkeit, da meine Artikel von der Mannheimer Abendzeitung scheußlich heruntergemacht wurden.“

Engels „Triumph des Glaubens“, wie Weerths Artikel, ironisieren alles und jedes. Dabei sind beide Autoren romantische Doppelexistenzen wie Heine, ihrer aller Meister. Ihr Festhalten am Kaufmannstum und an der Poesie und Philosophie ist bezeichnend genug. Daß sie sich selbst ironisch gegenübertraten, bedarf keiner Beteuerung. Man nehme sich Weerths Beiträge zur „Neuen Rheinischen Zeitung“ von 1849 vor, um auf jeder Seite die Bejahung des Widerspruchs zu finden. Als Beispiel sein Schlußwort nach dem Verbot, das er als „Proklamation an die Frauen“ verfaßte: „Ich habe mich von jeher an die Frauen gehalten, für Männer interessiere ich mich selten... Treffliche Männer habt ihr. Seht nur, was aus euren Männern geworden ist! Aus jenen großen Staatsmännern, mit denen man nicht einmal mehr kleine Kinder bange macht; aus jenen berühmten Gelehrten, vor denen nicht einmal die tollen Hunde die Wasserscheu bekommen; aus jenen gefeierten Bänkelsängern, die durch alle ihre patriotische Begeisterung nur zu einer roten Nase gelangten, und aus jenen stillen Schwärmern Ur-Deutschlands, die gleich melancholischen Heidschnucken mit verhängten Schwänzen über die Lueneburger Heide der Gegenwart der Sahara der Zukunft entgegenwedeln. Es tut mir leid, Frau Regierungsrätin, daß Sie sich in Ihrem Gemahl so geirrt haben. Sie hielten ihn für einen Solon, und da kommt er aus der Berliner Nationalversammlung nach Hause zurück, und es findet sich, daß er ein rechter Gimpel ist. Ich bedaure dies, Frau Regierungsrätin. Trösten Sie Ihren Mann damit, daß er ein verkanntes Genie sei, aber vor allen Dingen: Schaffen Sie sich diesen Menschen vom Halse — ja, ihr Frauen, gebt euern Männern den Abschied, sie sind keinen Schuß Pulver wert. — Wer möchte ein Kamel umarmen?“ Wie hier sich aus der Ironisierung des eigenen Mißerfolgs, die des eigenen

Geschlechts ergibt, so entwickelt sich aus dem politischen Versagen des deutschen Bürgertums die Kritik an der Gesellschaft.

1843 und 1844 trafen sich Engels und Weerth in Lancashire. Beide arbeiteten in Textilkontoren. Der erste in Manchester, der zweite in Bradford. Beide fanden ihre Wuppertaler Eindrücke in den Nöten der englischen Arbeiter potenziert. Engels teilte dem Jüngeren mit, was er aus seiner Berliner Zeit an philosophischen Erkenntnissen voraus hatte. Sie besprachen, noch ist die Verbindung zu Marx lose und unpersönlich, die Ideen Weitlings und Hess', Owens und der klassischen Nationalökonomten. Georg, in dessen frühen Gedichten noch das Pathos der jahrhundertalten Bauernnot waltet, für den Aufstand und Revolution immer Bauernaufuhr bedeutete, begreift jetzt die kommerzialisierte Gesellschaft. Er erkennt, daß nicht so sehr des Menschen Verhältnis zur Natur als das zu den anderen Menschen und zu ihren Mitteln Leid verursacht. Die Problematik verlagert sich auf die relativen zwischenmenschlichen Bedingungen. Welch ein Zuwachs an Verantwortung, was für ein Fortschritt aber auch! Engels konzipiert sein Buch über die Lage der arbeitenden Klasse in England, dessen Erscheinen als erster Weerth mit einem Aufsatz „Proletarier in England“ in Püttmanns „Rheinischen Jahrbüchern“ ankündigte. Vor allem aber entstehen in dieser Verbindung mit Engels die ersten anklagenden Arbeitergedichte, wie das über die hundert Bergleute von Haswell. Engels Übersetzung von Heines Weberlied wird für Weerth zum Anlaß, die Brücke zu besingen, die zwischen den deutschen Arbeitern und den Chartisten geschlagen ist.

In einem Brief an die Mutter sieht sich Weerth als Engels' Hutten. Er berichtet ihr über das Zerwürfnis des Freundes mit seiner Familie, „man hält ihn für gottlos und verrucht... ich aber kenne diesen Sohn als einen himmlisch guten Menschen... Da fällt einem denn oft ein, was weiland der edle Ulrich von Hutten sang... Damals weinte Ulrichs Mutter — der Ulrich brach aber den Pfaffen die Hälse, und der gewaltige Luther hatte nie einen besseren Ritter an seiner Seite.“ Von nun an zeigt sich überhaupt eine merkwürdige Wandlung in der religiösen Einstellung der beiden. Zwar verliert ihre antikirchliche Haltung nichts an Schärfe, aber je mehr die sozialistische Bewegung ihnen Heimat wird, je mehr sie selber in die soziale Konkurrenz eintreten oder zurückkehren, desto mehr übertragen sie calvinistisches Gemeindenken auf ihre politischen Bestrebungen. Für Georg ist der Proletarier der „einzig wahre gesunde Mensch“ und Engels' Auffassung von der sozialen Geschichte, die im Gegensatz zur kontinentalen Geschichte von Kirchen und Staaten weltgeschichtliche Bedeutung hat, entstammt zwar der Opposition gegen den öden Dualismus, der von den Kanzeln des Wuppertals gepredigt wurde, ja, sie kann geradezu als eine Umkehrung der Prädestinationslehre zugunsten des Proletariats bezeichnet werden. Aber es ist in ihr auch jenes Verantwortungsgefühl spürbar, das Engels Großvater, Johann Caspar Engels, veranlaßt hatte, dem herumziehenden „Fabrikpöpel“ zu Haus und Land zu verhelfen, indem er eine Art Zwangs-Bausparkasse für ihn einrichtete.

1845/47 sind Marx, Engels und Weerth in Brüssel zusammen. Georg hängt die Leier an die Wand, um die theoretische Auseinandersetzung der Freunde über die „Deutsche Ideologie“ nachzuvollziehen. Engels Differenzierung von Wert und Preis einer Ware echot er in den Feuilletons über seinen ehemali-

gen Prinzipal und Onkel Weerth, den er Preiss nennt und im Widerstreit zwischen Geschäftsgebaren und Klassenideologie zeigt. Die „Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“ variieren in schnell aufeinanderfolgenden Szenen den dialektischen Grundsatz, daß die Zustände selber die Bedingungen hervorbringen, die sie unweigerlich überwinden. Dabei ergötzen sie durch undogmatische Fröhlichkeit, die bei aller prinzipiellen Anerkennung dieser Art von Praedestination, die Ironie des Einzelnen walten läßt.

Weerth wendet sich dann ebenfalls der Theorie zu. Eine mutige Rede auf dem Freihandelskongreß von Brüssel im Krisenjahr 47 verschafft dem 25jährigen über Nacht hohes Ansehen in den demokratischen Zirkeln Westeuropas. Heine ähnlich, verbindet er von nun an sein lyrisches Temperament der politischen Publizistik. Wie könnte es bei seiner Bewußtheit, die ihn ohne metaphysischen Trost läßt, anders sein? Reisebilder zumeist sind auch seine Betrachtungen zur politischen Ökonomie. Gleich den frühen Romantikern knüpft er seine Gesellschaftskritik an die dichterische Kritik des Intimen, wie in dem schon zitierten Schlußartikel der Neuen Rheinischen Zeitung. Oder in der unsterblich komischen Skizze von dem unverheirateten Theologieprofessor, der keinen Umgang mit Frauen hat und dem sein Arzt diese Sünde verschreibt: „Wählen Sie zwischen einem Gewissensmord und einem Selbstmord. Wählen Sie von zwei Sünden eine; wählen Sie!“ Sein wacher Sinn läßt ihn das Vergebliche als das Unabänderliche erkennen, ohne daß daraus eine fatale Grundstimmung werden könnte. Zu größeren Arbeiten freilich reift der politische Dichter nicht. Vom Küssen kommen keine Kinder, sagt Goethe vom Gedicht. Der politische Essay vermag die Welt nicht umzustürzen, aber wie das Gedicht gibt er die Unruhe kund, die Verneinung des Bestehenden. Ist das nicht genug?

Der Ausbruch der Revolution trifft Weerth in Antwerpen. Sofort eilt er nach Paris und bald, von Freunden in den Tausend mitgerissen, diniert er in den Tuilerien. In den Sälen daneben liegen die verwundeten Barrikadenkämpfer. Das Volk hat gesiegt. Der Dichter kommt wieder zu seinem Recht. Man weint auf offener Straße — vor Freude. Nun wird die Revolution alles abstreifen was geblieben, ganz so wie es in der „Deutschen Ideologie“ verkündet wurde. Marx und Engels richten die Zentralbehörde des Kommunistenbundes in Paris her. Im März sind alle Freunde dann wieder in Köln versammelt. Die „Neue Rheinische Zeitung“ wird vorbereitet, Weerth übernimmt das Feuilleton. Am 1. Juni erscheint die erste Nummer. In den „Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“, die dort veröffentlicht werden, erscheint das Bündnis von Geld- und Grundaristokratie zum ersten Mal als Satire in der deutschen Literatur. Die „Abenteuer des Ritters Schnapphahnski“ glossieren die herrschende Oberschicht. Der Ritter ist ein feudaler Felix Krull. Das brachte den Verfasser, trotz eines ausgezeichneten Rechtsgutachtens von Freund Lasalle, später für drei Monate ins Gefängnis. Der Richter bestand den Beteuerungen des Autors entgegen, es handele sich um eine Satire auf den preußischen Junker schlechthin, darauf, daß Weerth den inzwischen erschlagenen Fürsten Lichnowsky beleidigt hätte, denselben, den Heine im „Atta Troll“ so lieblos behandelt. Weerths langes Gedicht von 48, das beginnt „kein schöner Ding ist auf der Welt als seine Feinde zu beißen“, gibt einen guten Begriff von der alles

andere als tragischen Stimmung der Revolutionäre. Engels hat sich nach der Niederlage bitter über die Pfälzer Weinkrieger ausgelassen, ganz zu Unrecht. Er selbst blieb, wie seine Freunde, den Genüssen der Stunde weltmännisch zugetan. Weerth also floh nach dem Tod der Neuen Rheinischen, „die Brust voller Kummer und Ärger“, wohin? „Zu Herrn Soherr nach Bingen floh ich; dort trinkt man vorzüglichen Scharlachberger.“ Schließlich erreichen ihn die Häscher mit dem Steckbrief. Das sieht so aus:

Gendarmen hasse ich wie die Pest;
Ich hasse sie mehr als die Spinnen,
Als grüne Seife — du lieber Gott,
Was soll ich nun beginnen!

Der eine zog ein Signalement
Aus einer schäbigen Tasche.
Und mich betrachtend mit stierem Blick
Begann er zu murmeln rasche:

„Fünf Fuß, zehn Zoll — die Haare blond —
Olympisch gewölbt die Stirne —
Ein roter Bart — Statur ist schlank
Kennzeichen: Viel Gehirne. —

Auch macht er Verse — spricht kein Latein —
Blaß ist er — wie große Geister
Die Zähne sind gut — Verehrter Herr,
Ohne Umschweife viel; wie heißt er?“

Da hob ich mich würdig empor und sprach:
„Ich heiße Charlemagne!
Wollhändler bin ich in Aachen und trink
Recht gern den Wein der Champagne.

Ich spekuliere mit Trüffeln und Öl,
Mein Bankier empfängt mich prächtig.“
Da sprach der erste Gendarme: „Mein Herr,
Dies ist ausnehmend verdächtig!“

Ich aber fuhr fort: „Auch Spiritus
Verkauf ich von hoher Reinheit,
Nahm Aktien auf jede Luftschiffahrt,
Sowie auf die deutsche Einheit.

Bei Tage besorge ich mein Geschäft,
Doch nachts, da treibe ich Spässe“. —
Da sprach der zweite Gendarm: „Mein Herr,
Wo haben Sie ihre Pässe?“

Während Engels in der badisch-pfälzischen Revolution vollends enttäuscht wurde, den Revolutionären Mangel an militärischem Können und an politischer Perspektive bescheinigte, versuchte Weerth am 13. Juni 1849, von Lüttich nach Paris kommend, die Führer der Bergpartei zu bestimmen, nur die *bewaffnete* Demonstration zu wagen. Vergeblich. Die Revolution war tot. „Von deutschen Interessen, von deutscher Freiheit, deutscher Einheit, deutschem Wohlstand“, hatte Engels in der Pfalz geschrieben, „kann garnicht die Rede sein, wo es sich um die Freiheit oder Unterdrückung, das Wohl oder Wehe von ganz Europa handelt. Hier hören alle Nationalfragen auf, hier gibt es nur eine Frage: wollt ihr frei sein oder wollt ihr russisch sein?“ Sie wollten garnichts mehr. Die Revolution, „das Fest des widerlichsten Kokettierens mit dem dummen, souveränen Michel“, war vorüber, weder der dritte, noch der vierte Stand hatte die Macht übernommen, der zivile, westliche Geist wurde durch den vorderrussischen verdrängt. Weerth sieht keinen Sinn mehr in seiner Schriftstellerei: „Dürftige Witze, schlechte Spässe reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken — wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres!“

III

Die Wege der Freunde trennten sich mit den 50er Jahren. Zwar finden sie sich zunächst immer wieder in London oder Manchester zusammen, alle drei vereinsamt, niedergeschlagen aber doch sehr verschieden reagierend.

Weerth hat inzwischen eine erste Reise nach Portugal und Spanien angetreten: „Du solltest nach Cadiz kommen!“ schreibt er Marx und zeigt sich bezaubert von dem Land, das wie kein anderes aus Europa hinausführt. Auf dem Rückweg besucht er Heine wieder, zecht in Calais mit Lola Montez. Dann flieht er die „schwachmatische Stimmung“ Deutschlands, wo „eine solche Mutlosigkeit und Leere in die Gemüter gefahren, daß man seine Freunde kaum wiedererkennt . . . mein alter Humor will nicht wiederkehren, und ich bin nur dann glücklich, wenn ich ununterbrochen arbeite.“ Zweieinhalb Jahre lang durchreist er Süd- und Mittelamerika, besucht auch die kalifornischen Goldfelder, die Marx und Engels zur gleichen Zeit theoretisch beschäftigen.

1855, wieder für sechs Monate in Europa, hat er sich, ein früher Vorläufer der modernen Dichterflucht nach Mittelamerika, entschlossen, für immer überzusiedeln. Über die sozialen Implikationen des Entschlusses war er sich wohl klar, schon 1848 hatte er geschrieben: „Hole der Teufel die Flaneure und die westindischen Pflanze. Die Proletarier werden einst die ersteren und die Sklaven die letzteren tot schlagen.“ Die geliebte Cousine Betty Tendering, die er drei Jahre früher im Hause ihrer Schwester, der Frau des Buchhändlers Franz Duncker, kennengelernt hat, soll ihn begleiten. (Ermatinger hat 1912 in der „Deutschen Rundschau“ über sie berichtet.) Aber sie, die schwermütige Dortchen Schönfund im „Grünen Heinrich“, versagt sich Georg, wie sie sich Gottfried Keller entzogen hat.

In Havanna, am 30. Juli 1856 starb der unruhige Wanderer am Fieber.

In memoriam George Bernard Shaw

Fast hätte G. B. S. erfüllt, was er sich und uns versprochen hat: hundert Jahre alt zu werden (am 26. Juli 1956). Der Vierundneunzigjährige starb am 2. November 1950.

Vor knapp einem Vierteljahrhundert, im November 1932, war Gerhart Hauptmann siebzig Jahre alt. Der um sechs Jahre ältere, der sechsundsiebzigjährige George Bernard Shaw — als G. B. S. damals eine schon nahezu klassische Repräsentation der Weltliteratur — auch er sandte dem jubelierenden Kollegen eine Gratulation. Sie wurde übersetzt und, mit verbogenem Akzent, publiziert: „Ich sende Gerhart Hauptmann meine Liebe. Mein Mitgefühl wegen der wohlgemeinten und verdienten, aber schmerzlichen Feiern, die er nun ein halbes Jahr lang über sich wird ergehen lassen müssen, ist groß und echt, weil ich sie am eigenen Leib erfahren habe.“ Das las sich so, hörte sich genau so an, als wollte der Ältere, ein bereits versierter Olympier, dem Jüngeren, einem eben erst zum Olymp Zugelassenen, kameradschaftlich auf die Schulter klopfen. „Olympier unter sich“ — so hätte über dem Vorgang der Titel lauten mögen, wenn, ja wenn nicht gerade G. B. S. der Autor gewesen wäre; wenn der Übersetzer die originale, die ironische Akzentuierung nicht hätte verschwinden lassen. In Wirklichkeit nämlich ist, was da über den Kanal geflattert kam, wieder mal ein echter Shaw gewesen. In Wahrheit hatte Gerhart Hauptmann sich längst, seit einem Jahrzehnt bereits, uns sowohl wie der Kollegenschaft, speziell jedoch dem immerzu augenzwinkernden G. B. S., in perfekter, in geradezu bronzener olympischer Statur präsentiert gehabt. Schon der Sechzigjährige hatte — und seitdem hatte er immer wieder — die sicherlich „wohlgemeinten“, die gewiß „verdienten“, aber keineswegs „schmerzlichen“ Feiern eher in der Haltung eines triumphalen Poeta laureatus genossen als etwa mit süß-saurer Miene abwehrend „über sich ergehen lassen“. Der Dichter des armen „Hannele“ war nun mal, als er älter wurde und saturiert, der feierlich einherschreitende Gerhart Hauptmann, dem das Pathos einer olympischen Betulichkeit allemal recht gut schmeckte. Dem Dichter der „Heiligen Johanna“ hingegen war's, wie in seiner Jugend, just auf seinem späten Gipfel gegeben, alle Feierlichkeit in der Tat „schmerzlich“ zu empfinden, solchen Schmerz bereits prophylaktisch abzutöten mit jener linken Hand, die dem pathetischen Anmarsch schon aus der Ferne den sarkastischen Blitz entgegenschleuderte. Gerhart Hauptmann war durchaus nicht abgeneigt, im schwarzen Gehrock, durch ein Spalier aus devoten Geheimräten hinaufzuzugelenken zum Thron der deutschen Republik, in den selben Sessel, wo der einstige Proletarier Friedrich Ebert und der permanente Generalstäbler Paul von Hindenburg präsidierten. G. B. S. jedoch, wiewohl er, siebenundzwanzigjährig, in England die früheste sozialistische Organisation, die „Fabian Society“

gegründet hatte, Der gefiel sich unterm ersten Labour-Regime besser in der Rolle des *Enfant terrible* als in der Würde eines geadelten Sir oder gar eines zum Lord erhöhten Auserwählten. Dem Premierminister Ramsay Macdonald hat er geantwortet: in wahrhaft shawscher Manier: Anstandshalber mußte man nicht einen Sir, nicht einen Lord, sondern schnurstracks einen Herzog aus ihm machen, und wenn er wollte, würde man's gewiß auch tun. Aber: um von vornherein Erwägungen solcher Art zu unterbinden, müsse er den Leuten, die's noch nicht gemerkt haben, laut bekennen, daß er vorerst mit ernsteren Projekten beschäftigt sei und keinerlei sonstigen Zeitvertreib sich leisten könne. So, ganz anders als Gerhart Hauptmann, war G. B. S. In diesen eindeutigen Konturen ist die Persönlichkeit plastisch geworden hinter seinem Werk. So auch dürfte die historische Gestalt des Dramatikers George Bernard Shaw vermutlich gütig bleiben.

Als er früh über Ibsen und Richard Wagner geschrieben hatte und nach seinen ersten Erfolgen im Londoner Royal-Court-Theatre, war er vorgestellt worden als satirisch begabter „Zeitkritiker“. Sicherlich war das Etikett dem aufbegehrenden Stilisten, dem aggressiven Parodisten recht adäquat. Erstaunlich lang jedoch — auch in Deutschland — blieb ihm die Kennmarke angeheftet, selbst noch dem illustren Autor seiner dramatischen Meisterstücke. In den Jahren seiner Bühnensiege wurde nur selten bedacht, daß Shaw fünfzig Jahre alt war, als Ibsen starb, daß bei Wagners Tod der immerhin siebenundzwanzigjährige G. B. S. als vehement vorstoßender Sozialist sich bewährte. Das bürgerliche Publikum im Parkett, die Feuilletonisten der bourgeois Presse waren oder stellten sich zumeist fasziniert vom flitternden Kostüm eines intellektuellen Clowns. Sie blieben jedoch taub vor der sozialrevolutionären Substanz, die hinter der Peripherie rumorte. Der fanatische Fabier hat für Ibsen gefochten: für den wichtigen Ankläger, der, im Prozeß gegen die bürgerliche Gesellschaft, wider die konventionelle Lüge tobte. Der Revolutionär legte sich ins Zeug für Wagner, weil er im „Ring des Nibelungen“ souverän die antikapitalistische Tendenz gestaltet sah (oder doch gestaltet sehen wollte). Freilich mußten dem zeitlebens theaternahen G. B. S. im selben Grad das dramaturgische Genie des Norwegers wie der geniale Dramaturg des musikdramatischen Theaters imponieren. Jener George Bernard Shaw, der „Frau Warrens Gewerbe“ schrieb, „Caesar und Cleopatra“, den „Arzt am Scheideweg“, dieser potentielle Dramentechniker entstammte nicht nur geistig, mental der nämlichen Familie, der Ibsen zugehörte. Hier wirkte ein Könnner, der bei den gewichtigsten Repräsentanten der damaligen Schaubühne zur Schule gegangen war. Er setzte fort, was von Ibsen begonnen worden war, allerdings in seiner eigenen unverwechselbaren Handschrift.

Ein „Zersetzer“ — man soll's getrost gestehen — war er ebenfalls. Nicht jedoch, auch wenn's viele Dummköpfe oft und in vielen Sprachen behaupten, nicht war er zuhause in den Niederungen, wo die humorigen Banalitäten der Witzbolde gedrechselt werden. Geradewegs aus Zarathustras Bezirken kam er her, ein Weggenosse eher des robust zersetzenden Karl Kraus als des grand-seigneurial persiflierenden Carl Sternheim. Unentwegt deutete er auf die „Guten und Gerechten“; er sagte aus, in heiter gemeißelter Eindeutigkeit,

über die „Gläubigen aller Glauben“, sehr präzise darüber, wen sie „am meisten hassen“. Den nämlich — so hatte er's bei Nietzsche erfahren — „der zerbricht ihre Tafeln der Werte“. Dieser Zerstörer vieler Tafeln des neunzehnten Jahrhunderts hat, zumal in der letzten Hälfte seines langen, Umbrüche und Umstürze überdauernden Schöpferdaseins, gleichermaßen als schöpferischer Repräsentant des zwanzigsten Säkulums zu gelten. G. B. S. hat nie den Impetus verspürt, in die Tradition zu retardieren. Einen Karl Moor, der schließlich, resignierend, sich der bürgerlichen Weltordnung verhaftet fühlt, sich ausliefert den „Guten und Gerechten“, diesen Abfall, den Rückfall des Revolutionärs hätte Shaw ebenso wenig zu gestalten vermocht wie das Ritardando, das Hauptmanns Weber am Ende ihrer Rebellion zurückführt in die bürgerliche Ordnung. Seine liebenswertesten Geschöpfe — nicht nur sein Bauernmädchen Johanna — sind Opfer, man mag's vor dem Sozialisten Shaw sozialistisch so nennen: Opfer der Verhältnisse. Sie tendieren nicht zurück in ein konventionelles, gar in ein romantisches Happy-end, sondern vorwärts, in die Aspekte neuer Zeiten. Sein Medizinerstück könnte sehr wohl, wenn's nicht von Shaw wäre, ein „Tendenzdrama“ heißen, eines, das klagt und anklagt, jedoch ohne anderen Effekt als: ein beruhigtes Gewissen der Gewissenlosen, deren erstklassiges Souper nach der Première. Gewiß: die im alten Trott mithinkenden Ärzte, korrumpierte, korrumpierende Scharlatane, werden recht tendenziös an den Pranger zitiert. Aber es dämmert in diesen Szenen unüberhörbar schon das Gesetz des Labour-Regimes, das die Hilfe der klinischen Prominenz nicht dem Krösus reserviert, sondern sie jedem armen Schlucker garantiert. Wer jedoch diesen Maler Dubedat erträumen, das dramaturgische Wunder seiner Todesstunde auf der Bühne realisieren konnte, der war ein Dichter in der Frühzeit schon, als auf Shaw das Etikett „Zeitkritiker“ geklebt worden war.

Sein Geschäft war niemals der Nachweis, daß Caesaren und andere Halbgötter sich bisweilen zu Menschen reduzieren, daß sie dann garnicht caesarisch handeln, garnicht göttlich, aber zum Totlachen menschlich. Solcher Ulk wird etwa bei Offenbach getrieben — freilich im Libretto nur. Die Partitur macht trotzdem allemal ein Kunstwerk draus (das in den Fingern unsrer aktualisierenden „Bearbeiter“ im Handumdrehen zum Schmarrn wird). Von G. B. S. wird die Entzauberung in umgekehrter Kausalität vollzogen. Der Zufall — jene „Sinnlosigkeit der Geschichte“ — erhöht Zwerge zu Heroen, zum Halbgott das Durchschnittskaliber. Nun haben sie alle Mühe, sich caesarisch zu benehmen; denn die Kundschaft, das „Volk“, darf ja nicht wissen, daß sie Zwerge sind, armselige Kreaturen, in deren Seele die Skrupellosigkeit des Verbrechers nistet. Shaw dekuviert sie. Buchstäblich zersetzt er sie. Lang bevor die Usurpatoren „Führer“ hießen oder „Duce“, hat Shaw gezeigt, weshalb dem Volk befohlen wird, zu gewissen Zeiten nicht „Hurra!“ zu brüllen, sondern „Heil Caesar!“ Der Franzose Jean Giraudoux, der Amerikaner Thornton Wilder haben viel gelernt beim G. B. S. Unter der Lupe birgt auch Brechts „Lehrstück“ die Elemente nämlicher Provenienz. Allerdings wußte Shaw, daß das Gesetz der Szene kein Rednerpult zuläßt und keinen Lehrstuhl. Deshalb lehrt er, erklärt er, was es zu lehren, zu erklären gibt, im Vorwort oder Nachwort, in exakter Prosa von manchmal epischem Wuchs. Diese Prosa aber muß gelesen werden, nicht aufgeführt.

Shaws Spezifikum ist in der zünftigen Kritik lange, eigentlich viel zu lange nicht erkannt gewesen. Indes ist's ein befriedigender Sachverhalt, daß das repräsentative deutsche Theater den Dramatiker G. B. S. von seinem Beginn an kaum je mißverstanden hat. In der Statistik der ehemaligen berliner Reinhardt Bühnen (für 1905 bis 1930) ist er dicht hinter dem ersten Namen — Shakespeare — registriert, mit 1207 Aufführungen. Ihm folgen: Hauptmann, Wedekind, Goethe, Schiller, Strindberg, Tolstoi, Molière, Ibsen, Hebbel, Kleist, Hofmannsthal, Georg Kaiser, Arthur Schnitzler. Von Shaw wurden gespielt: „Caesar und Cleopatra“ (mit Albert Steinrück und der Eysoldt, in einer Reprise mit Werner Krauß und Else Eckersberg), „Mensch und Übermensch“ (mit Paul Wegener und der Höflich), „Der Arzt am Scheideweg“ (mit Alexander Moissi, später mit Oscar Homolka als Dubedat), „Major Barbara“, „Androklus und der Löwe“, „Candida“, „Pygmalion“, „Die heilige Johanna“ (mit der Bergner), „Die Häuser des Herrn Sartorius“, „Helden“, „Der Kaiser von Amerika“ (mit Werner Krauß). Victor Barnowsky spielte in jenen Jahren: „Frau Warrens Gewerbe“, „John Bulls andere Insel“, „Kapitän Brassbonds Bekehrung“, die vier Teile „Zurück zu Methusalem“ (mit Curt Götz, Anne Kersten, Theodor Loos, Tilla Durieux, Marlene Dietrich, Rudolf Forster, Roma Bahn).

Im Gesamtspielplan des deutschen Theaters dürfte kaum eines der „unerquicklichen“, kaum eines der „erquicklichen“ Stücke fehlen. Mit dieser Bilanz darf Deutschlands Schaubühne sich der treuen Erfüllung einer ebenso bedeutsamen wie noblen Mission durchaus rühmen.

Ich bin des nachts vor dir davongelaufen,
den Schienenstrang entlang, am Wärterhaus vorbei,
— du mußt nicht traurig sein, ich konnte doch nicht bleiben.

Ich hab nicht mal ein Pferd wie Parzival,
ich habe nur dies Stückchen Schienenstrang
und hier und da ein rotes Lichtsignal.

Ich werde später manchmal an dich schreiben,
wenn ich erst weiß, wohin das Gleis mich führt,
wenn ich erst weiß, wozu das alles gut ist:

die Nacht, der Schienenstrang und du,
und manchmal noch ein rotes Lichtsignal.

Monika George

BODENSEE

Ich lebe und fliege
Ein Vogel im Zenith.
Ich singe und liege
Mit schön gebogenen
Windüberzogenen
Flügeln überm Ried.
Fern strahlt der See
Wie einst und eh.

Jacob Picard

Der Sänger des Volkes Federico Garcia Lorca

„Man sah ihn schreiten zwischen den Gewehren
durch die lange Straße
hinaus auf das kahle Feld,
als letzte Sterne grad verblichen.
Sie mordeten Federico
im Schein des ersten Morgenrots.
Das Peloton der Henker
wagte nicht ihn anzusehen.
Sie schlossen die Augen, sie sagten: Kein Gott bringt Rettung Dir!
Getroffen stürzte Federico.
In Granada geschah der Mord —
Blut auf der Stirn, im Leib das Blei
Hört alles es — armes Granada — in seinem Granada!“

So klagte Antonio Machado, als in den Julitagen 1936 die Kunde durch die Lande eilte, daß blinder Haß politischer Gegner den Sänger des spanischen Volkes, den Kündler tiefer Menschlichkeit, sinnlos gemordet hatte. Barbaren meuchelten den Glanz ihres Landes: Federico Garcia Lorca, der nie einer Partei angehörte, dessen Stimme aber die Stimme des Volkes war, seiner Leiden und Freuden. In seinen Versen klang die Sehnsucht seiner Landsleute auf, die Sehnsucht aller Menschen, das Weltall zu erfassen.

Garcia Lorca erblickte 1899 in Fuentevaqueros, einem Dorf in der Gemarkung von Granada, das Licht der Welt. „Es war dieser dörfliche Ursprung, der ihn die Erde so tief verstehen ließ; er gab ihm die Möglichkeit, das Herz des Volkes zu begreifen, zu deuten, ihm Form zu geben“, sagte sein Freund Todde. Alle Dichtungen Lorcas sind aus dieser Quelle gespeist und gewinnen aus ihr die plastische Anschaulichkeit.

Dörfliche Themen runden sich zu wundervoller Anmut. Die Worte werden lebendig und gewinnen Gestalt. Die starke Kraft der Sprache, eines wundervollen Kastellanisch, funkelt in den Liedern des Dichters auf, die Freude und Leid des Menschen anstimmen. Die Wunder der Schöpfung leuchten wie seltene Edelsteine und schlagen uns in ihren Bann. Pablo Neruda, der große Volkssänger des chilenischen Volkes, sagt von Lorca: „Alles schien wie ein fast körperliches Blitzen, eine Kraft, die dahinbraust; Freude, Leuchten, fast irreale Humanität. Seine Person bezauberte und machte froh.“

1921 veröffentlichte Lorca auf Drängen seiner Freunde sein erstes Werk „Poemas“. Im Jahre 1927 erschienen seine „Canciones“, und im folgenden Jahr brachte die „Revista de Occidente“, die Ortega y Gasset leitete, seinen „Romancero Gitano“, der ihn als den führenden Dichter Spaniens auswies. 1931 veröffentlichte er „Cante Jondo“, und 1935 kam in Mexiko als Frag-

ment aus seinem Buch „Poeta en Nueva York“ seine „Ode an Walt Whitman“ heraus. Walt Whitman war ja ihm, wie der ganzen jungen Generation, der große Führer im Kampf gegen die in erstarrten Formen dahinvegetierende Poesie. Der „Romancero Gitano“ schuf Lorca einen weltweiten Ruf. In ihm offenbarten sich so recht die Phantasie und die leichte Anmut des andalusischen Sängers. Es ist ein Höhepunkt der Lyrik Südspaniens, der einen universellen Ruf erreicht. In ihm ist Tradition und neue dichterische Gestaltung aufs harmonischste vereint.

Sein Buch „Poeta en Nueva York“ überraschte die Freunde Lorcas durch seine vollkommen neue Ausdrucksweise. Gegenüber den leuchtenden, zarten Liedern seiner ersten Bücher wird hier der Zusammenprall des Dichters mit der Welt der Technik offenbar. Es ist dies eine Welt, die seinem Spanien, seinem Granada fremd ist. Bergamin äußerte zu diesem Werk mit Recht: „Es ist eine Wolke, die am Denken und Fühlen unseres Dichters vorbeizog, vorbei an den leuchtenden Himmeln seiner Poesie, die sie für Momente verdüsterte und seine helle Stimme verdunkelte.“

Kaum ein Dichter spanischer Zunge hat so starken Nachhall gefunden wie Garcia Lorca, der nicht nur ein Dichter von Geburt war, sondern auch durch die große, mühsam erarbeitete Kenntnis der poetischen Formen. Er hatte Fray Luis Quevedo, Gongora und Becquer gründlich studiert und sich an ihnen und allen modernen Dichtern gebildet.

Zu Gerardo Diego äußerte er einmal: „In meinen Konferenzen habe ich oft über Dichtkunst gesprochen, doch von der meinen kann ich nichts sagen. Nicht etwa, weil ich unbewußt schaffe, das gerade Gegenteil ist der Fall, eben weil ich, wenn ich Poet durch Gottes (oder Teufels) Gnade bin, es doch ebenso dank der Technik und der Arbeit bin und mir genau bewußt bin, was ein Gedicht darstellt.“

Garcia Lorca war ein Dichter des Eros, wie wohl alle großen Poeten es sind. Er sah die Mission des Dichters auf der Erde als die eines Streiters für die Menschheitsideale der Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit. In einer Unterhaltung mit Bagaria von der Redaktion von „El Sol“, Madrid, fand er kurz vor seinem Tode die Worte:

„Kein Mensch von Fleisch und Blut glaubt mehr an den Plunder der reinen Kunst, der Kunst um der Kunst willen. In diesem entscheidenden Moment unserer Epoche muß jeder Künstler mit dem Volke lachen und weinen ... gewiß ist die dichterische Schöpfung ein unerklärliches Mysterium, wie das Mysterium der Geburt des Menschen. Auch der Dichter besitzt keinen Schlüssel zum Geheimnis der Natur ... und ich fest überzeugt bin, daß, falls es ein Jenseits gibt, ich die Freude haben werde, mich dort einzufinden. Aber das Leid der Menschen und die herrschende Ungerechtigkeit, die durch die Welt geht, und mein eignes Denken zwingen mich, mein Haus nicht in die Sterne zu bauen. — Ich bin Spanier mit ganzem Herzen, und ich würde leiden, außerhalb meiner geographischen Grenzen zu leben, aber ich hasse jeden, der nur Spanier sein will. Ich bin der Bruder aller Menschen, und ich verabscheue den Menschen, der sich für eine abstrakt nationale Idee opfert, für die Tatsache, daß er sein Vaterland mit einer Binde vor den Augen liebt.“

An diesen Ausspruch sollten unsre Intellektuellen denken, die sich an den Rand des Kampfes unsrer Zeit oder ihm gar entgegenstellen.

Von seinem ersten Buch an beweist sich Garcia Lorca als ein Meister der Form, der seiner Lyrik das Gleichmaß und die persönliche Note zu geben versteht. Er hat erst die zwanzig überschritten und weiß doch, die Sprache in allen Tönen erklingen zu lassen. Als besinge er seinen eignen Tod, mahnen seine Verse:

„Und mein Blut auf dem Felde
ist rote lockere Erde,
in die die Hacken dringen
der müden Bauern.“

„Die Dichtung ist der Honig des Menschen“, schrieb Lorca einst, sie ist auch sein Dorn. Sie führt uns von der Liebe zum Leid, von der Neigung zum Haß. All diese Kontraste spiegeln sich in seinen Dramen wieder. Schon sein Gedicht „Elegia“, 1918 in Granada geschrieben, läßt die Gedanken seiner Dramen vorausahnen. Es ist ein Kreisen um die Einsamkeit, um die Ehelosigkeit, um den Tod.

Vielleicht regt sich in ihm hier der Fatalismus der Zigeuner. Wir stoßen auf ihn im „Cante Jondo“ wie auch in „Yerma“ oder „Boda de Sangre“. In „Maria Pineda“ mildert der lyrische Ton ein wenig die Tragik:

„Sterben! Welch langer Schlaf ohne Traum und Schatten,
auf uns wartet die unendliche Narrheit der leuchtenden Sterne,
die jenseits des Todes ist. O Herz, verzage nicht!“

Die leuchtende Sprache läßt in „Maria Pineda“ die schwache Zeichnung der Personen und die oft eintönige Handlung, die manche Szene belastet, vergessen. „Zapatera Progresista“, 1935 in Madrid, drei Jahre nach „Maria Pineda“ aufgeführt, ist ein gewaltiger Fortschritt. Das ist echtes Theater vom köstlichen Prolog an bis zum letzten Akt. Die ganze Handlung, die von dem Leben der jungen, mit einem alten, kranken Schuster verheirateten Frau spricht, wickelt sich fast im Rhythmus eines Tanzes ab. Trotz ihres spanischen Charakters gewinnen die Personen des Schusters und seiner Frau, des Bürgermeisters und Don Mirlos und der Nachbarinnen durch die Ursprünglichkeit ihres Wesens universalen Ausdruck — Lorca gab der Schusterin die sorglose Heiterkeit, die in seinen ersten Gedichten aufklingt. Das gibt der Gestalt den ergreifend menschlichen Gehalt. So absurd im Einzelnen die Handlungen der Schusterin sein mögen, sie sind Ausdruck der gesunden Reaktion einer Jugend gegen das monotone, einschläfernde Alter. Jugend braucht Traum, Ursprünglichkeit, Frische — Drei Dinge, die im täglichen Leben der Schusterin nicht vorhanden sind, die Ursache ihrer steten Zwiste mit dem Manne werden.

„Dona Rosita“ ähnelt wieder „Maria Pineda“, doch wird die Traurigkeit durch die leichte Ironie, die im Spiel aufleuchtet, gemildert. Nur wer selbst das Leben in spanischen Provinzstädten, in dieser verlorenen Welt, gelebt hat, kann ganz die Tragödie dieser unverheirateten Frau verstehen, in der die natürlichen Triebe mit der so echt spanischen Eigenschaft des Stolzes und der Tradition zusammenprallen.

„Wenn ich es nur allein gewußt hätte... aber alle wissen es, mit dem Finger deuten sie auf mich und machen sich über meine Einfalt als Braut lustig.“

„Bodas de Sangre“, das dritte Drama Lorcas, hat die innere Harmonie gefunden, wo alle Teile, harmonisch ineinandergefügt sind. Die Sprache, eine

wohlabgewogene Lyrik, ist ganz der düsteren, gradlinigen Struktur angepaßt, bis zu den gewagten Synthesen im Bild der Braut und Leonardos im Wald, wo Wortspiel und Gebärden den Geist der Tragödien symbolisieren.

„Yerma“ dagegen ist die Großmut des Verzichts. Es liegt etwas Furchtbares in dieser Liebe, die sich nicht zu offenbaren weiß, in dieser Neigung, die in sich verschlossen sich verbrennt. „Yerma“ ist ein Selbstgespräch, der Gedanke einer Besessenen, die in alle Winde ihrer Verzweiflung über ihre Einsamkeit und ihre Unfruchtbarkeit schreit.

„Ich glaube, es ist nicht gerecht, daß ich mich hier verzehre. Wie oft gehe ich des Nachts barfuß in den Hof, die nackte Erde zu fühlen, und ich weiß doch nicht, warum? — Warum bin ich trocken? Soll ich in der Fülle meines Daseins nur Vögel betreuen oder Vorhänge an mein Fensterchen anbringen?“

Um die ganze lawinenartige Leidenschaftlichkeit Yermas, die sie an den Rand des Wahnsinns führt, zu verstehen, muß man die Landschaft und die Zeit verstehen. Zu andern Zeiten, in andern Ländern hätte sich das Problem Yermas sicher weniger tugendhaft, doch menschlicher gelöst. Aber Yerma, wie Rosita und Bernarda Alba sind Frauen der spanischen Provinz, in denen die Idee der Ehre so tief verwurzelt ist, daß sie sogar in ihrem Blute lebt. Kein Impuls wäre imstande gewesen, sie in Viktors Arme stürzen zu lassen. Die Tradition siegt und besiegt sie.

„Casa de Bernarda Alba“ vollendet, was „Boda de Sangre“ und „Yerma“ ankünden. Alle Charaktere, vor allem Bernarda, sind wie in Stein gemeißelt. Alle Dialoge klingen in metallischer Härte und Reinheit. Alles ist in düstere Farben getaucht. Das ganze Werk wird zu dem grandiosen Entwurf, in dem der Kampf zwischen Freiheit und Zwang gemalt ist. Bernarda, die Mutter, nimmt den Kampf gegen die so natürlichen Wünsche ihrer fünf Töchter auf. Sie sucht deren Triebe zu zügeln, die weiblichen Neigungen zu binden. Einige verzichten, andre grollen, nur die Jüngste, Bernardas Wesen am konträrtesten, die, so wie die Mutter für die Pflicht, fürs Leben glüht, rebelliert. Bernarda ist Symbol ihres Landes, sie ist Calderon und Torquemada, sie ist das gotische Spanien und das blutige Kreuz der Dominikaner; um sie zu richten, muß man ein Volk, ein Jahrhundert und ein System kennen.

Das Leben setzt sich immer durch, oft aber ist sein Sieg nur durch den Tod zu erreichen. Bernarda aber, ganz ihrem Willen verbunden, findet die Kraft, als ihr Haus entehrt ist, die Ehre ihrer Tochter zu schützen. Klaglos richtet sie sich neben dem Leichnam der Selbstmörderin auf, ihre Stimme klingt voller denn je:

„Ins Gesicht muß man den Toten sehen . . . sie, die jüngste Tochter Bernarda Albas ist als Jungfrau gestorben. Habt Ihr es gehört? Schweigt! Schweigt! Ich habe gesagt: schweigt!“

Schweigen, wie oft war dies die Parole Spaniens, und so müssen wir Bernarda beurteilen, das Jahrhundert und das System. Lorca hat hier die Reife seines Stiles erreicht, der keiner äußeren Ornamente mehr bedarf. Maria Pineda, Zapatera, Rosita, Yerma, Bernarda Alba, Adelia, in allen diesen Gestalten zeigt Lorca sein tiefes Verständnis des weiblichen Wesens.

„Casa de Bernarda Alba“, ein Drama, in dem nur Frauen spielen, schließt den Kreis. In ihm erscheint die Vision Spaniens mit seinen fernen Bergen und den einsamen Weilern, mit seiner Traurigkeit und dem quälenden Hun-

ger seiner Geschöpfe, die schweigen. Spanien mit seiner Liebe, seinem Leid und seinem Tod.

In aller Poesie Garcia Lorcas taucht immer diese Tragik des Todes auf, die wir bei vielen Spaniern finden. Bei aller seiner leuchtenden Heiterkeit, immer tönt dies leise Weh auf:

„Du gehst der Liebe entgegen,
und ich dem Tode!“

singt seine Ballade eines Junitages. Oder an anderer Stelle:

„Alles Echo der Sterne, das über die Seele wacht,
wird zum Licht, das mir im Streit mit meinem Wesen hilft.
Zeigt sich die wahre Seele nur im Tode?
Verschluckt der Schatten alles, was wir heute denken?“

Seine poetische Form bringt Lorca oft dem vergessenen, großen Meister des 16. Jahrhunderts, bringt ihn Gongora nahe. Und ihm weihte Garcia Lorca auch eine große Studie, um die gewaltige Größe dieses Geistesfürsten anzudeuten:

„Seine Sensibilität war wie ein Mikroskop vor seinen Augen. Er sah all die Krücken des Kastellanischen und mit offenem, ästhetischem Sinn begann er einen neuen Bau zu errichten... Er hatte Kenntnis der Vergänglichkeit menschlicher Empfindungen... er wünschte, die Schönheit seiner Werke möge wurzeln in einer reinen Metapher einer Wirklichkeit, die wirklich bewegt, einer Metapher, die mit dem Geist eines Bildhauers geschaffen und in eine irrealen Sphäre verlegt wurde.“

Diese Worte von Garcia Lorca bezeichnen nicht nur das Schaffen Gongoras, sie sind eine Kritik seines eigenen Werkes. Bezeichnend wie Lorca dann fortfährt und fast ein Dogma für die Dichter unsrer Epoche aufstellt, wenn er sagt:

„Ein Dichter muß ein Professor der fünf Sinne sein: Sehen, Fühlen, Hören, Riechen und Schmecken. Um Herr über die herrlichsten Bilder und Vergleiche zu werden, muß man die Tore der Mitteilung weit öffnen“, denn „die Metapher eint zwei entgegengesetzte Welten mittels eines kühnen Reiter-sprunges, den die Phantasie vollführt“.

In Garcia Lorca ist stets seine Heimat lebendig. Granada mit seinen Legenden, alle Klänge und die ganze Sinnlichkeit Andalusiens, die Melancholie und das Feuer der Zigeuner seiner Heimat. Alles verleiht seiner Poesie Zauber und Leben. In ihm lebt das verschwiegene Aroma des Albaicin und der ganze Zauber, den die Alhambra ausstrahlt. In Lorca ist die Melancholie und der Stolz des Mauren, der das tiefe Leid des Volkes besingt. Immer aber bleibt Lorca, so eng verbunden der Klang seiner Lieder auch dem Volke ist, sich der Verantwortung gegenüber der Sprache bewußt.

„In der dichterischen Einsamkeit muß man sich oft laut anrufen, um die bösen Geister zu verschrecken, die uns schmeicheln, allein nach Popularität zu haschen, ohne der Ästhetik und dem Schönheitssinn gerecht zu werden.“

Hermann Kasack

Zu seinem 60. Geburtstag

Als im Jahre 1947, noch im schlicht-primitiven, gelbgrauen Pappbände der geistig um so erweckteren Notzeit, Hermann Kasacks moralisch-satirische und ethisch-metaphysische Prosadichtung „Die Stadt hinter dem Strom“ erschien, wurde ein neuer Anfang deutscher Literatur sichtbar. Dieses so ungewöhnliche, überraschend auftauchende Buch umfaßte das ganze Problem der abendländischen Spätkultur in einem Symbolgewebe, das weit über den Raum unserer Erfahrungen hinauswies, sich in das Geheimnis des Unbegrenzten öffnete. Es war gefüllt von den Schauern der Zeit, rücksichtslos in der Wahrheithaftigkeit der durch die Schleier hindurchblickenden Aussage. Es wurde von einer Sicht in die Tiefen und in die Fernen geführt, die über die Zeit hinweg in die Ursprünge und in die Endphasen dieses abendländischen Daseins rief — ein Buch der Entlarvungen und der hintergründigen Verzauberungen, ein Buch der Richterschaft und — eine Dichtung. Was hier geschah, war ein Gleichnis, dessen die Menschen um so bedürftiger werden, je mehr sie an die Deutlichkeit der Welt glauben, in der sie sich eingerichtet haben. Der sich in die Weltsprachen verbreiternde Erfolg dieses Romans hat jedoch übersehen lassen, daß und wie dieses Werk in dem größeren Zusammenhange einer Werkreihe steht, die bis in die Jahre des Expressionismus nach dem Ersten Weltkriege zurückreicht; daß es zugleich der Ausgangspunkt einer Erzählkunst wurde, die bis in die jüngste Zeit in Variationen des Thematischen und Formalen fortgesetzt, in mehreren Büchern wie „Der Webstuhl“, „Das Große Netz“, „Fälschungen“ einen durchaus eigenen Stil entwickelt hat, der die Ästhetik des Erzählens vor unerwartete Anforderungen stellt. Kasack lebt im Wagnis des Experiments — aber jedes Experiment gelangt bei ihm zu einer Klassizität des Werkgebildes, das geschlossen in sich ruht, sich selbst mit einer sehr aufmerksamen Konsequenz durchführt. Äußerst präzise, verhalten, sparsam gegenüber allen rhetorischen oder poetisch-emotionalen Wirkungen, geradezu sachlich kühl erschien die Sprache, mit der im Zwischenreich der Toten das Gegenbild unserer zivilisatorischen Landschaft — einer mechanisierten Verwaltungs- und Ruinenlandschaft — am Rande einer unermeßlichen Leere gezeichnet wurde: ohne malerische oder pathetische Effekte, ohne Konzert der Gefühlstöne. Aber diese episch gelassene und stetige Erzählweise, die eine entrückte Welt aus genau mit dem Auge der intellektuellen Phantasie wahrgenommenen Sichtbarkeiten zusammensetzte, war die Sprache eines Dichters. Im Sachlichen barg sich ein höchst sensibles Leiden an dieser Welt, ein von Verantwortungen getriebenes Suchen und Fragen. In der Kühnheit der Konstruktion erschloß sich eine zu universalen Symbolen zusammenfassende Einbildungskraft, und die Kombination wurde zur Vision, die das Geläufige in das Unbekannte, in die Atmosphäre des Geheimnisses verwand-

delte. Es gibt in diesem Buch eine Zartheit der Linienführungen, die den Lyriker fühlen ließ, der im Traumhaften jenseits der Begriffe und Sachen, jenseits von Zeit und Raum und noch des Ich und seines zerbrechlichen Selbstbewußtseins seine Bilder schafft.

In der Sprache und mit den schwebenden Rhythmen des Gedichts hat Kasacks Suchen nach dem eigenen Wort begonnen. Er hat jene Bewußtseinssprengungen, die man formelhaft in der Geschichte der Künste den Expressionismus nennt und in deren Thematik die Verse „Der Mensch“ von 1918 mitten hineintreffen, intensiv miterlebt und ihnen in Gesang und Drama in einer von 1919 bis 1921 rasch folgenden Dichtungsreihe Ausdruck gegeben. Aber Kasack hat sich nicht an die Ekstasen des Wortes verloren, denn ihm wurde das Glück einer Freundschaft zuteil, die wohl auch Erziehungsstufen zur Besinnung auf das überpersönlich Gültige, auf die Meisterschaft in der Kunst bedeutet hat. Mehrfach, zuletzt in der so wichtigen Veröffentlichung der Tagebücher hat er in Erinnerung gebracht, was Oskar Loerke ihm — und nicht nur ihm — bedeutet hat und welche Impulse dichterischer Gesinnung und Werkzucht von ihm ausgingen. Aufbruch und Bindung, Unruhe des neuen Anfangs und Gesetz des Erbes, Widerstand gegen das Verbraachte und Restaurative und das Wissen um dauernde Werte haben sich seither in dialektischer Einheit in dem Werk von Hermann Kasack zum Ringe geschlossen. „Das, was wir Kunst nennen“, so liest man in der „Stadt hinter dem Strom“, ist nichts anderes als die lebendige Überlieferung des Geistes . . . Und am treuesten dient das geschriebene Wort dem Geist.“ Lebendige Überlieferung — dies bedeutet ein in das Zukünftige drängendes und sich vor ihm verantwortendes Wachstum in der Unabhängigkeit von der Zeit, in einer oft sehr schweren, den Verführungen und den Bedrohungen nur unter Opfern widerstrebenden Einsamkeit. Es heißt auch ein Wachstum im Wissen um die Gefährten, die in der Vergangenheit zeitlos wurden und denen sich die Pflege zuwendet. Es sei daran erinnert, daß Kasack in verfinstelter Zeit als solche Zuflucht Hölderlins Gedichte zusammen mit R. A. Schröder, Ludwig Tiecks Schriften mit A. Mohren, beides 1943, herausgab — „verantwortlich vor der Geschichte des deutschen Geistes.“

Heute vermag nur ein Dichter zu sein, wer um die Schwere und um das Leiden der Künstlerschaft weiß und es vermocht hat, die Schwermut nicht nur in das Werk zu verwandeln, sondern in ihm, nichts beschönigend und nichts preisgebend, zu überwinden. Dichter kann nur sein, wer begreift, daß es hier nicht um ein subjektives Hadern oder Beschwören, sondern um ein Gesetzliches geht, das mit dem Gesamtleben mitgegeben ist. So schrieb Kasack 1924 die Passion des Künstlers in der Gestalt von van Gogh in dem Schauspiel „Vincent“. Schon hier ging es im Porträt um ein Symbol. Er hat sich mit wachsender Erkenntnis des Lebens die Loderungen des Gefühls verboten, sein lyrisches, überaus sensibles und rasch einsetzendes Temperament immer fester und klarer in die genaue Ordnung der Formen gebunden, welche die Zeichensprache des Gesetzhaften, des in sich Gültigen und Dauernden sind. Darin geht es nicht mehr um eine Poesie der Stimmungen, sondern um eine Poesie der Erkenntnis, die in den Chiffren der Natur, der Geschichte, der Mythen das Unendlich-Zusammenhängende des Lebens ahnt. Seine reife Lyrik schenkt ebenso zarte, traumhaft aus inneren Gesichtern und Vertie-

fungen gewobene, aus allem Materiellen herausgenommene wie sicher und unauflösbar gefügte Gedichte. Ihre Sammlung zeigt schon im Titel „Das ewige Dasein“ den Symbolsinn dieser Kunst. Der Dichter findet heute seine Stimme nur an den Grenzen des Lebens. Die deutschen Romantiker haben dies zuerst gewußt, und sie wiesen zu den Mythen des Ostens, denen sich auch Kasack mit seinem visionären Spürsinn des Unbegrenzten nahe weiß. Die hauchhaft schwebenden, spirituellen Gedichte „Aus dem chinesischen Bilderbuch“ sind dessen Zeugnis. „Bilder zaubernd und verwischend / Auf dem Tafelgrund der Zeit / Lebendes und Totes mischend / In den Schein der Wirklichkeit.“ Grenzen des Lebens — Todesnähe, aber als eine höhere Aufgehobenheit in den Tod hinein, als ein zugehöriger Teil des Lebens, als die Transzendenz des Seins in sich selbst, deren Geheimnis als die innerste Realität noch in das Wort zu holen auch das Mühen eines R. M. Rilke oder H. Broch gewesen ist. Hier liegt der tiefste Erlebnisgrund der „Stadt hinter dem Strom“, wenn man das Wort Erlebnis nicht psychologisch, sondern umfassender, geistiger, objektiver als Begegnung mit dem Gesamtsein versteht, vor dem das einzelne Ich wesenlos wird: gewiß nicht als Verantwortung, aber als Inhalt seines Lebens. Denn Kasacks Phantasie der Erkenntnis — um jetzt unsere oben gebrauchte Formel gerechter zu vertiefen — blieb nicht im romantischen Todestraum. „Eine Göttin hat mich zum Leben geboren — Ein Gott hat mich zum Tode gesegnet — So schreite ich, ein Ewig-Sterbender, durch diese Welt“, so hieß es noch in dem frühen Drama „Das schöne Fräulein“ aus dem Jahre 1919. Weil der Dichter um das Tiefere und Dauernde weiß, ist er das Gewissen der Zeit, nicht ihr Zögling, aber ihr Richter. Dieses Gewissen bedarf in einer rationalisierten Zivilisation einer ihr zugänglichen Sprache; sie verwandelt das Märchen in die Epigrammatik der Allegorie, das Ethische in die Satire der moralischen Entzauberung, den Humor in die Pointen der Ironie. Kasack greift in der Sachlichkeit seiner Prosa an, aber er überwindet auch mit dieser Prosa, da sie eine neue geistige Spiel- und Schwebekraft und die Autonomie gegenüber allem nur Reproduktiven gewonnen hat. Diese Prosa in der Form von Roman, Märchen, Erzählung entlarvt, sie zieht die Konsequenzen, sie zieht die Linien der Grimassen, scheinbar spielerisch dem Reiz der Erfindungen anheimgegeben, noch schärfer nach und verkehrt die Idole in die Negationen, um durch sie zu erwecken. So wird das Märchen vom „Webstuhl“ zur Satire auf unsere Wirklichkeit, die genau eingefangen wird, und aus der Ironie spricht ein schmerzlich erlittener Ernst. So gelingt in „Das Große Netz“ der Humor, der durch die Groteske und ihr Unheimliches hindurch, wiederum scheinbar im Spiel der Kombinationen und Chiffren, das schneidende Urteil spricht... „Ein letzter Versuch, die Beteiligten aufzurütteln.“ Man möchte fragen: siegt hier die Stimmung des Weltuntergangs, des endgültigen Anheimfalls an den Tod? Diese bei Kasack sich wiederholende Thematik scheint auf einen sich im Ratlosen verlierenden Pessimismus zu deuten. „Wenn ich uns so im Schein der Abendsonne . . . stehen sehe, kann ich mir gut vorstellen, wie dem lieben Gott am Tage nach dem jüngsten Gericht zumute sein mag. Ob man dann mit der Weltgeschichte noch einmal von vorne anfängt?“. Aber indem hier das Ethische nicht nur als Kritik, der Humor nicht nur als Satire, sondern indem das Ethische und der Humor zur Sprache der Dichtung werden, geschieht die Wendung zum

Zukünftigen, die das Leben nicht dem Ratlosen preisgibt. Es gibt keine Dichtung, in der nicht die Negation zu einer höheren Positivität strebte. Kasacks Dichtertum lebt aus dem Ernst der Verantwortung vor dem heute, gerade heute schon notwendig Zukünftigen. Diese Verantwortung bedeutet den Radikalismus seines Humors, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Aus ihr heraus ist auch die Erzählung „Fälschungen“ entstanden, die scheinbar zum alten Realismus zurückkehrt, aber auch ihrerseits eine Symboldichtung ist: von der Lüge des Vergangenen, wenn es das Gegenwärtige überwächst. „Der berühmte Phönix kann nur aus der Asche steigen, wenn man das Alte bis zum Wurzelgrund verbrannt hat. Da gibt es keine Kompromisse. Mit Restaurieren, Renovieren und Aufpolieren machen wir aus dem Gestern ein falsches Heute.“ Es geht in dieser so spannenden wie bewegenden Geschichte nicht nur um Kunstwerke, sondern um unser ganzes gegenwärtiges Leben. Und man vergesse es nicht: im Dichter schlägt das Herz der Zeit. Sein Schlag sagt, was an der Stunde ist. Daß Hermann Kasack heute als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung eines die Kräfte anspannenden, schwierigen und verantwortungsvollen Amtes waltet, das ebensoviel Energie, Geduld, persönliche Entsagung wie Sensibilität verlangt, bekräftigt nur, was uns in dem Werk des Dichters begegnet ist. Auch im Wesen einer Akademie der Dichtung liegt die dialektische Einheit von Aufbruch und Bindung, Gegenwart und Tradition, das beweglich-ruhende Gesetz von lebendiger Überlieferung. Und wer wäre besser ihr Sachverwalter als der Dichter, dessen reifes Werk mehr und mehr zur Sprache des Gemeinsamen, Ganzen, Überpersönlich-Objektiven in spielender Grazie und sorgendem Ethos geworden ist?

DER AUGENBLICK

Ich lese deine aufgeschlagenen Augen,
wie man im Wandel der Gestirne liest:
aus maßlos tiefem Dunkel will ich saugen
das feinste Maß der Zeit, die sich vergißt.

Mit diesem Blick — erhebst du deine Lider —
machst du die ganz vergessnen Jahre wach
und spiegelst ihre wilden Gärten wieder
und ganz versiegte Quellen klingen nach.

Die Bogen deiner Brauen überspannen
das Einst und Jetzt in blitzerheltem Schwung,
die Länder fließen wie ein Strom vondannen
und die Jahrzehnte, die wie Sand verrannen,
leuchten Kristallglanz der Erinnerung.

Ekkehard Eickhoff

Zeittafel vom 15. Mai bis 15. Juni 1956

15. 5. Staatsbesuch Guy Mollets in Moskau.
16. 5. Dezimalsystem im indischen Münzwesen eingeführt.
18. 5. Zentralbankrat der Bank deutscher Länder erhöht Diskontsatz um 1 Prozent. Kabinettskrise in Bonn.
22. 5. Scharfer Notenwechsel Bonn—Moskau über die „Rückführung“ ehemaliger sowjetischer Staatsbürger.
23. 5. Konjunkturdebatte durch Rede Adenauers vor dem „Bundesverband der deutschen Industrie“ verschärft.
24. 5. Bundesaußenminister von Brentano besucht Skandinavien.
25. 5. Europa-Preis an die Stadt Berlin verliehen.
28. 5. Auf Mäßigung bedachter griechischer Außenminister muß zurücktreten.
29. 5. Führende Funktionäre der Sowjetrepublik Aserbeidschan hingerichtet, „Komplizen Berijas“.
30. 5. Sechsstündige Wiedervereinigungsdebatte im Bundestag bei schwach besetztem Haus.
31. 5. Jugoslawisch-ungarisches Wirtschaftsabkommen unterzeichnet.
1. 6. Eisenhower ermächtigt USAF-Stabschef General Twining, eine Einladung zum „Tag der sowjetischen Luftstreitkräfte“ anzunehmen.
2. 6. Molotow als Außenminister entlassen.
3. 6. Staatsbesuch Titos in Moskau.
4. 6. Syrisches Kabinett Said El-Ghazzi zurückgetreten.
5. 6. Vereinbarungen Bundesrepublik — Frankreich über die Saar sollen endgültige Bereinigung bringen.
8. 6. — 15. 6. Besuch Adenauers in USA.
9. 6. Operation Eisenhowers gut verlaufen. Frankreich tritt seine letzten Besitzungen in Indien: Pondichéry, Karikal und Yanaon ohne Befragung der dortigen Bevölkerung an Indien ab.
- 9./10. 6. In Argentinien wird eine peronistisch-kommunistische Rebellion blutig unterdrückt.
12. 6. Deportation des Archimandriten Machariotis von London nach Athen.

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Der *Metaphysik des Essens* widmet Joseph Bernhart im *Eckart* (April-Juni 1956) einen besinnlichen Essay. Der Schlußabschnitt lautet: „Wir essen, denn wir wollen sein. Hunger und Durst be-
lehren uns: wir sollen auch sein. Wir sind Stoff und sind auf Stoff angewiesen. Das Verlangen zu stillen, ist Freude; Freude ist der Endzweck alles Verlangens, und darum ist Verlangen, damit das Gut der Stillung uns erfreue. Unser Mangel ist um der Beziehung willen zu dem, was uns beleben kann. Die Stoffe nähren uns, indem sie sich unserem Leibesstoff anverwandeln. Unser eigener Leibesstoff ist in dauernder Wandlung begriffen, und *ich* bleibe *ich*. Auch das Tier bewahrt in allen stofflichen Prozessen seine Entelechie, seine Wesensform, seine Individualität und Individualität. Ich aber, die Person, erfahre es an mir: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein — er bliebe sonst unterhalb seiner selbst. Denn Materie ist auch der Baum der Prüfung meiner Freiheit. Sie ist gut, sie ist auch unwiderruflich, aber in meinem Verhältnis zu ihr kann ich nicht arglos sein gegen mich, der ich von ihr versuchbar bin, als hätte ich die letzte Stillung von ihr zu erwarten. Sie als böse zu verleumden, wäre ein schuldhafter Verdacht gegen die Schöpfung insgesamt, als wäre sie auf mein Unheil angelegt. Hinwider bin ja ich bestellt, ihr zu helfen in ihren Wehen. Oder ist es Abersinn, Vermessenheit, zu glauben, daß mein Gutes wie mein Böses in sie wirke? Steht Materie überhaupt in Fühlung mit Gut und Böse? Aber wenn die Lüge eines Kindes seine Augen verändert, das doch nichts ist als Stoff, können die Reiche sich nicht fremd sein und müssen aus einem einigen Grunde her einander angehen. Es ist immer die Ahnung der Menschheit gewesen, daß der Kosmos in Schicksalsgemeinschaft mit dem Menschen stehe, daß er betroffen ist von einer Schuld des Reiches, das Geist und Willen hat, daß aber die Taten der Reinen wohlthätig ins Ganze wirken. Denn so erst wird der Mensch der königliche Herr der Schöpfung, wenn er als den Sinn seiner Macht erkannt hat, die ihm gegebene Welt zu ihrem Besten zu verwalten. Er kann dies nicht, ohne

das Gesetz des Stirb und Werde an sich selbst zu erfüllen. In aller Weltaneignung ist und bleibt er ja das Mangelwesen, dem nie und mit nichts ganz zu helfen ist. Daß auch er, um zu sein, auf Nahrung angewiesen ist, dies ist nur der elementarste Fall seiner Bedürftigkeit überhaupt. Es verlangt ihn noch nach anderer Kost: denn er will erkennen, er will wissen, er will lieben, er will an einem dunklen Ort, wo er unruhig wird, Licht und Helle. Aber alle unsere Bedürfnisse sind sich darin ähnlich, daß sie uns auf Kundschaft schicken nach Gütern, — ob sie uns stillen könnten. Unser Leib ist zu sättigen, schwerer unser ander Teil, dem nicht genug ist, daß der Leib genug hat. Denn der Mangel, gegen den wir uns Stoff der Erde einverleiben, sinnbildet das Verlangen nach anderem und mehr als Natur. „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“.

Das ist schön und wahr gesprochen. Ich rätselte eine ziemliche Weile an dem gefährlichen Satz herum, daß der Mensch die ihm ausgelieferte Welt zu ihrem Besten zu verwalten habe. Welche Gefräßigkeit kann sich hinter ihm verbergen, wieviel verdächtige Bedürfnislosigkeit mit ihm entschuldigen! Schließlich verspürte ich das ausgedehnte Verlangen nach einer gut bestellten Tafel, das sich mir stets in der Folge seelischer Strapazen einstellt. Als ich ihm nachgeben und mit einer wohlbereiteten Mahlzeit mir die Welt wieder vervollständigt hatte, empfand ich zweierlei: Volles Verständnis für die zu Unrecht oft geschmähten Essenskünste der Mönche und Mitleid mit den Spesenfressern unseres Wirtschaftswunders, die sich von Essen zu Essen schleppen, geizig und überfressen zugleich, Opfer ihres Mangels an Metaphysik.

Dies wurde vor der Konjunktur-Debatte der Bundesregierung geschrieben, von der man zeitweise annahm, sie werde den Kanzler zum Rücktritt veranlassen. Auch ein Aufsatz von Karl Borgmann, der vom Run nach dem höchsten Lebensstandard ausgehend ins Politische hinübergreift erschien vorher in *Caritas* (3/4, 56). Moral ist ein Ganzes, sagt der Verfasser. Und der Tanz ums goldene Kalb verträgt sich

gut mit der Entschuldigung aller Nazi-verbrechen. „Für einen Politiker ist es zweifellos schwer und gefährlich, das Volk an seine Schuld zu erinnern — er könnte es bei den nächsten Wahlen bitter zu spüren bekommen. Dennoch muß es versucht werden. Denn nur so gewinnt unser Volk seine innerste Würde, sein berechtigtes Selbstbewußtsein wieder zurück und wird fähig und bereit, an ewig gültige Maßstäbe zu glauben.“

Pi-pa-po lautet die Bezeichnung für viel umständliches Gerede, nichtsnutziges Tun, das etwas sein will. Pipapo ist mehr als Papperlapapp und doch nichts rechtes. Pipapo ist auch die Geschichte eines Drehbuches, die der Romancier Hans Werner Richter schrieb. Sie ging über einen westdeutschen Sender, aber dann drohte eine Filmfirma mit dem Kadi und seitdem sendet niemand mehr Pipapo. Es gab einen Sturm im Wasserglas und eine Niederlage der Kritik. Denn Richter, der in seinem Pipapo die Filmdramaturgie ziemlich lieblos beurteilt hatte, zog den kürzeren. Sein einmal gesendetes Manuskript verstaubt, und wir werden deshalb nie erfahren, wie es nun, pi-pa-po, eigentlich mit dem Drehbuchmachen steht. Für die Freiheit der Kritik ist der Fall deswegen exemplarisch, weil nicht der Staat, der böse, sondern ein Zweig der Publizistik die Kritik auf dem anderen Zweig unterbindet. Film und Funk stehen sich gegenüber. Vermutlich würde die Filmgesellschaft, die sich betroffen fühlte, auch gegen einen Verlag klagen, der den Richter'schen Text herausbrächte. Es wäre zu versuchen. Vielleicht würde auch nicht die Firma, sondern ein Filmmenschen-Verband laufen, um eine einstweilige Verfügung zu erreichen. Und vielleicht würde sich auch ein Verleger nicht so schnell diesem Druck beugen, wie es die von allen möglichen und unmöglichen Gremien abhängigen oder doch sich abhängig fühlenden Funkleute getan haben. Man weiß es nicht. Aber deutlich ist doch, daß in unserem Gefälligkeitsstaat (Eschenburg) die Kulturapparate dermaßen durch Markttinteressen gebunden sind, daß eine übergeordnete publizistische Solidarität nicht besteht. Ein ernster Sachverhalt.

Richter, ein guter Anwalt nicht bloß der eigenen, auch der allgemeinen Sache schreibt dazu in der „Zeitschrift für das moderne Leben“ *Magnum* (9, Mai 56): Wohl treten die großen Kulturinstitu-

tionen „als Verfechter der Meinungsfreiheit auf, wohl sind die zahlreichen Angestellten dieser Apparate fast ausschließlich von der Notwendigkeit der Freiheit der Kritik überzeugt, aber das innere Getriebe eines solchen Apparates, von dem jeder oft zwei- oder mehrtausend Menschen umfaßt, lähmt zugleich diese Überzeugung und bindet oft Hände und Mäuler. Niemand kann die Verantwortung tragen, keiner will, bis auf wenige Ausnahmen, für eine kritische Sendung Unannehmlichkeiten auf sich nehmen, und so gibt man oft den Beschwerden von außen nach, statt sie zu bekämpfen. Politische Parteien, Verbände, Vereine, Interessengemeinschaften und Interessenvertretungen, sie alle beschweren sich, wenn sie glauben, daß eines ihrer Anliegen zu Unrecht angegriffen, kritisiert, und verächtlich gemacht worden ist, und sie sind immer und in jedem Fall der Meinung, daß es zu Unrecht geschah. Die Filmleute, die Schornsteinfeger, die Metzger, die Hochseefischer, sie alle haben ihre empfindlichen Verbände, und oft genügt ein Wort, um diese Verbände auf den Plan zu rufen: die Filmleute machen nur gute Filme, unter den Hochseefischern gibt es nur brave, tapfere Leute, kein Schornsteinfeger tut Unrecht, und ein Metzger, der seine Frau mißhandelt, kann nicht gezeigt werden, denn das wäre zugleich eine Beleidigung des gesamten Metzgerstandes. So entstehen stillschweigend die Tabus, Dinge, die nicht mehr gesagt werden dürfen oder nur so und so gesagt werden können, und diese Tabus vermehren sich, wachsen unbewußt und werden gleichermaßen, ohne daß noch darüber gesprochen wird, von den Mitarbeitern und Kulturfunktionären, von Autoren und Dramaturgen befolgt. Man gewöhnt sich daran, und je mehr man sich daran gewöhnt, um so selbstverständlicher erscheint es allen, bis es niemand mehr bemerkt. So verblaßt die Substanz der Kritik, und so nimmt das deutsche kulturelle Leben langsam das Gesicht eines Schlafers an, dessen Träume unruhig und voller Ängste sind.“

Soweit dieser jüngste Beitrag aus Germanien zu dem internationalen Thema „Pressure Groups“. Eine saubere Analyse der entsprechenden Verhältnisse in Großbritannien und USA liefern Hunt und Mackenzie in *Occidente* (2/XII). Im Endeffekt läuft alles auf die Zivilcourage der Publizisten hinaus. Das ist nicht

angenehm für sie; aber es steht ja auch nirgends geschrieben, daß der kritische Beruf ein angenehmer sei. An einer kurzen Geschichte der unvergessenen „Neuen Zeitung“, die Hans Joachim Netzer in *Gazette* (1/II) liefert, wird das ein anderes Mal klar. Zechariah Chafee jr. kommt in der 98jährigen *Atlantic Monthly*, Mai 56, zu keinem besseren Ergebnis („The Encroachments on Freedom“), und auch Clark Mollenhoff sieht nur den Ausweg, das Verantwortungsbewußtsein der Schreiber zu stärken. Er gibt ein gutes Beispiel dafür, daß die Technik der Apparate nicht immer in seinen meinungsbildenden Folgen erkannt wird in den *Nieman Reports* (1/X). Die in Cambridge, Mass, unter der Redaktion von Louis M. Lyons erscheinende Vierteljahresschrift dient, wie „Gazette“, ausschließlich Pressefragen und

wird von der Nieman-Studienstiftung für Journalisten herausgegeben. Mollenhoff zeigt, welche prinzipiellen Folgen es haben kann, wenn die Presse in Anerkennung einzelner oder besonderer politischer Konstellationen fünf einmal gerade sein läßt. Am 17. Mai 1954 schrieb Präsident Eisenhower an seinen Kriegsminister Wilson einen Brief, der unter Hinweis auf die Geheimhaltungspflicht der Executive dem Army Council John Adams verbot, vor dem McCarthy-Ausschuß gewisse Dinge zu berühren. Die Presse, voller Abneigung gegen McCarthy, begrüßte damals die Regelung fast einstimmig. Sie hat seitdem häufig Gelegenheit, ihren Fürwitz zu bedauern. Immer neue Ämter berufen sich auf jenen Brief. Und Mollenhoff warnt eindringlich davor, die Dinge so weiter treiben zu lassen. *Harry Pross*

DIE SPHINX

Alt bin ich, alt,
wie die Erde so alt.
Vorüber
rollen Jahrtausende —
kaum
vertieft sich im Antlitz
mir eine Falte,
und kaum
verirrt sich ein Zucken
an meiner Lippe
verwitterten Wall.

Längst schon
lernte ich schweigen:
die Augen
wurden mir groß,
unersättlich,
und nie
las man die Schrift,
die erklärte den Blick.
Lautlos
glitten die Worte
der Menschen zu mir,
welkten und waren
haltlose Schatten.

Starben nicht alle?
Zu meinen Füßen:
ist nicht ein dunkles,
umschattetes Feld
bröckelnder Gräber?
Sand, Sand rinnt durchs Stundenglas,
Wüsten voll Sand.
Der Himmel begrub
alles in seiner
bemalten
Zauberkreisglocke.

Doch ich
werbe vergebens
um des allmächtigen Todes
schweigende Gunst:
Er erstarrt,
wenn er mich sieht,
und vergißt seines Amts
und vergißt,
mich zu erlösen.

Adolf Georg Bartels

Unerreichbar für Herrn Dupont

Erzählung



Auch das runde Fenster in Herrn Duponts Zimmer, einem Bullauge vergleichbar, war nun völlig von den wilden Kletterranken des Weinlaubs umspinnen und nur, wenn der Wind den schwankenden Vorhang einmal zur Seite wehte, ergab sich ein rascher Blick auf den Rasenplatz unter der Sonne, die silbrige Gartenkugel, die langen Beete aus Rittersporn, Schwertlilien und Phlox, im Spiegel der irritierenden Kugel seltsam gesprenkelt und verwandelt, eine Art Zauber- oder Theaterlandschaft. Valérie Duponts Gestalt erschien darin, ein winziges Geschöpf der Tiefenwelt, huschend zwischen ihren Blumen, verborgen hinter dem blauen Git-

ter der Rittersporne, leise vom Winde geschüttelt oder von der Angst vor Duponts schweren Schritten auf dem Kieswege, vor seinem breiten Schatten, vor dem Weindunst in seinem schnaufenden Atem und dem dröhnenden Ruf: „Va - lé - rie !“

Dann senkten sich die spitzen blauen Blüten, wurden zu Lanzen und Schwertern, ihn zu durchbohren, oh, Valérie war nicht ganz ohne Schutz, jedenfalls nicht in ihrem Garten! Waren die Rittersporne und Schwertlilien verblüht, so übernahmen die Sonnenblumen die Wache. Langsam drehten sie ihre großen Gesichter mit den mächtigen braunen Augen von Ost nach West, an jedem schönen Tage. Im Westen stand Herrn Duponts Haus. Sobald es Abend wurde und er, aus seinem Büro in der Stadt zurückgekehrt, den Garten betrat, um nach Valérie zu suchen, richteten sie drohende, flammende Blicke gegen ihn, gegen seinen Schatten, darin Valéries zarte Erscheinung unterzugehen drohte — ein winziger Silberfisch in der schwarzen Wolke des mächtigen Tintenfisches.

Selbst die Sonne stand ihr bei, sandte ihre scharfen Schrägstrahlen in seine Augengläser und blendete ihn, oder der Unheilswind warf ihm welke Blätter ins erhitzte Gesicht. Laut wurde das warnende Knirschen der herausfordernden Kieselsteine unter seinem großen, schwerfällig daherstampfenden Fuß — die Flucht blieb ihr noch in das Fliederge-

büsch am Ausgang der hohen Gartenmauer, durch das Pfortchen ins Freie . . .

„Va - lé - rie !“ Aber plötzlich klemmte die Pforte — oder nein, war verschlossen, heimlich hatte er einen Schlüssel gefertigt. Es blieb nur der Garten, der Zauber der Pflanzen, ihr Beistand in der Not der Stunde.

Sie hatte ihn angelegt in Jahren - Auswege - Umwege - Irrwege. Auch die drollige Kugel aus Silberglas verhexte sie, zeigte hier Valéries Bild hingezerrt in das kalte Weiß des Mondlichts, grinsend, schadenfroh, ein Puck aus dem Irrglanz der Nacht, dort lieblich versteckt im sanften Gewirr duftender Blumen, in Nixengrün und Himmelsblau, über weißen und rosa Schaumspritzern. „Va - lé - rie !“ Schon glänzte sie wieder leer, die fatale Kugel, ein Erdenmond, grau beschlagen vom Tau, kein Abbild darin, kein Hauch eines blassen Gesichtes unter verwehtem Haar. „Valérie!“ Und keine Antwort dem Ruf, nichts als das Trommeln des Regens im Laub, das Gekicher des Windes, das Zucken der Blitze, hingebogen in zorniger Kinderhand, die Hokuspokuswelt der Elfin, in der Dupont herum irrte mit wilden Augen und weißem Haar.

Sorgsam gezirkelt die Wege und Beete, und doch bei Nacht ohne Grenzen, ein Tappen im fauligen Blumengeruch, ein regennasses Gleiten und Schlürfen auf verwaschenen Spuren winziger Füße unter dem Rieseln der Blätter, durchbohrt von den Dornen der Rosen . . . Wenn aber endlich Kälte und Sturm die Verlorene in die warme Höhle des Hauses trieben, an die Kaminglut in Herrn Duponts Reich, dann blieb der Garten im Wirrwarr des Schneetreibens ohnmächtig zurück, da half ihr kein Blumengott mehr, stand niemand ihr bei. Im Hause gefangen, die Perle in der Muschel, wo blieb all ihr Zauber? Wo ihre Zuflucht in mondlosen Nächten?

Die Augen geschlossen, verpuppt gleich dem Schmetterling, im Winkel reglos wartend, so unansehnlich, so unscheinbar wie möglich, verbrachte sie die dunkle Zeit, bis die Sonne den Garten befreite, den Garten, den Schmetterling und die Frau.

Anfangs hatte Dupont gelacht über das Versteckspiel im Grünen, dann war Eifersucht daraus geworden und schließlich Haß. Hinter dem schwankenden Vorhang seines Guckloches im Sessel sitzend, starrte er hinunter in das Hin und Her huschender Sonnenstrahlen, auf den grünen Grasfleck mit der flackernden Kugel.

Einmal in der reglosen, von dumpfer Spannung erfüllten Schwüle eines Sommertages, warf er die geleerte Flasche durch das grüne Weinlaubnetz nach der blendenden Gartenkugel. Er verfehlte sie, sah Valérie, einen flackernden weißen Schatten, erschrocken beiseite springen und vernahm ein kurzes Zischen, wie von einer Schlange. Da löste sie sich aus dem Bilde des Gartens und verschwand in den Büschen.

Es war heiß, und die Sonne gewann große Kraft, bis in Herrn Duponts Zimmer hinein reichte ihre lockende, aufwühlende Macht. Lichtflecken tanzten um ihn, als er den Garten betrat, einen Stock mit silbernem Knauf in der Hand, denn manchmal brauchte er Halt. Er watete durch das hohe grüne Gras, kam sich im Spiegelbilde der Kugel



entgegen . . . sah sich selbst — komisch verzerrt, mit riesigem Leib und kurzen Beinen schritt er auf sich zu . . . Er sah seinen boshaft funkelnden Blick hinter den Augengläsern, seine zum Schlage erhobene Hand und blieb erschrocken stehen. Mitten aus dem lebendigen Wachsen der Pflanzen starrte ihn die Ode an, aus flammender Sonne das dicke, gedunsene Gesicht — seltsam unangebracht und häßlich. Aus dem Gewirr der Pflanzenwelt hinein in die vergoldeten Bilder voll Nixengrün und Himmelsblau hob sich die Faust mit dem schweren Stock, und während ein Lachen aus dem geöffneten Munde quoll und der Stock zuschlug, wieder und wieder,

während das Blut Herrn Duponts Kopf füllte, daß er einem roten Ball glich, dicht vor dem Zerspringen, brach die verhexte Welt um ihn zusammen. Unter den Scherben des Spiegelglases lag Herr Dupont, leblos hingestreckt, ein Opfer des Gartens.

So fand ihn Valérie.

Nun mußte die Erde ihn aufnehmen, die Pflanzen ihre Wurzeln zu ihm hinab senken, endlich hatten sie ihn eingefangen, ihre Freunde in Jahren der Not.

Nach seinem Begräbnis war der Garten frei, nun durfte sie furchtlos auf ihren versponnenen Wegen gehen, bei ihren Blumen sein, im Tau des Morgens und des Abends . . . Allein, frei, ungehindert. —

Der Garten wuchs gleich einer grünen Mauer um das Haus, in dem sie gefangen saß. Niemand sah sie mehr die Blumen gießen, oder die Fenster öffnen. Sie mied den Ausblick ins Freie, sie tat keinen Schritt mehr in ihr hübsches Paradies draußen vor ihrer geschlossenen Tür. Mochten die Sonnenblumen noch so vorwurfsvoll blicken, der Wind ihr die welken Blütenblätter an die Scheiben werfen — sie kam nicht zurück.

Denn im Garten war nun er. Er wartete draußen im wilden Buschwerk, er kauerte hinter den Rittersporen, strich schattenlos im Mittagslicht um die Beete. „Va - lé - rie ?“

Im Hause aber blieb sie für sich, dorthin folgten ihr nicht die lautlosen Schritte, zwischen den steinernen Mauern war niemand außer ihr und der grauen Katze, die ihr zugelaufen war, hungrig und jammernd.

Manchmal sprang sie hastig die Treppe hinauf und warf einen Blick in sein Zimmer, auf den Sessel am grün umrankten Fensterchen. Ihr Herz schlug wild, sie starrte dorthin, wo er immer gegessen, noch



Zeichnungen: Erika Althaus

mit den abwaschbaren Wänden, sie war schweigsam und ruhig. Nur wenn sie sie ins Freie hinaus führen wollten, schrie sie: „Nicht in den Garten!“

Der Arzt meinte, sie leide an Gewissensqualen, da sie ihren Mann vernachlässigt hatte aus Liebe zu ihrem Garten. Das war ihm zu Ohren gekommen. Mit der Zeit, meinte er, würde sich ihre Verstörung schon geben. Aber die Zeit verging, schlurfte auf Schwester Moniques leisen Sohlen herein und hinaus, graue Morgen und schwarze Nächte . . .

Endlich brannte auch bei Tage das gelbe Licht neben dem Lager der Frau Dupont und beschien die starren Hände über der weißen Bettdecke.

Ihre sterblichen Reste wurden verbrannt, das war ihr letzter klarer Wunsch gewesen.

Sie schlüpfte in die Flammen, statt die Erde aufzusuchen, die Erde, die Herrn Dupont beherbergte, die Erde, aus der ihr Garten wuchs, in die die Wurzeln ihrer Pflanzen hinein langten. In Glut und Asche wollte sie verschwinden — unerreichbar, unauffindbar für Herrn Dupont.

lagen seine Weinflaschen am Boden. Aber der Sessel war leer. Dann lachte sie seltsam auf und rannte wieder hinunter, nahm die Katze in den Arm und wiegte sie.

„Wo ist Frau Dupont?“ fragten die Nachbarn, klopfen an ihre Tür und riefen: „Ihr Garten verdurstet, Frau Dupont! Ihr Garten verwildert!“ Sie schaute durch den Spalt mit angstvoller Miene, nickte, lächelte und schlug dröhnend die Tür. Da verständigten die Leute den Arzt.

In der Heilanstalt stellten sie vielerlei Fragen an Valérie Dupont. Aber sie schwieg. Mochten sie an ihr herum rätseln, so viel sie wollten. Sie verriet nichts. — Sie blieb in dem weißen Zimmer

Die Ballade vom Fremdling

Statt einer Novelle

Jaro, durch falschen Paß erlöst,
Kam mit der sibirischen Bahn
Von den Ufern des Baikal-Sees.
Und er stand, mit einem zerrissenen Rock angetan,
Vor dem Fenster eines Pariser Cabarets.

Menschen saßen drinnen, saugten an einem Halm.
Und auf seinen zerbeulten Hut
Senkten sich die Sterne des Schnees;
Und in seiner Seele tönte der Psalm
Der weiten Ebenen, die er durchheilt.
Und es brandete in seinem Blut
Jahrelange Fronarbeit, die er eingekeilt
Zwischen Darbender und Sterbender Wut
Verrichtet hatte. Eine Stimme erscholl . . .
Doch es war nicht die Stimme eines der Wärter . . .
Diese Stimme, die er jetzt hörte, klang gröber und härter,
Und sie stachelte zur Verzweiflung seinen letzten Lebensmut.

Seine Zornesader schwoll.
Es war eine lachende Stimme da drinnen.
Wie konnte sie lachen und Freude gewinnen,
Während ihm das Herz bis zum Halse quoll?

Er rief nicht: „Ihr stinkigen Genüßlinge schweigt!“
Er schrie nicht: „Wir verrecken in Schnee und Eis,
Während euer Kapellmeister geile Lieder geigt!“
Er schwieg, und seine Lippen bebten leis.

Die Menge drinnen klatscht in die Hände. Prasselnd schickt
Der Beifall zu ihm heraus seine Macht.
Keiner sieht die Augen, die an die Scheibe gedrückt
Ins Helle flüchten aus der Nacht.

Die Scheibe zerkllirrt. Eine Faust fährt herein.
Die Gäste springen auf und stieben auseinander wild.
Ein Strolch ein verwahrloster tritt in den Lichterglanz ein:
Seine Augen werden sanft, und seine Stirn ist mild.

Er setzt sich an einen Tisch, der abseits stand.
Keiner wehrt ihm, auch die Kellner waren entflohn.
Er denkt: wie leicht ist in diesem wohlgeordneten Land
Umsturz und Einbruch und Revolution.

Er nimmt den Strohhalm, der am Tische lag,
Und taucht ihn wieder ins Glas, das verwaist.
Dann saugt er behaglich die Flut, die vereist, — —
Und es war sein schönster Lebenstag.

Die Lichter brannten noch immer so hell,
Die Säulen prunkten im bunten Raum.
Die Luft war lau, und alles war reell,
Kein Wunschgebilde und kein bloßer Traum.
Da küßt er das Glas, und mit seiner behaarten Hand
Streichelt er die Marmorplatte des Tisches,
Als wäre sie ein Frauengewand. — —
Aber es gibt kein Glück, kein irdisches!

Denn die Tür geht auf.

Und herein marschiert
Kommt ein Trupp Soldaten in Reihen.
Sie stellen sich auf neben ihm, zu je zweien,
Und dann haben sie den — ‚Verrückten‘ abgeführt.

Jaro kam ins Gefängnis. Man machte ihm den Prozeß.
Wegen Sachbeschädigung ward er verklagt.
Ein Sachverständiger beobachtete seinen Geist indess;
Er war nicht verrückt, drum wurde ihm die Gnade versagt.
Er hatte auch keinen Verwandten im Ministerium,
Er kannte keinen Abgeordneten und gehörte zu keiner Partei.
Außerdem war er landfremd. Man verurteilte ihn darum,
Und keiner im Lande fand etwas dabei.
Diesmal ward er ins Pfefferland deportiert;
Er vertauschte seine Eiszeit mit dem Sonnenland.

(Die westlichen Völker sind überzivilisiert:
Kein Mensch wird bei ihnen nach Sibirien verbannt!)

Das Bild

Erzählung

Ein angesehener Maler, so erzählt Christopher Sykes, bestimmt, Opfer zu werden einer heillosen Zeit — man erlasse es mir, auszusagen, wann, wo und unter welchen Umständen — erreichte es durch einen Akt unglaublicher Willensanspannung, trotz aller teuflisch ausgetüftelten Qualen des Geistes und des Leibes, mit denen man ihn und seinesgleichen peinigte, er selbst und Herr seiner selbst zu bleiben. Was ihm auch widerfahren mochte, und was zu tun und zu erleiden er gezwungen war: er konzentrierte sich mit schier selbstmörderischer Ausschließlichkeit auf seine Kunst. Ob seine Hände den Schaufelstiel umklammerten bei sinnlosen Erdarbeiten, ob er in Dunst und Stank ekler Massenunterkünfte lag, ob er mit wankenden Knien und keuchender Brust im Regen und Kälte über kotige Flächen gehetzt wurde oder tagelang sich selbst überlassen blieb, vielmehr den Aushauchungen geistiger Verwesung, dem Ansteckenden des stumpfen Brütens der andern, die dem Wahnsinn entgegensiechten, hungernd und hoffnungslos: er gestaltete in seinem Innern ein Bild. Er entwarf im Geist die Skizze, zunächst in großen Zügen, dann die Einzelheiten. Er stellte sich das Scharren des Stiftes auf der weißen Fläche vor; er tilgte, er besserte. Er versetzte sich vor die unberührte, aufgespannte Leinwand; er fühlte auf der linken Hand die Palette, auf die er — immer im Geiste, während sein Leib vielleicht bei schneidendem Wind in der Reihe der Essenholer stand — die Farbtuben ausdrückte; er schuf um sich sein Atelier, das Fenster mit dem eingleitenden Nordlicht; er malte.

So ging es Monate hindurch. Denn nicht, daß er in der rasenden Hast der Imagination und unter Drang und Druck seiner äußeren Not das Bild einer durchfieberten Stunde fertigphantasiert hätte: er zwang vielmehr seinen Willen, ihn jeden Pinselstrich, den Auftrag jeden Farbflecks erleben zu lassen und seinem Gedächtnis einzuprägen, so daß er, nach Stunden von solcherlei imaginärem Sichbemühen, ausgehöhlt war, als habe er wirklich gemalt und nicht nach dem Befehlsgebrüll seiner Fronvögte Arbeiten verrichtet, ihm wesensfremd und bestimmt, ihn zu zerstören. Niemand ahnte etwas von seinem Tun; denn für seine Schicksalsgenossen und seine Henker galten seine „Abwesenheiten“ als ein Zeichen fortschreitenden geistigen Verfalls, während er in Wahrheit einen geistigen Triumph errang und erlebte, der ihn, je weiter sein Bild der Vollendung entgegengedieh, mit desto leuchtenderer Gewißheit erfüllte, daß es ihm bestimmt, daß er ausersehen sei durchzuhalten, zu überwinden: so sehr lieb das nicht existierende, einzig im Geist geschaffene Bild ihm Kraft. Hatte er früher, in einem andern Dasein,

je an seiner Bestimmung gezweifelt: jetzt war er ihrer sicher; jetzt war er des Glaubens, daß auch die geballte Grausamkeit des Weltgesamts nicht imstande sein werde, sie und ihn auszulöschen, ihn zu hindern, daß er lebe und sein Bild male.

Er kam davon. Doch jetzt geschah etwas Seltsames. Denn als er daranging, befreit, erholt, gekräftigt, nun wirklich in seinem Atelier, an dem Fenster mit dem eingleitenden Nordlicht, in der geheilten Linke die Palette mit den aufgedrückten Farben — als er daranging, das Bild zu malen, mit dem er so lange gelebt hatte und dem er sein Leben verdankte, gewahrte er, daß er es nicht malen konnte, weil er es schon gemalt hatte...

Obwohl er seines Könnens sicherer war denn je, obwohl er in wochenlangem Bemühen immer neue Anläufe unternahm, gedieh, was er auf die Leinwand brachte, lediglich zu einer Art matter Replik. Doch er verzweifelte nicht; er stellte mit einem Lächeln, das seine Lippen dünn spannte, sein Versagen in diesem einen Falle fest und machte sich an ein neues Werk, dessen Gedanke in ihm aufgestiegen war, während er sich vergeblich bemüht hatte. Gleichsam als eine Huldigung an ein Ich, das, indem er alles zusammenraffte und zusammenzwang, was an Willen zur Selbstbehauptung und zur Leistung in ihm gewesen war, nahezu alles Persönliche eingeüßt hatte, schuf er ein Selbstbildnis.

Freunde und Kenner bewunderten es; es sprach sie daraus, im Blick des Dargestellten zumal, etwas Befremdendes an, das sie an Greco denken ließ. Möge dem sein wie ihm wolle: auch dieses Bild, gleich jenem imaginären, im Geiste und nie gemalten, zeugt von „verborgenen Wundern in des Menschen Brust.“

MARKTTAG

Komm, wir wollen
um ein Rind
feilschen.

Komm, wir wollen
zur Klarinette
stampfen.

Macht zwischen Zelten
einen Saal aus einer Fuhre
starker Fässer!

Laßt uns mit Sofia ein —
Sofias Brüste sind hart
wie Trommeln!

Komm, wir wollen
aus triefenden Schüsseln
schöpfen.

Komm, wir wollen
um das Horn des Monds
kämpfen.

Heinz Piontek

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Gertrud Kolmar

Es ist ein literaturgeschichtliches Verdienst, das nachgelassene „Lyrische Werk“ der 1894 in Berlin geborenen, seit 1943 in einem Konzentrationslager verschollenen Dichterin *Gertrud Kolmar* vorzulegen: „*Das lyrische Werk*“. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. (Heidelberg-Darmstadt 1955, Verlag Lambert Schneider. 352. S. DM 16,50). Es erweist die Notwendigkeit eines Aufgabenkreises, den die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ erfüllt. Anderen Ortes wäre es geschäftlich kaum tragbar gewesen, ein Buch mit Gedichten in dem hier notwendigen Umfang herauszubringen; vor allem, ihm das Gewicht zu verleihen, das ebenso wesentlich wie die Erscheinung als solche ist. Unsere Erwartung selbständiger Meinungsbildung des aufnahmebereiten Publikums unterschätzt nicht den Wert eines authentischen Akzents, den hier die Akademie und ihr Präsident Hermann Kasack gab.

Das dem Werk beigegebene Nachwort von *Jacob Picard* nennt aus der Zeit vor dem letzten Kriege Elisabeth Langgässer als einzige literarische Persönlichkeit, die das Werk Gertrud Kolmars erkannte und vorstellte. Wir können hinzufügen, daß das Erscheinen des Bändchens „Preußische Wappen“ der Fürsprache von Ina Seidel zu danken war. Sie wagte im Dritten Reich, seine Veröffentlichung zu empfehlen. Auch Horst Lange wäre zu nennen gewesen, der zur gleichen Zeit in zwei Veröffentlichungen Gedichte von Gertrud Kolmar herausstellte. Wir wissen, daß diese Veröffentlichungen, abgesehen von der 1938 im Verlag Erwin Loewe von Erich Lichtenstein besorgten Ausgabe des Gedichtbandes „Die Frau und die Tiere“, einer Anzahl heute im literarischen Umkreis tätigen Persönlichkeiten bekannt wurde. Dennoch blieb Gertrud Kolmar in den Jahren der Suche nach neuer und auch nach verschollener Dichtung seit Kriegsende bis 1955, dem Termin der Akademieerscheinung ungefragt. Auch der von Hermann Kasack 1947 im Suhrkamp-Verlag herausgebrachte Gedichtzyklus „Welten“, sowie vereinzelt veröffentlichte Gedichte in Zeitschriften (Akzente) und Zeitungen (Frankfurter Rundschau z. B.) zündeten nicht beim Publikum und bei Verlagen. Beweis genug für unsere Einschätzung selbständiger Meinungsbildung und für den Wert einer unabhängigen Akademie.

Aus dem Nachwort von *Jacob Picard* wollen wir unterstreichen: „Bewundernswert . . . , daß nicht ein einziges Gedicht irgendein aktuelles Ereignis jener furchtbaren Tage“ (des Dritten Reiches) „reporterhaft direkt zum Vorwurfe hat.“ Dem möchte ich hinzufügen, daß Gertrud Kolmar, die mich 1938 letztmalig besuchte, jede Stellungnahme zu diesen Ereignissen geradezu ablehnte. Meinem Vorschlag, eine Emigration noch zu versuchen, entgegnete sie, daß sie in Deutschland geboren sei und dort bleiben wolle. Das Thema ihrer eigenen Situation gab es für sie einfach nicht, es mochte

einem erscheinen, als wäre sie nicht gewillt, dem überhaupt Beachtung zu schenken, es interessierte sie nur ihre Arbeit. In dieser aber lebte sie, wie es Picard zutreffend aus ihren metaphorischen Symbolen erklärt, „als seien ihre Väter märkische Bauern oder Fischer gewesen“, Menschen, die — komme, was kommen mag — sich von ihrer Scholle nicht trennen. Das schwere Schicksal der Zwangsverschleppung, das ihr Leben auslöschte, konnte sich wie in der Mehrzahl ähnlicher Fälle nur vollenden, da sie im deutschen Lande verwurzelt war.

In ihrer Dichtung kann man ihre jüdische Abstammung lediglich als eine Zutat empfinden, die den Raum ihrer Bilder vergrößern half. Orientalische Farbigkeit und auch Weisheit leuchten sie an. Es käme uns aber vor, Abwege Nadlerscher Literaturbetrachtung einzuschlagen, wenn wir ihr Fühlen ihrer Sprache unterstellen wollten: „Du hörst, was spricht. Vernimmst du auch, was fühlt?“, heißt es in ihrem Gedicht „Die Dichterin“.

Man könnte ähnliche Feststellungen bei ihren bis heute unerwähnt gebliebenen, allerdings in der Potenz sie nicht erreichenden Zeit- und Glaubensgenossen, bei Arno Nadel und etwa auch Abraham Nathan Stenzel treffen. Oder wollen wir wieder einmal, etwa bei anderen Deutschen, nach slawischen Ursprüngen forschen? Wir benötigen in Deutschland auch im Geistigen keinen Platz mehr für Kolonien — oder für Ghettos.

Der Versuch des Nachwortes, für die *Dichtung* Gertrud Kolmars, das „Lyrische Werk“ Vorbilder zu suchen, Vergleiche mit Rilke oder der aus ganz anderer Wesensart getriebenen Else Lasker-Schüler anzustellen, ist wohlgemeint. Es ist jedoch Ansichtssache, ob man der eingangs von uns schon infrage gestellten selbständigen Meinungsbildung eine goldene Brücke bauen soll. Das mitreißend fließende Element dieser Dichterin ist nicht so zu überqueren. Das ist ganz original, im erregenden Sog von Herbheit und Weichheit eine in ihrer Art einmalige Persönlichkeit deutend. Ihr Werk ist in sich geschlossen, auch in seinen Ausdrucksbereichen, und ist so klar in der Formulierung, daß trotz aller Sinnbilder das Wort „Metapher heutiger Prägung“ nicht anwendbar scheint:

„Ich ziehe meine Einsamkeit um mich,
Sie ist so wie ein wärmendes Gewand.
An mir geworden ohne Kniff und Stich,
Wenn auch der Ärmel fällt tief über meine Hand.“

Was dem heutigen Menschen spürbarer als den Menschen zu ihrer Zeit geworden ist: Einsamkeit ist das Motiv ihrer Dichtung. Doch sie erscheint nicht verzagend, sondern fast unsentimental hingenommen. Einsamkeit aus Unberechenbarkeit der Welt und der Menschen, Einsamkeit gegenüber den daraus entstehenden Grausamkeiten ist auch das Problem der Gedichte, die der jüdischen Geschichte gelten. Machtlosigkeit der Unterdrückten, der Wehrlosen zeichnet Gertrud Kolmar in vielen Vergleichen mit der kreatürlichen Welt. Auch in ihnen prangert sie gemeine Herzlosigkeit an. So sind ihre Gedichte revolutionär im wägenden Bereich ihrer Menschlichkeit.

Die Spuren viehischer antisemitischer Methoden des Nazireiches, die ständige Bedrohung des Lebens, der erzwungene Arbeitsdienst als Sklavin

in einer Munitionsfabrik sind in ihrem letzten Gedichtzyklus „Welten“ erkennbar. Das zeichnet sich äußerlich darin schon ab, daß sie entgegen allen früheren Gedichten auch des bei ihr so lebensfrohen Elementes, des Reimes entsagt. Diese neu entstandenen freien Rhythmen sind aber auch sonst stiller geworden, nicht weniger glänzig, doch abgeklärter. Sie sind wie ein Resumé, das sie zieht, sie faßt noch einmal die großen Erlebnisträger ihrer Welt zusammen und sagt uns in ihrem Gedicht „Einhorn“ den Schluß:

„Ihr Gruß:

Demut

Und der stille Glanz tiefer, wartender Augen

Und ein Hauchen, leise quellendes Murmeln des Mundes. —

Brunnen in Nacht.“

Hier offenbart sich die Größe der Dichterin, die einer inneren Stimme demütig folgte, irdischem Leid nicht zu entfliehen.

Der diesem Phänomen verfallene Leser verlangte nun der Entwicklung zu dieser Größe nachzuspüren. Er verlangte Daten und eine Kennzeichnung der Reihenfolge der Entstehung ihrer Gedichte. Hier hat uns der Herausgeber einen Kalender vorenthalten. Ist nun die Einordnung der Gedichte seine Komposition? Sie entspricht nicht der Zusammenstellung der noch von Gertrud Kolmar selber besorgten Ausgabe „Die Frau und die Tiere.“ Ihr dort im Zyklus „Weibliches Bildnis“ im „Ersten Raum“ enthaltenes Gedicht „Sünderin“ erscheint nun im „Zweiten Raum“. Aus dem damaligen „Zweiten Raum“ gelangt ihr Gedicht „Die Mutter“ in den „Ersten Raum“; das Gedicht „Eine Andere“ erscheint unbenannt als „Eine Mutter“ im Zyklus „Kind“; „Die Müde“ wurde in den „Vierten Raum“, den es in ihrer Ausgabe nicht gab, verlegt. Wir billigen diese Umbesetzungen, sinngemäß sind sie durchaus vertretbar und dienen einer vorbildlichen Ordnung der Gedichte. Doch ihr Zustandekommen, inwieweit es vielleicht ihren eigenen späteren Verfügungen entspricht, wäre zu wissen aufschlußreich. Dieses zumal bei einer Dichterin, der mit Berechtigung klassischer Rang erteilt wurde.

V. O. Stomps

Rilke

Der Saarbrücker Literaturhistoriker L. F. Angelloz hatte schon im Jahr 1936 die erste Gesamtdarstellung Rilkes gegeben und hatte dabei schon damals sich von der Idee leiten lassen, die geistige Entwicklung zu untersuchen, die „aus den fast unbedeutenden Anfängen Rilkes in schwindelerregendem Aufstieg zu den Duineser Elegien geführt“ habe. Er deutete als erster Rilkes Werk als das eines existentialistischen, freilich nicht nur existentialistisch zu verstehenden, Dichters und unterschied seinerzeit drei Perioden in Rilkes Entwicklung: die Periode des „Pilgers zu Gott“ (1898-1902), des „Sän-

gers der Dinge“ (1902-1910), und des „Herolds des Wirklichen“ (1911-1926). Trotz des ungeheuren Anwachsens der Rilkeliteratur und der inzwischen erfolgten Erhellung insbesondere einzelner Phasen in Rilkes Leben hat Angelloz in dem erweiterten Buch, das er nach dem Krieg vorgelegt hat, nichts ernstlich revidieren müssen: „Rainer Maria Rilke, Leben und Werk“ (München, Nymphenburger Verlagshandlung, Kart. DM 13,50. Ln. DM 15,80). Wichtig wurde ihm inzwischen außerdem nur der „Rilke vor Rilke“, d. h. der Rilke vor 1898. Seit etwa 1952 war eine Rilkeliteratur entstanden, die oft mit Hilfe der Tiefenpsychologie, wie Angelloz sagt, das Rilke-

bild zu trüben versucht habe, aus Rilke nur noch ein morbides Wesen, einen Neurotiker und Kranken zu machen bemüht gewesen sei. Angeloz polemisiert nicht grundsätzlich gegen die Psychoanalyse, deren Methoden er gelegentlich selbst auf Rilke anwendet, nur gegen vorgefaßte Absichten, die Tiefenpsychologie zum „Entlarven“ zu benützen, wie sie etwa in Demetz' „Rilkes Prager Jahre“ oder in Simenauers „Rilke, Legende und Mythos“ oder Kraemers „Der sensitive Mensch, Versuch einer Darstellung am Bilde des Dichters R. M. Rilke“ zu spüren sei; Angeloz zitiert dagegen Rilkes Wort an Lou Andreas Salomé, in dem er für sich in Anspruch nimmt, er sei „nicht darauf angewiesen, mit Hilfe der Psychoanalyse Unbewältigtes in sich aufzulösen, sondern ganz eigentlich dazu da, es in Erfundenem und Gefühltem verwandelt aufzubrauchen“. Angeloz' sehr flüssig zu lesende Darstellung ist bei aller Liebe zu seinem Gegenstand erfreulich sachlich und nüchtern. Da er die gesamte Rilkeliteratur kennt, sorgfältig wägt und ungemein gerecht ist, hat er in sein Buch alle gültigen Aussagen, die über Rilke zu machen sind und vor strenger Kritik Stand halten, gleichsam in der dichtesten abgekürzten Form gerettet. Er war sich dabei bewußt, daß sein Buch noch nicht das endgültige Rilkebuch sein kann, weil die kritische Gesamtausgabe von Werken und Briefwechsel Rilkes, die jetzt durch Ernst Zinn und Rilkes Tochter Ruth besorgt wird und zu erscheinen beginnt, erst künftige Forscher mit dem gesamten Material bekannt machen kann. „Sämtliche Werke“ Bd. I (Wiesbaden 1956, Insel. 879 S. DM 30,—).

Angeloz hat jenes durchgängige Leitmotiv bei Rilke „Wolle die Wandlung!“ rein gesichtet, er hat noch deutlicher herausgearbeitet, wie der Dichter seine neuromantischen, ja naturalistischen Anfänge, die ihn sogar mehrfach als Dramatiker sich betätigen ließen, durchbrach, wie es ihm immer reiner gelang, das Sein der Dinge, das Irdische und Hiesige, auszusagen und zu preisen. Und schließlich finden wir auch Erhellendes darüber, wie das starke religiöse Pathos Rilkes dann allerdings auch die Korrektur überkommener christlicher Vorstellungen vollzieht, als Rilkes Selbstgewißheit so zugenommen hat, daß er sich als beauftragten Künder einer Botschaft weiß.

Genau an diesem Punkt setzt Romano

Guardini bei aller hohen Meinung, die er von Rilkes Werk hat, mit seiner Kritik ein „Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der Duineser Elegien“ (Hochlandbücherei des Kösel-Verlags München. DM 13,80). Guardini hatte sich anfänglich an dem Umstand entzündet, daß Rilke christliche Begriffe und Symbole verwendete. Es war ihm dann aber zur Gewißheit geworden, daß Rilke das teilweise fast wie ein religiöser Kunstgewerbler tat, der diese Symbole zunächst fast ohne Nachdenken übernimmt, sie aber dann immer bedeutungsbeladener, jedoch offenbar nun nicht mehr im christlichen Sinn handhabt. In sorgfältigster Einzeluntersuchung der 10 Duineser Elegien — manchmal fast jedes einzelne Wort auf die Goldwaage legend — kommt Guardini zu dem Befund: Geht man davon aus, daß das Christentum sich mit der Vorstellung des extramundanen Gottes identifiziert, so sprengen die Elegien das christliche Weltbild durchweg. Durch Psychologisierung wird christlichen Symbolen (etwa dem des Engels) ihr eingeborener Bedeutungsgehalt geraubt und verfälscht. Mit religionsstifterischem Pathos wird ein eher vorchristliches Weltbild vorgetragen. Es gibt bei Rilke keinen Gegensatz von Immanenz und Transzendenz. Es gibt viel Narzismus, den Narzismus des Platonischen Worts eben „im Liebenden ist der Gott, nicht im Geliebten“.

Die Kraft und die Tapferkeit, deren es bedarf, im „Ungeborgenen“ zu leben, sich zu verbrennen, widerlegt die ahnungslose Deklaration Rilkes als eines femininen Dichters. Aber er konnte rührend dankbar sein — und es ehrte ihn das nicht minder — wenn ihn jemand an ein bißchen Wärme, Herzlichkeit, Geborgenheit, ja vielleicht Erhöhtheit des eigenen Lebens teilnehmen ließ. Das zeigt sein „Briefwechsel“ mit Katharina Kippenberg (Wiesbaden 1954, Insel. 725 S. DM 24,—). Zärtlichkeit ist die große Selbsttröstung der Einsamen und Ausgesetzten. Die Gräfin Luise Schwerin auf Schloß Siegelhausen bei Marburg, wo Hessens Landschaft am weichsten und erhabensten zugleich, voll ländlicher Herzlichkeit und vom Vergangenen her ausgestrahlter Würde ist, war eine von denen, die ihm einmal ein Asyl bereiteten. Ingeborg Schmack hat in ihrer gleichsam mit dem Silberstift gezeichneten Studie „R. M. Rilkes Erinnerungen an Marburg“ (Marburg, N.

G. Elwert Verlag. Mit Federzeichnungen von F. Justi. DM 2,40) dies Erlebnis des Jahrs 1905 nachgezeichnet und die Briefe miteingebaut, die zu Töchtern und Nichten der frühverstorbenen Gräfin fast bis zu Rilkes eigenem Tod im Jahr 1926 noch zeitweise von Rilke hergeflattert sind. Kurt Roschmann

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“

Als Viktor von Weizsäcker, der nachmals berühmt gewordene Schöpfer einer Anthropologie der Medizin, aus dem Ersten Weltkrieg zu seiner Heidelberger Dozententätigkeit zurückkehrte, erfüllte ihn, wie er in seinem Erinnerungsbuch „Begegnungen und Entscheidungen“ später festgehalten hat, die große Hoffnung, daß als Frucht des Krieges nun endlich die Welt anfangen würde, christlich zu werden, indem sie das Christentum, durch welches die Natur des Menschen bisher nur gespalten worden war, zu verwirklichen begänne, und zwar auf allen Gebieten, auch in der Wissenschaft. Für den ärztlichen Forscher, den Neurologen und Internisten, verlangte dieser Glaube zuerst die Untersuchung, warum denn bei dem rapide wachsenden Berg von Einzelwahrheiten, den die modernen Naturwissenschaften fast triebhaft aufhäuften, die Wahrheit immer unauffindbarer geworden sei. Und so galt es zum Anfang zurückzukehren und darüber nachzudenken, „was Natur im Ganzen eigentlich sei“, ja überhaupt erst ein Gefühl der Verantwortung zu entwickeln für unsere geltende Natur- und Weltanschauung. Die Frucht dieser Neubesinnung war eine Vorlesung über die Grundfragen der Naturphilosophie, die Weizsäcker 1919/20 an der Heidelberger Universität gehalten hat. Unter dem Titel „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ ist dieser Rechenschaftsbericht, den ein Mann der Wissenschaft über deren bisherigen Gang und ihre Ziele vor der Natur und ihrem Schöpfer ablegte, erst jetzt und damit allzu spät im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht (Göttingen) erschienen. Mit der ihn immer auszeichnenden Radikalität des Fragens kehrt Weizsäcker dabei entschlossen zur Urwurzel aller Naturphilosophie zurück, zum biblischen Schöpfungsbericht, als Gott sprach: „es werde Licht“, denn hiermit fängt sich — wie Hamann sagt, „die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an“. Die Natur ist also durch

das Wort, die Sprache, den Geist erschaffen, sie stammt aus dem Geist und zeigt ihn in ihrer ganzen Großartigkeit, wenn sie auch selbst nicht Geist ist. Von der Antike bis heute aber beruhen Weltbild, Größe und Konsequenz der abendländischen Naturwissenschaft darauf, daß sie den Schöpfergott negiert, seine Natur entgeistigt, vom Zufall regiert sein läßt, die Welt immer weiter fortschreitend, entdinglicht, entsinnlicht und in Abstraktionen verflüchtigt. Selbst die Biologie kann, ihres Namens spottend, immer weniger sagen, was das Leben sei, je tiefer sie mit chemischen und physikalischen Modellvorstellungen in die lebendige Substanz eindringt. Der geschaffene Gestaltenreichtum der natürlichen Welt hat sich unter dem Zugriff der Wissenschaft in bloße Funktionen aufgelöst, ohne daß wir je erfahren können, wie aus diesen Funktionen die sichtbare, lebendige Gestalt wird. Ob wir die Natur entgotten wie im wissenschaftlichen Materialismus oder mit dem Pantheismus vergotten, jedesmal wird Gott als Schöpfer und wird die geistige Herkunft der Natur geleugnet.

Indem Weizsäcker so das Wesen und die Ergebnisse neuzeitlicher Naturwissenschaft am Schöpfungsbericht der Bibel mißt, hat er nur beschrieben, was ebenfalls Hamann voraussah, daß nämlich „alle Farben der schönsten Welt verbleichen, sobald ihr jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erstickt“. Vielleicht ist der Gang der Wissenschaft nur ein riesenhafter Umweg der Menschheit gewesen, um die Wahrheit des Schöpfungsberichtes auf einer höheren Stufe begreifen zu können, damit der Mensch jetzt nicht mehr bloß glauben muß, sondern wirklich erfahren kann, daß allein Gott von der Welt sagen darf, ob sie gut oder schlecht, zweckmäßig oder unzweckmäßig eingerichtet sei. Denn die Naturerkenntnisse des Menschen werden immer nur Aussagen des forschenden menschlichen Intellekts über seine Art, die Natur zu sehen, nicht über die Natur selbst, enthalten. Da heute gerade in der exaktesten Wissenschaft, der Physik, sich diese Einsicht Bahn bricht, mit der ein neues Kapitel zwischen Gott und dem Menschen anhebt, wird aus Weizsäcker's genialem frühem Wurf der bisher unbekannte Baustein einer neuen Frömmigkeit, die durch das Feuer der Erkenntnis gegangen ist.

Joachim Bodamer

Die Chronik der Familie Pasquier

Der deutsche Büchermarkt wird nach wie vor umfangreich aus Übersetzungen französischer Belletristik gespeist. Aber die Quantität entspricht nicht immer der Qualität. Es wird reichlich systemlos übersetzt; und während die deutschen Verlage um manchen flachen Unterhaltungsroman mitunter richtige Wettläufe veranstalten, bleibt festzustellen, daß von den bedeutenden Werken Paul Valéry's nur ein geringer Teil, von Charles Péguy fast nichts in guten deutschen Ausgaben vorliegt. Valéry Larbaud wurde gerade jetzt — mit dreißig Jahren Verzögerung entdeckt, und dem Port-Verlag in Stuttgart kommt das große Verdienst zu, eines der Hauptwerke von Georges Duhamel — „*Die Chronik der Familie Pasquier*“ — jetzt endlich in drei stattlichen Bänden vorgelegt zu haben, diese halbautobiographische Trilogie des großen Humanisten und verständnisvollen Freunde der Armen und Schwachen, die im Original zwischen 1933 und 1937 herauskam und zu den repräsentativen Romanwerken unserer Jahrzehnte gehört. „Über die Treppen von Paris“ — „*Götter in Paris*“ — und „*Schatten im Licht Paris*“ (498 S. DM 16,80) sind die etwas verwaschenen Titel der deutschen Ausgabe. (vgl. DR. 2/1953 und 9/1955). Erzählt wird das Schicksal einer kinderreichen Gelehrtenfamilie. Mit einer bezaubernden Mischung aus Herzenswärme und Objektivität erzählt Duhamel. Stark profiliert erscheinen die Porträts der Geschwister: des aufs Geld versessenen Joseph, der musikalischen Cécile, der Schauspielerin Suzanne, des immer vermittelnden Ferdinand und des verträumten Laurent, hinter dem sich der Erzähler selber verbirgt. Die Brüchigkeit des lebensfremden und leichtsinnigen, fortwährend in Luftschlössern und Traumplänen Reichtümer einsammelnden, in der Realität dauernd den letzten Pfennig vergeudenden Vaters und seines fatalen Liebeslebens steht wie ein Koloß von Vitalität neben der zarten, leidenden, tapferen und hingebungsvoll liebenden Mutter — einer der großen Muttergestalten der Weltliteratur. Freude und Glück, Kameradschaft, Trauer, Neid, Mißgunst, Opfermut und Raffgier — wie sie sich im Leben mischen, so sind sie in diesem Buche ineinanderverzahnt. Das Edle im Menschen steht unmittelbar neben dem Ekelhaften . . . und „Barmherzigkeit und Vergebung gibt es einzig

auf den toten Gestirnen, wenn alles Leben seit Millionen von Jahrhunderten erloschen sein wird und selbst die Erinnerung für alle Zeit schlummert.“

Karl Rauch

Neue Dichterinnen

Der Roman von Carola Lepping „*Bela reist am Abend ab*“ (Frankfurt/M. 1956, S. Fischer. 149 S. DM 8,80), von einer Reihe namhafter Poeten und Literaten preisgekrönt, ist eigentlich eine Novelle und nicht etwa des geringen Umfangs wegen, sondern wegen der dramatischen Knappheit der Handlung, die um eine einzige Person kreist, um die junge Bela, aus deren Leben wir mit wachsender Erschütterung einen einzigen Tag mitmachen, den ihr Schicksal entscheidenden, an dem sie sich aus der Enge eines muffigen Daseins befreit, ohne uns freilich die Zuversicht zu schenken, daß diese Befreiung auch Glück bedeutet. Carola Lepping aus Wuppertal beweist mit diesem Erstlingswerk die Kraft zu knapper und einprägsamer Darstellung namentlich auch seelischer Vorgänge und verfügt über eine eigentümliche, mitreißende Sprache, die es versteht, aus dem Alltag zu schöpfen und ihn zum Sinnbild zu erheben.

Aus dem Englischen macht uns die Übertragung von W. v. Einsiedel mit dem Roman „*Entzauberung*“ von Nadine Gordimer, einer jüngst zu Ansehen gelangten südafrikanischen Dichterin bekannt (ebenda. 504 S. DM 19,80). Der Leser wird in eine Welt geführt, die ihm trotz Meldungen und Aufsätzen in der Presse recht fern geblieben ist. Was wissen wir viel von dem autoritären Regime, das in Südafrika auch mit Ungerechtigkeit und Gewalt die Herrschaft der weißen Minderzahl über die verachtete schwarze Masse aufrecht zu halten bemüht ist? Die Verfasserin hat ein menschliches Herz. Sie befreit ihre Romanheldin auf dem Weg über die Liebe von den Vorurteilen ihres Hauses und läßt sie die tiefe Erkenntnis all dessen erleben, was in ihrem Dasein und in ihrer Umwelt Lüge gewesen ist. Sie wird schauernd hineingerissen auch in den blutigen Konflikt zwischen Weiß und Schwarz, und wenn sie nicht die Kraft hat, durch Taten zu wirken, so doch die des Leidens, des Mitleidens in einem oft erschütternden Maß. Nadine Gordimer ist eine Seelenkennnerin und -kundlerin, die uns durch kluge Beobach-

tungen und Formulierungen so zu gewinnen weiß, daß wir ihren Roman auch in Partien lesen, die zu breit und zu beredt geraten sind. Auch dieser Roman folgt der gegenwärtigen Mode, die erotische Einzelheiten mit fast naturwissenschaftlicher Genauigkeit schildert. Manchmal ist diese Gewissenhaftigkeit übertrieben, wenn sogar der Griff nach dem Cunnus nicht verschwiegen wird.

Paul Weiglin

Entzaubernd und verzaubernd

Wie sich auf 140 Seiten ein junger nachkriegsdeutscher Nihilist durch die Liebe zu Hedwig zum strammen Kirchgänger wandelt — das kann nur *Heinrich Böll* nachweisen. Sein überaus gepflegter, fast keimfreier Stil scheint jetzt in den Dienst des Deutschen Wunders getreten zu sein, denn dem vorzüglichen Satiriker kann man diese hausbackene Erzählung „*Das Brot der frühen Jahre*“ (Köln-Berlin 1955, Kiepenheuer und Witsch. 140 S. DM 9,50) eigentlich nicht abnehmen. Hier stimmt fast nichts mehr, und die Flüchtigkeit, mit der Böll den Text in wenigen Wochen auf der grünen Insel Irland hingehauen hat, darf man ihm nicht verzeihen. Die Gepflegtheit, Artigkeit und müde dahinfließende Suada dieses begabten Erzählers verbreitet Langeweile. Sie wirkt nicht einmal „aufbauend“, weil sie allzu flüchtig erdacht und hingeschrieben wurde.

Dankbarer ist man dann schon einem neuen Autor aus Hamburg, *Henning Meeke*, der im Godesberger Voggenreiter-Verlag seinen ersten Roman „*den ich küssen werde . . .*“ (344 S. DM 12,80) vorlegt. Kühn greift er sich einige Schicksale aus der Zone und der Bundesrepublik heraus und stellt sie unter die teils lächerlichen, teils unbarmherzigen Gesetze der Teilung Deutschlands. Ein bitteres Buch, das sprachlich weitaus weniger gepflegt ist als Bölls letzte Erzählung, aber den heißen Atem der Zeit besitzt und trotz mancher Mängel überzeugt. Ein Lektor, der mit mehr Liebe den Text betreut hätte, würde sicher dem Autor geholfen haben, den Roman auszufeilen. Trotzdem: Hier sieht man dem deutschen Elend ins Auge und verzichtet auf billiges Aufbaupathos, das vielleicht einem Werbetexter auf hochdotiertem Posten ansteht, doch keinem noch jungen deutschen Autor dieser Tage.

Ebenfalls ein Erstling ist *Melitta Maschmanns* Eheroman „*das Wort hieß Liebe*“ (Heilbronn 1955, Eugen Salzer Verlag. 267 S. DM 9,80). Ein Mann kommt nach Hause und findet ein Negerbaby bei seiner Frau vor. Es kommt zum Krach, weil er glaubt, sein Weib habe ihn mit einem schwarzen Besatzungssoldaten betrogen. Aber der Ehefrau geht es um edlere Gefühle: sie will ihren Mann zum Menschenfreund erziehen und aus seinem Rassenwahn erlösen, deshalb sagt sie ihm erst am Schluß (des Romans), daß sie ein fremdes Kind zu sich genommen habe. Von der Autorin ist das anständig gedacht, aber ein Roman, den man weiterempfehlen könnte, ist nicht daraus geworden.

Bleibt noch „*Die Insel Matupi*“ (München 1955, List Verlag. 235 S. DM 10,80) von *Martin Beheim-Schwarzbach*: die Geschichte einer behüteten Kindheit, das schöne und wesentliche Buch von der phantastischen Trauminsel Matupi, die in der Südsee gehaut wird und doch nur die Sinne eines Knaben anregt. Eines der besten Bücher über Kindheitserlebnisse, sprachlich anmutig und genau und mit einem wehmütigen Herzen verfaßt, ohne sentimental zu werden.

Wolfgang Paul

Zur Analyse der Gegenwart

Das jetzt von *Simone Weil* vorliegende Buch „*Die Einwurzelung*“ (München 1956, Kösel-Verlag. 439 S. DM 15,50) ist ihre umfangreichste Arbeit, auch inhaltlich. Ebenso ausführlich wie die Frage der menschlichen Einwurzelung wird naturgemäß das Phänomen behandelt, das zu dieser Fragestellung geführt hat, und da es ein allgemeinverbreitetes Zeitphänomen ist, Simone Weil sich aber darüber hinaus noch speziell mit den 1943 aktuellen Problemen der französischen Widerstandsbewegung, mit der französischen Erneuerung, auseinandersetzt, ist das Buch in zweifacher Hinsicht instruktiv, als Analyse einer nationalen und einer übernationalen Entwicklung. Außerdem vermittelt es ein umfassendes Bild von der Autorin selbst, da auch die Grundgedanken aus ihren früheren Schriften, insbesondere aus „*Schwerkraft und Gnade*“, wieder zum Ausdruck kommen. — Im ersten Teil des Buches legt Simone Weil dar, was sie für die Bedürfnisse der menschlichen Seele hält, also die Voraussetzungen,

die ihrer Meinung nach erfüllt werden müssen, wenn sich der Mensch organisch ins Leben eingegliedert fühlen soll. Ausgehend von dem Gedanken, daß der Mensch eine ewige Bestimmung habe, sieht sie die Erfüllung dieser Bedürfnisse nicht unter dem Aspekt des Rechts sondern der Pflicht; hierbei muß man ihr allerdings entgegenhalten, daß die Verpflichtung für andere, für den andern schlechthin, verschiedenen Ursprungs sein kann, sie läßt sich auch dort finden, wo ein Glaube an eine ewige Bestimmung des Menschen nicht besteht (eins der krassen Beispiele: Bei Bertrand Russell). Im zweiten Teil, in den Kapiteln „Die Entwurzelung der Arbeiterschaft“, „Die Entwurzelung des Bauernstandes“, „Entwurzelung und Nation“, schildert Simone Weil das Vakuum, das durch die Vernachlässigung der seelischen Bedürfnisse auf Grund nicht bewältigter, falsch geleiteter und historisch verhängnisvoller Entwicklungsvorgänge entstanden ist. Diese Kapitel sind besonders aufschlußreich. Simone Weil unterzieht nicht nur die Zielsetzung der Technik und Mechanisierung, des Bildungs- und Unterrichtswesens, die Gründe der Landflucht, die Wertung der verschiedenen Berufe, die Geschichte und die Politik Frankreichs, wie die Politik der modernen Staaten im allgemeinen einer eingehenden Revision, sondern letztlich unser ganzes, fast ausschließlich von nächstliegenden Zwecken bestimmtes Leben. Obwohl Simone Weil an vielen Stellen sich ausdrücklich vom marxistischen Sozialismus distanziert und der geistige Hintergrund ihrer Ausführungen ein völlig anderer ist, haben diese, vor allem wo sie den Produktionsprozeß der Industrie beleuchtet, mit den Gedankengängen heutiger Sozialisten (wie etwa denen von Fritz Sternberg) auch viele Berührungspunkte, ist doch das, was sie die „Spiritualisierung der Arbeit“ nennt, ein im wachsenden Maße drängendes Problem der Sozialkritik überhaupt. Enthält der zweite Teil des Buches schon zu den Einzelthemen konstruktive Ideen, so befaßt sich der dritte Teil, „Die Entwurzelung“, mit dem gesamten Fragenkomplex und seinen Lösungen vornehmlich im Hinblick auf die Aufgabe, die Simone Weil der französischen Widerstandsbewegung gestellt sah — Frankreichs echte Größe im Bewußtsein der Bevölkerung wieder zum Leben zu erwecken, den seit Jahrhun-

derten in Mißkredit geratenen Staat zum Vaterland werden zu lassen — und im Hinblick auf die Aufgabe der Religion, des christlichen Denkens, das die Basis aller ihrer Erwägungen und Entscheidungen ist.

Die unter dem Titel „*Zwischen Christentum und Ideologie*“ zusammengefaßten Essays von Gert Kalow (Heidelberg 1956, Wolfgang Rothe Verlag, 128 S. DM 7,80) stellen vier Schriftstellerpersönlichkeiten heraus, die zur Klärung der geistigen Situation der Gegenwart und zur Besinnung auf die Werte der christlichen Religion herangezogen werden. In der Einleitung umreißt der Autor, was er für die heutige Situation verantwortlich macht, einerseits den Charakter der Ideologien — die, „zum System totaler Welterklärung ausgeweitet“, Gut und Böse entmischen, d. h. „von der utopischen Annahme möglicher menschlicher Vollkommenheit“ ausgingen, was zur Folge habe, daß im kollektiven Kampf gegen Andersdenkende das Böse beim Gegner lokalisiert werde — andererseits das Versagen des Christentums. Die Erklärung für dieses Versagen — Nichtbeachtung der in dem Satz: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ beschlossenen Aussparung des irdischen Raums — in Verbindung mit der Forderung, die Botschaft Jesu, daß Gott die Wahrheit und die Liebe sei, in jeder irdischen Situation zu leben, befriedigt insofern nicht ganz, als sich jede in der irdischen Situation zu lebende Forderung mit den Machtverhältnissen im irdischen Raum auseinandersetzen muß, und befriedigt um so weniger, als der Autor auf das Beispiel von Simone Weil hinweist, deren Werk nicht nur als „Wiedergeburt christlicher Mystik“ angesehen werden kann, da es in mehr als einer Hinsicht über eine Gesinnungsänderung auch auf eine Machtveränderung abzielt. Gert Kalows Aufsatz über Simone Weil (Deutsche Rundschau, Januar-Heft 1956) ist bekannt. Neben ihr, vom Autor als protestantische Parallelerscheinung bezeichnet, steht der englisch-amerikanische Lyriker W. H. Auden, in seinen Anfängen Marxist, heute außerhalb der Tagespolitik, voll schöpferischer Unruhe über die „Schuldverflochtenheit aller rationalen Systeme und Ideologien“. Als Empörer gegen die bürgerliche Moral, aufs leidenschaftlichste von der komplexen Wirklichkeit des Menschen ergriffen, erscheint Lautréamont, dessen schwer

zugängliche Dichtung eine überzeugende Deutung erfährt. Schließlich wird das Lebenswerk von Robert Musil skizziert, den in Beziehung zum Christentum zu setzen, trotz der Hinweise auf seine Andeutungen einer religiösen Tendenz zwar etwas gewagt scheint, dessen Zeitkritik aber für eine Konfrontation mit der Gegenwart nicht nur unentbehrlich ist, sondern hier auch klar zur Darstellung kommt. *Hildegard Abemm*

Des Geistes Freiheit

Charles Morgan, der englische Schriftsteller, ist in Deutschland vor allem als Verfasser von Romanen bekannt geworden, die verhältnismäßig rasch eine große Lesergemeinde gefunden haben. In England sollen die regelmäßig in „Times Literary Supplement“ erscheinenden Essays eine weitaus stärkere Wirkung haben als die Romane. Wer die Essays kennt und die Engländer kennt, wird dies verstehen. Nun liegt aber auch für die deutschen Leser ein Band von Morgans Essays vor: „Von der Freiheit des Geistes“ (Stuttgart 1956, Deutsche Verlagsanstalt. 226 S. DM 14,80). Das Buch verdient, um das vorweg zu sagen, stärkste Aufmerksamkeit, denn es sieht mit einer erfreulichen geistigen Frische und einer seltenen geistigen Leidenschaft die Gefahren, die dem Leben des Menschen in dieser Gegenwart drohen. Morgan zeigt in eingehenden Darlegungen, wie die Würde und Gestalt des Menschen, das Menschsein selber, wie es uns aus der abendländischen Überlieferung vertraut ist, unabdingbar verbunden ist mit der Freiheit des Geistes und der Freiheit der Seele. Die Bedrohungen dieser Freiheit sind, wie der Verfasser aufzeigt, in dieser Gegenwart vielfältig, und sie treten oft in mannigfachen, nur schwer erkennbaren Verkleidungen auf. Es gilt also für den Menschen, wach zu bleiben gegen alle Formen des Totalitarismus, gleichgültig, ob sie offen von rechts oder links kommen oder aber verhüllt aus der demokratischen Mitte. Obwohl Charles Morgan nicht als wissenschaftlicher Spezialist spricht, bringt er, um seinen Standpunkt zu umschreiben und zu fixieren, eine Fülle sehr substantieller Tatsachen sowohl aus dem Bereiche der Geschichte wie aus der Gegenwart selbst. Besondere Beachtung verdient der im Zentrum des Buches stehende Essay: „Die Freiheit zur Selbst-

Erneuerung“, in dem sich Morgan mit der Romantik auseinandersetzt und mit der Philosophie von Jacques Maritain.

Es ist nicht ganz leicht, dem deutschen Leser einen zureichenden Begriff von diesem Buche, eines, ich möchte sagen, höchst englischen Buches, zu geben. Wichtig scheint mir indessen die bereits erwähnte entschlossene geistige Leidenschaft, mit der Morgan an die Probleme herangeht und andererseits die durchaus weltmännische Art, mit der er sie behandelt. Man spürt auf jeder Seite, daß hier nicht ein Denker und Stubengelehrter, sondern ein gebildeter Weltmann sich um die Erhellung und Deutung der brennenden Probleme dieser Gegenwart bemüht. Den Menschen zu erkennen und zu deuten, die Zeit zu sehen, wie sie vor dem Horizont der Jahrhunderte steht, das ist sein höchstes Anliegen. Daß das Buch in einer besonders gepflegten, aber durchaus lebendigen zupackenden Prosa geschrieben ist, darf nicht übersehen werden, dabei muß ausdrücklich erwähnt werden, daß die deutsche Übertragung, für die Gerd van Bebber und Ernst Sander verantwortlich zeichnen, Eigentümlichkeiten des Originals in guten deutschen Wendungen wiedergibt. So gewährt die Lektüre des Buches einen hohen geistigen Genuß, sie zwingt uns aber auch, wach zu bleiben in der bedrohlichen geistigen Situation, in die der Mensch im 20. Jahrhundert geraten ist.

Otto Heuschele

Sehr Chinesisches

Im 17. Jahrhundert, zum Ausgang der Ming-Dynastie, machte sich in China ein armer Literat daran, die unzähligen Geistergeschichten zu sammeln und sorgsam aufzupinseln, in denen sich der alte chinesische universalistische Volksglaube darbietet. Meister Pu starb in Armut und hinterließ einen gewaltigen Berg unveröffentlichter Manuskripte. Erst lange nach seinem Tode erschienen die „Seltsamen Geschichten aus dem Liao Tschai“ (so nannte er seine Hütte), von zahllosen Kommentaren ihrer Anspielungen auf berühmte Zeitgenossen wegen recht geschätzt. Mit ihrer Phantastik, ihrem realistischen Humor und vollends ihrer einleuchtenden Moral gehören sie seitdem zu den meistgelesenen Büchern der chinesischen Volksliteratur neben den auch in Deutschland bekannten „Räubern vom Liang schan Moor“ und den „Drei Reichen“.

Die vorliegende Auswahl aus den mehr als vierhundert Geschichten besorgten E. P. Schrock und Liu Guan-ying, *Pu Sung-ling: „Gaukler, Füchse und Dämonen“* (Basel 1955, Benno Schwabe & Co. 232 S. DM 14,80). Das ausführliche Vorwort gibt Aufschluß über die literarischen Hintergründe wie über die Rolle der Fuchsgeister, die bis heute noch eine Menge hysterischer Erscheinungen in China herbeiführen. Die bündige Übertragung gibt auf sehr lebendige Art dem ja gerade für die chinesische Literatur seit langem besonders empfänglichen deutschen Leser die Möglichkeit, dem fast skurrilen Animismus dieses bei aller Phantasie so nüchternen Volkes nahezu kommen, was umso anregender ist, als hier bei höchst drastischer, Gespenstik doch recht menschliche Nutzenanwendungen zu gewinnen sind.

Auf dem Rezensentisch liegen nach Jahrzehnten wieder die wohlbekannten Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge, *„Die chinesische Flöte“* (Wiesbaden 1955, Insel Verlag. 84 S. DM 2,—). Wer sie aufschlägt und liest, sucht und erliegt dem immer ferner werdenden Zauber vergangener Zeit im fernsten Land des Ostens. Aus zweieinhalb Jahrtausenden hat Bethge chinesische Lyrik ausgewählt und nachgedichtet. Die frühen Arbeiten französischer und englischer Gelehrter wie auch die Nachdichtungen der Zeit standen ihm zur Verfügung. Als die „Chinesische Flöte“ zuerst erschien, geriet Bethge in den Streit zwischen den wortschöpferischen Dichtern klabundschen Feuers, die kein Chinesisch konnten, und den fanatischen Sinologen, die darüber ihr Deutsch vernachlässigten. Unbekümmert wanderte das kleine gelbe Bändchen jedoch in viele tausend Bücherstuben. Wenn Tu Fu und Li Tai Po im deutschen Lesepublikum heute so bekannt sind, ist dies in einem beträchtlichen Ausmaß Bethge's undogmatischer Bemühung zu danken. Der bilderfüllten Wortkunst dieser beiden Poeten ist der Hauptteil des Büchleins gewidmet. Ein nicht zu gelehrtes Nachwort gibt eine gefällige Einführung in die Geschichte der chinesischen Lyrik.

Daß die Transkription der chinesischen Namen nicht unbedingt den internationalen Bräuchen entspricht, dürfte für eine gewiß kommende spätere Auflage zu berücksichtigen sein.

Arnold Landwehr

Aufgefrishtes Mittelalter

Als vor neunhundert Jahren der japanische Oberstaatsrat Minamoto no Takakuni in den Ruhestand versetzt wurde, verbrachte er seinen Lebensabend damit, Anekdoten, Fabeln, Märchen und Novellen zu sammeln und aufzuzeichnen. So entstand das Konjaku Monogatari, ein ebenso umfangreiches, wie uneinheitlich wirkendes Sammelwerk, dem Generationen japanischer Schriftsteller Anregungen zu berühmt gewordenen Arbeiten verdanken. Auch zwei Filme, die das Ansehen der japanischen Filmkunst in Deutschland neu begründet haben, lassen sich auf das Konjaku Monogatari zurückführen: „Rashomon“ und „Das Höllentor“. Das Drehbuch zu „Rashomon“ geht jedoch nicht von der alten Erzählung aus, wie sie der pensionierte Oberstaatsrat vor neunhundert Jahren niederschrieb, sondern von der Neufassung, die ihr ein japanischer Dichter des 20. Jahrhunderts gab. Ryunosuke Akutagawa, Mitbegründer einer Literaturzeitung mit dem Namen „Neues geistiges Leben“ hat eine größere Zahl von Erzählungen aus dem Konjaku Monogatari völlig neu bearbeitet. Während er Ort und Zeit unverändert ließ, psychologisierte er die Personen nach dem Vorbild westlicher Autoren des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Der Effekt, den er durch eine solche Behandlung der alten Stoffe erzielt hat, ist von auffallender Eigenart. Wenn man sich vorstellt, daß ein Mann mit einer Blendlaterne mitten in der Nacht durch eine spätmittelalterliche Gemäldegalerie streift und ein jäher Lichtschein — immer nur für Sekunden — hier auf einen knieenden Ritter fällt, dort auf die Gestalt einer verschleierte Frau, und dann wieder auf enge Straßen mit altertümlichen Häusern, auf Männern mit Knüppeln und Hellebarden, so daß die toten Bilder ein gespenstisches Leben erhalten, dann gewinnt man am ehesten einen Eindruck von der flackernden, hektischen Atmosphäre der Novellen Ryunosuke Akutagawas. Es ist dem Tübinger Verlag Fritz Schlichtenmayer dafür zu danken, daß er drei dem Konjaku Monogatari nachgestaltete Novellen von Ryunosuke Akutagawa unter dem Titel „Rashomon“ (116 S. DM 7,80) in wissenschaftlich einwandfreier Übersetzung herausgebracht hat.

Andreas Donath

Lob des Bettes

Die von *Hans Ohl* (Pseudonym für Kurt Kusenberg) herausgegebene „klinophile Anthologie mit vielen Bett-Geschichten und schönen Bett-Gedichten“ ist eine ebenso amüsante wie belehrende Gabe. Ohl hat aus gründlichem Studium Äußerungen von Männern und Frauen aus aller Welt und allen Zeiten zum Lobe des Bettes zusammengetragen und die Frage gestellt, warum man dem Erfinder des Bettes nicht schon längst ein Denkmal errichtet hat. Das Büchlein ergibt im Ganzen ein Stück wichtiger Kulturgeschichte, gewürzt mit Witz, Komik, Nachdenklichkeit und Erotik. Im Bett werden wir geboren, und in normalen Zeiten stirbt man im Bett. Was dazwischen liegt, wird sich niemals vom Bett lösen lassen mit all seinen Möglichkeiten der Ruhe und der Lust. Entzückend wiederum die 26 Vignetten von Raymond Peynet, in denen wir sein berühmtes Liebespaar wiederfinden. — Eine Anmerkung: warum hat der so gründliche Bearbeiter des reizvollen Themas einen Autor vergessen, der Unsterbliches zu dieser Frage gesagt hat nämlich Peladan, den August Strindberg so hoch schätzte und der in hymnischen Worten das quadratische Bett verherrlicht hat? Der Titel des Buches lautet „Lob des Bettes“ (Hamburg, Rowohlt. 184 S. DM 8,50).

R. P.

Die blaue Blume

Es gibt Bücher, die man sich auf den Nachttisch legt und dann auch liest. *Hermann Kesten* hat ihre kleine Zahl um eine besonders wohlgeratene Anthologie vermehrt: „Die blaue Blume. Die schönsten romantischen Erzählungen der Weltliteratur“ (Köln und Berlin 1955, Kiepenheuer & Witsch. 807 S. DM 19,80). Vierzig Geschichten aus elf Ländern des Okzidents — und was für Geschichten! Da ist Mérimées „Matteo Falcone“, den man auf der Schule französisch las, hier Alfred de Musset, den man dort natürlich nicht kennen lernte. Da ist eine Reihe so gut wie unbekannter Engländer, „Spiegel“, das Kätzchen“ vertritt die Schweizer im bunten Reigen, Almquist Schweden und Grillparzer Österreich. Warum aber fehlt Stifter, warum entbehren wir Turgenjew oder Tschchow? Warum schließlich ist keine der wunderbaren ostjüdischen Geschichten aufgenommen, warum, warum? — Hermann Kesten, der dem Ganzen ein liebenswertes Bekenntnis zu unseren mehr oder

weniger romantischen Zeitläuften mitgeben hat, wird über diese ungeduldigen Fragen lächeln, zeigen sie doch wie seine Auswahl den in uns schlummernden Bazillus der Romantik virulent gemacht hat, wie der Appetit beim Lesen kommt und gottlob unersättlich wächst. *b. p.*

Signatur des Echten

„In den Gestalten der Dichter werden wir uns eher wiedererkennen als in dem Personalausweis, den uns der Staat verordnet.“ Mit diesem Satz aus seinem Essay „Verändern die Dichter die Welt?“ rechtfertigt der heute 34jährige *Heinz-Winfried Sabais* seine neuen Gedichte aufs treffendste „*Looping über dem Abendland*“ (Darmstadt, Georg Büchner-Verlag. 45 S. DM 3,80). Der schmale Band enthält den lyrischen Ertrag eines halben Jahrzehnts: 18 Gedichte. Ein Lob auf solche Bescheidenheit. Wenn doch alle Lyriker so unerbittlich filtrieren und nur das wirklich Gelungene der Öffentlichkeit gesammelt vorlegen würden!

In diesen Versen wird sich besonders die im Jahrzehnt von 1920 bis 1930 geborene Generation wiedererkennen. „Generation“ heißt denn auch eines der stärksten Gedichte dieses Bandes. Hier (endlich!) hat ein Dichter das Leid und die Ängste, die Verzweiflungen, Ausweglosigkeiten und Verdrängungen, die Qualen, Betäubungen und kleinen Hoffnungen seiner Generation ins Wort gesetzt und damit zugleich die verwirrende Landschaft unserer Existenz vor dem Hintergrund des Seins gezeichnet. Nicht im sattsam bekannten Nachkriegsstil der Jahre 45 und 46. Die Distance ist vorhanden. Und dennoch: die Faszination geht nicht nur vom Formalen aus.

„Manchmal in einem Anfall von Leichtsinn oder wiedergewonnener Torheit vergessen wir jene zwei, die für den Dritten verwesen. Aber sonst bleibt Optimismus eine Alterserscheinung, zu früh für uns, zu kindisch. Die weißen Quadrate neuer Basare, Nickel und Chrom, sind nur Verführung der Netzhaut, Fortschritt ist Zeitungsmakulatur, die Herzkammern sind verbleit, und der Staub schon verwerteter Trümmer liegt uns noch lang auf den Lidern.“

Sabais gehört nicht zu denen, die sich „mit Lust an der technischen Etüde der Sprache“ begnügen. Dichten heißt für ihn immer noch: Inhalte geben, gestalten! Vielleicht wird ihm deshalb von manchem seiner gleichaltrigen Kollegen Ablehnung zuteil. Auch das würde zur Tragik dieser Generation gehören und der Frage des Dichters Sabais ihr Gewicht verleihen: „Alles vorüber?“

Sabais verabscheut die Flucht aus der Zeit. Was er schreibt, hat geschichtlichen Bezug. Und das ist die Signatur des Echten an diesen Versen (die sprachliche Qualität versteht sich daraus, denn Echtes manifestiert sich nur in gültiger Form). So klingt denn auch noch im zarten Genre des Liebesgedichtes der historische Stundenschlag an, etwa im „Chanson d'Amour“, wo er das Zusammensein mit der Geliebten unvergleichlich so umschreibt:

Wir winzige Mulde Gefühl
gehöhlt in den Stein der Geschichte!“

Mit diesem Gedichtband tritt der Lyriker Sabais ein in den Bereich des Gültigen. Was in seinen früheren Sammlungen („Und über allem sei Liebe“, „Mein Acker ist die Zeit“) gut gemeint war, ist hier gekonnt, was dort injizierte

Idee war, strömt hier aus der Existenz der Dinge.

Die besten Stücke des Bändchens weisen einen durchaus originalen Bilderreichtum auf. „Ein paar optimistische Strophen / auf das Kupfer der Wälder getrommelt“, dichtet der Flieger Sabais im Titelgedicht. Der Geliebten gesteht er: „Einen Orient von Worten / wollte ich deinen Augen erfinden“, und der Schneefall wird ihm zur „Leisen Statistik unserer Verglebarkeit“.

„Kein Bild ist Betrug“, möchte man mit Georg Britting sagen, wenn man Sabais neue Gedichte aus der Hand legt.
Helmut Lamprecht

Ein französischer Nachbar

Henry-Jean Duteil ist den Lesern der DR kein Unbekannter. Sein ausgezeichnetes Buch „Le Voisin Allemand“, das aus genauer Kenntnis der deutschen Dinge und mit einem starken Schuß guten Willens geschrieben ist, wurde mit großer Sympathie begrüßt. Jetzt ist ein neues Buch von ihm erschienen „Gens de Rencontre“ (Paris, Éditions André Bonne. 234 S.). In diesem Buch wird die Begegnung mit Menschen der verschiedensten Völker auf ausgedehnten Reisen durch die Welt festgehalten. Vom Schwarzen Meer führt sein Weg über Zürich nach Berlin. Von dort nach Ungarn, England, Portugal, Finnland, USA. Man könnte als Untertitel setzen: Von Leuten, die ich lieb gewann, und anderen, die mir weniger gefielen. Duteil, dieser Weltreisende und Journalist aus Leidenschaft, verfügt über einen blendenden Stil und eine Fähigkeit, Menschen und Landschaft mit sicherem Blick im Wesen zu erfassen und glänzend über sie zu plaudern. Schon mit 18 Jahren begann Henry-Jean Duteil, der 1907 in Paris geboren ist, seine Reisen. Er war als Korrespondent der großen französischen Zeitung „La Croix“ bis zur Machtergreifung Hitlers in Berlin tätig. Der „Figaro“, „L'Ordre“, „Le Matin“ schickten ihn auf Reisen durch ganz Europa. Auch andere Blätter bemühten sich um seine Mitarbeit, wie „L'Ami du Peuple“, „L'Exelsior“, „Monde nouveau“, „Le Correspondant“. Bei Kriegsausbruch wurde er eingezogen, und nach seiner Demobilisierung im Jahre 1940 ging er nach USA, wo er eine französische Rundfunkstation einrichtete und als Organ des freien Frankreich die „Revue de la pensée française“ herausgab.

Die vielseitige Karte für den interessierten Wanderer und Autofahrer

DEUTSCHE HEIMATKARTE

OBERBAYERN

Blatt 1: Starnberger See — Ammersee
Blatt 2: Wetterstein — Karwendel
Blatt 3: Tegernsee — Rosenheim
Blatt 4: Chiemsee — Berchtesgaden

Diese Karte zeichnet sich durch Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit aus. Sie ist eine Fundgrube wissenswerter Besonderheiten, die in verschiedenem Farbdruck auf dem übersichtlichen Kartenbild zu finden sind: in roter Schrift die Kunstdenkmäler, in violett das Geschichtliche, in braun die Geologie, in blau die Wasserkunde, in grün die Botanik.

Die gleichen Gebiete werden durch den ausführlichen, prägnanten, von Fachleuten ausgearbeiteten Text behandelt, der alles für den Reisenden Interessante erläutert, womit für die Planung von Reisen eine Fülle von Anregungen gegeben wird.

Jede Karte 83 × 72 cm groß in 7 farbigem Druck mit haltbarem Schutzumschlag, DM 3,80.

VERLAG HANS CARL · NURNBERG

In jeder Zeile spürt man den hochbegabten Schriftsteller, der ein guter Franzose und zu gleicher Zeit ein welt-offener Mensch ist und über einen großen inneren Reichtum verfügt. Außer zur Politik hat er eine lebendige Beziehung auch zu der Literatur. Es ist, schon rein stilistisch, ein Genuß, ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. In seinen Reiseaufzeichnungen ist vieles, das den Tag überdauert.

R. P.

Richard Strauß — Josef Gregor

Im Rahmen der, zweifellos noch nicht abgeschlossenen, Publikationen der Korrespondenzen von Richard Strauß läßt Roland Tenschert nunmehr im Auftrage der Wiener Philharmoniker den Briefwechsel mit Josef Gregor erscheinen. „Richard Strauß und Joseph Gregor, Briefwechsel“ (Salzburg 1955. 324 S. 17 Abb. DM 13,20). Gregor, der frühere Leiter der Theatersammlung der Wiener Nationalbibliothek, der bedeutende Theater- und Opernhistoriker, Dramatiker, sowie Autor meisterlicher Werke zur Kulturgeschichte der Antike und des Barock, ist der Textdichter von Strauß, und zwar von dessen „Friedenstag“, von der „Daphne“ und der „Liebe der Danae“, die erst 1952, drei Jahre nach Strauß' Tode uraufgeführt wurde. Der auf den Tag über fünfzehn Jahre reichende Briefwechsel darf ebenso aus stofflichen Gründen wie im Hinblick auf die beiden Korrespondenten höchstes Interesse fordern. Erinnern wir daran, daß Gregor auch der Verfasser einer Straußbiographie ist. Die Korrespondenz beginnt im Juni 1934, zu der Zeit, als Stefan Zweig in der Vorahnung seines dunklen Geschickes Gregor bat, sein Nachfolger zu werden und von nun an für Strauß zu schreiben.

An diesen Briefen fesselt nicht nur das unmittelbar im Zusammenhang mit den drei Textbüchern und darüber hinaus mit weiteren Opernplänen Stehende, sondern auch die Fülle des allgemein Geistigen und des Handwerklichen, welches das langsame Werden eines Opernvorwurfes begleitet. Was gäben wir darum, besäßen wir z. B. solche Zeugnisse aus der Feder Mozarts über seinen Einfluß auf die Libretti Dapontes! Strauß selber (S. 269—278) äußert sich Gregor gegenüber zu diesen Fragen sehr ausführlich und erkenntnisreich — und, bei allem berechtigten Selbstbewußtsein hinsichtlich der eigenen Lebensleistung,

voll nobler Bescheidenheit. Stets bleibt ihm die „letzte und höchste Blüte der Kulturgeschichte die welterlösende Mozartsche Melodie“. Die Einblicke in Strauß' Schaffensweise erfahren durch den neuen Briefband eine kaum zu überschätzende Bereicherung.

Hans Kühner

Schumanns romantisches Drama

Über Schumann ist, sieht man von der Liebes- und Lebensromanze mit Clara Wieck ab, im Gegensatz zu anderen großen Musikern nicht zu viel geschrieben worden. Nun setzt ihm der bekannte französische Schriftsteller und Literaturhistoriker Marcel Brion, wohl auch eingedenk des diesjährigen 100. Todesjahres, in einer Zeit der Anti-Romantik ein neues Denkmal „Robert Schumann“ (Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1955, Eugen-Rentsch-Verlag, 344 S. DM 15,70). Er tut es zunächst aus der großzügigen romanischen Sicht heraus, wonach die Romantik zu allen Zeiten Konstante und Dominante des deutschen Genies gewesen sei. Das mag im deutschen Leser leicht ein etwas mißtrauisches Vorgefühl erwecken. Wo der Autor aber, gestützt auf eine umfassende Kenntnis der Dinge und ausgestattet mit einem bewunderungswürdigen Einfühlungsvermögen, in die eigentliche Materie seiner phänomenologisch deutenden und damit über den Begriff einer Monographie hinausgehenden Darstellung eintritt, in die Zeit und Umgebung Schumanns, mögen wir uns gerne von seinen Gedanken anregen lassen.

Im ganzen betrachtet fällt freilich kein neues Licht auf die Gestalt Schumanns. Das Buch — leider nicht an allen Stellen mit derselben hohen Sprachzucht übersetzt — spricht in seinen biographischen Etappen am eindeutigsten an. Nicht so steht es mit der Klarheit, wo unter dem Mantel vielfältiger literarischer Formen rein künstlerische Exkurse unternommen werden und sich die Tatsache mit der Reflexion, das Sachliche mit dem Impressionistischen mischt. Da verliert sich der ästhetisierende Literat mißsam und trotz seiner musikalischen Intelligenz zu gerne an die spekulierende Phantasie. Im Fluße eines kunstreichen, poetischen Stils mit nebulösen Lyrismen liest sich hier manches wie eine längst verblaßte, undurchsichtige Metapher. Der Musiker mag auch kritische Bedenken dagegen erheben, daß we-

der die Werke eine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung erfahren noch eine Antwort darauf gegeben wird, wie weit Schumann die musikgeschichtliche Situation der Zeit mitbestimmte. Doch dies ist nicht des Verfassers Anliegen, der seine Arbeit nicht dem zünftigen Fachwissenschaftler, sondern dem interessierten, gebildeten Publikum gewidmet hat.

Dafür erfährt dieses manche nicht allgemein bekannte biographische Einzelheit; etwa, daß Schumann zum Dr. jur. promovierte, daß sein Morgen- und Abendgebet „romantische Oper“ hieß und er sich zu Ende seines Lebens viel mit okkulten Dingen beschäftigte (z. B. um Beethoven zu befragen, wie er gewisse Stücke spielen müsse!). Und es erfährt von den Konflikten zwischen den verschieden gearteten Persönlichkeiten des tatkraftigen Florestan und des rasch entmutigten Eusebius im gleichen Menschen Schumann. Das Schlußkapitel, in dem die Person des Dargestellten zu tragischer Größe wächst, ist die wahrhaft erschütternde Bilanz über eine affektive Künstlernatur, die sich im Hunger nach der Unendlichkeit selbst zerreißt. Es ist das Drama der deutschen Romantik überhaupt.

B. Lachner

Der Wahrheit ins Auge schauen

Die erwiesene Zahl von sechs Millionen durch sogenannte „Sonderbehandlung“ und „Umsiedlung“ liquidierten Juden, zweier Drittel aller jüdischen Einwohner Europas, wird heute in Deutschland nicht nur öffentlich angezweifelt, sondern sogar schamlos und ungestraft bestritten und als alliierte Lügenpropaganda von der Hand gewiesen. Wo gelegentlich Ausschreitungen und Pogromome zugestanden werden, will keiner für sie verantwortlich gewesen sein. Der ehemalige SS-General Paul Hauser schreibt als Angehöriger einer Organisation, die in den besetzten Ostgebieten Hunderttausende von jüdischen Männern, Frauen und Kindern durch Massenerschießungen ausrottete, in seinem Buch „Waffen-SS im Einsatz“: „... Es bedarf an dieser Stelle keiner Beweisführung, daß zwischen der Waffen-SS und dem Konzentrationslager-Kommandanturpersonal, den Bewachungseinheiten, der Gestapo und dem Sicherheitsdienst, besonders den Einsatzgruppen und auch den Höheren SS- und Polizeiführern eine scharfe Trennungs-

linie zu ziehen ist . . . Die Waffen-SS muß es als Täuschung empfinden, daß Heinrich Himmler und Pohl das gesamte Personal der Konzentrationslager auch als Waffen-SS bezeichneten. So ketete Himmler die eigentliche Waffen-SS an das Schicksal jener Männer, die für die Vorkommnisse in den Konzentrationslagern verantwortlich sind . . .“

Solche fadenscheiniger, ungeheuerlicher Tatsachenverfälschung tritt jetzt endlich eine Literatur entgegen, die an Hand von deutschen Dokumenten und wissenschaftlich erarbeitetem Material den häufig verlangten Beweis für die historische Schuld der nationalsozialistischen Führungsschicht und ihrer Handlanger erbringt. Neben das bereits erwähnte Buch „Das Dritte Reich und die Juden“ von Léon Poliakov und Josef Wulf (DR 5/56) stellte der J. C. B. Mohr Verlag, Tübingen, ein fast 800 Seiten starkes Werk über das Lager „Theresienstadt 1941-1945“, das sich mit Geschichte, Soziologie und Psychologie der jüdischen Zwangsgemeinschaft während der Jahre 1941-1945 wissenschaftlich exakt beschäftigt. Die Deutsche Rundschau brachte einen Vorabdruck aus diesem Buch (6, 1955). Theresienstadt, ursprünglich als Sammellager für die Juden des einstigen Reichsprotektorats Böhmen und Mähren vorgesehen, galt später als „Musterghetto“, das die Existenz der Gaskammern und Krematorien in den Vernichtungslagern verschleiern sollte. Trotzdem kamen auch dort von den ca. 154 000 Juden, die zeitweilig dem Ghetto Theresienstadt angehörten, 33 951 ums Leben. Weitere 88 200 wurden aus Theresienstadt deportiert und nur 23 000 erlebten den Tag der Befreiung, den 5. Mai 1945.

Mit seinem Werk hat der Verfasser Hans Adler nicht nur den Toten von Theresienstadt ein Denkmal gesetzt. Er hat die Geschichte eines Experimentes der Bosheit geschrieben, die in der Zuverlässigkeit ihrer Darstellung einen wertvollen Beitrag zur historischen Objektivität liefert.

Eric A. Peschler

Das mitteldeutsche Elend

Aus der Flut der Veröffentlichungen über die Sowjetzone, die oft nichts anderes sind als mehr oder weniger gekonnte Gegenpropaganda, sind einige wenige zu nennen, die unsere Aufmerksamkeit verdienen:

Da ist zunächst die Schrift „10 Jahre Sowjetische Besatzungszone Deutschlands“ von Richard Lukas (Mainz / Wiesbaden / Düsseldorf 1955, Deutscher Fachschriften-Verlag. 215 S.), in welcher der Versuch unternommen wird, die Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände in der SBZ seit 1945 in Umrissen darzustellen. Der Versuch ist gelungen, zumal der Verfasser der quellenmäßigen Belegung größten Wert beimaß. Ähnliches ist von der Broschüre Erich Winklers: „Warum 17. Juni?“ zu sagen, in der den Voraussetzungen und Ursachen nachgegangen wird, die zu jenem so vielversprechenden und doch ergebnislos gebliebenen Volksaufstand geführt haben. (Berlin-Grunewald 1954, Verlag für Gewerkschaftspolitik und Sozialwissenschaft GmbH. 100 S.)

Dem Autor des „Mitteldeutschen Tagebuchs 1952—1954“, das unter dem Pseudonym Christian Wulffen im Bechtel Verlag Eßlingen 1955 erschien (120 S. DM 3,80), geht es nicht um die Darstellung von Einzelgeschehnissen; sein Anliegen

ist es, ein Bild des Zonenalltags zu geben, in all seiner grauen Eintönigkeit. Vor diesem Hintergrund vollzieht sich das leidvolle Erleben eines Namenlosen, der für viele steht. Sensationen und aufregende „Enthüllungen“ hat W. nicht zu bieten. Wer sich derartiges von der Lektüre erhofft, sollte lieber eines jener Presseprodukte konsumieren, auf deren Konto all jene abenteuerlichen Vorstellungen von den Verhältnissen „drüben“ kommen, die in den Köpfen vieler Bundesbürger vorherrschen. Gewiß ist der Autor nicht ganz frei von den Einseitigkeiten, die sich aus seiner Standortgebundenheit zwangsweise ergeben; wie könnte es anders sein? Wer zum ohnmächtigen Erdulden verdammt ist, taugt nicht zur sachlichen Analyse. Und doch ist von Haß in diesem beachtlichen Buch kaum etwas zu spüren, wohl aber von einer beklemmenden Grundstimmung unausbleiblicher Resignation. Wulffen weiß: bis zur Endstation Hoffnungslosigkeit sind es nur ein paar Schritte — dahinter kommt nichts mehr. *Karlheinz Reichel*

Hinweise

Natzmer, v. Gert: „Die Kulturen der Vorzeit“ (Berlin, Safari-Verlag. 217 S. DM 15,80). Eine Million Jahre Lebensformen der Menschheit, abgehandelt in der leichtfaßlichen und erfolgreichen Manier der Reihe „Welt des Wissens“. 85 Fotos, 4 Karten.

Rauschnig, Hermann: „Ruf über die Schwelle“ (Tübingen, Katzmann-Verlag. 219 S. DM 12,80). Betrachtungen, die von der Revolution des Nihilismus zur „christlichen Revolution“ führen. Der Gewandelte erfährt, daß das „neue Dasein Seligkeit ist trotz aller Unseligkeit der Welt“.

Lania, Leo: „Welt im Umbruch“ (Frankfurt/Main, Forum-Verlag. 350 S. DM 12,80). Abenteuerliche Biographie eines Russen und Österreicher, Kommunisten und Hitlergegners.

Schraepler, Dr. Ernst: „Quellen zur Geschichte der sozialen Frage in Deutschland 1800—1870“ (Göttingen, Muster Schmidt Verlag. 155 S. DM 11,80). Ein weiterer Beitrag zu der von Prof. Treue edierten Quellensammlung zur Kulturgeschichte, der Beachtung verdient.

Barkins, Evelyn: „Onkel Doktor wird Papa“ (Frankfurt/Main, Forum-Verlag. 222 S. DM 7,80). Diese Ketzereien einer Mutter, die zum Entsetzen ihrer Umwelt

entschlossen ist, sich und ihr Baby nicht wichtig zu nehmen, werden von denen mit Beifall gelesen, die sich von frischgebackenen Eltern nicht gern die Pistole der Bewunderung auf die Brust setzen lassen.

Stone, Irving: „Unsterbliche Frau“ (Zürich, Rascher. 511 S. DM 18,75). Der mit Quellenverzeichnis ausgestattete Roman der klugen Frau John Fremonts, dessen Wagemut den Vereinigten Staaten Californien gewonnen hat.

Thompson, Laurence: „Und singen in der Wildnis“ (Frankfurt/M., Europäische Verlagsanstalt. 246 S. DM 9,80). Das von A. Stuebs übersetzte Buch lehrt nicht nur die sogenannten Primitiven kennen, sondern zeichnet mit nicht minder guter Laune den englischen Kolonialoffizier und die Halbschlächtigen, die zwischen Wildnis und Zivilisation stehen geblieben sind.

Tennien, Mark: „Kein Geheimnis ist sicher“ (Salzburg, Otto Müller Verlag. 266 S. Abb. DM 11,40). Aus diesem Chinabericht eines amerikanischen Paters, der auch in gefährlichsten Lagen Gottvertrauen und Humor bewiesen hat, können wir viel lernen, auch im Hinblick auf unsere mitteldeutschen Landsleute unter sowjetischem Druck.

Dr. Friedrich Heer, geboren 1916 in Wien, ist Professor an der Universität Wien. Von seinen Werken seien erwähnt: „Die Stunde der Christen“, „Aufgang Europas“, „Die Tragödie des Heiligen Reiches“, „Europäische Geistesgeschichte“, „Grundlagen der europäischen Demokratie der Neuzeit“. — **Frederick A. Voigt**, geboren 1892 in London, Studium der germanischen und romanischen Sprachen an der Universität London, von 1920 bis 1928 und von 1930 bis 1933 Korrespondent des „Manchester Guardian“ in Berlin, 1934 bis 1940 Diplomatischer Korrespondent des gleichen Blattes, 1938 bis 1947 Redakteur von „The Nineteenth Century and After“. Seine Werke: „Combed Out“, „Unto Caesar“, „Pax Britannica“, „The Greek Sedition“. — **Dr. Walter Meckauer**, geboren 1889 in Breslau, einige Jahre Leiter der schlesischen Redaktion des Ullstein Verlags, Mitbegründer einer Freien Hochschule für Geisteswissenschaften, Herausgeber der „Neuen Bücherschau“ München. Regisseur an verschiedenen deutschen Theatern. Nach seiner Emigration 1933 an amerikanischen Universitäten Lektor, 1952 Rückkehr nach Deutschland. Werke: „Die Bücher des Kaisers Wutai“, „Venus im Labyrinth“, „Zwei Engel und ein General“, „Der Apfel fällt nicht weit vom Tell“, „Götter führen keine Kriege“, „Mein Vater Oswald“, „Der blonde Mantel“. — **Dr. Werner Fraudent**, geboren 1910, 1938 bis 1945 ordentlicher Professor für Neue Geschichte an den Universitäten Halle und Berlin, seit 1954 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Geschichte Mainz. — **Dr. Ernst Sander**, geboren 1898 in Braunschweig, Studium an den Universitäten Berlin und Rostock, klassische Archäologie und Musikwissenschaft. Werke: „Johannes Schlaf und das naturalistische Drama“, „Trinacria“, „Die späte Wiederkehr“, „Die Lehrjahre des Herzens“, „Innere Schau“, „Das Goldene Kalb“. Im Zweiten Weltkrieg Reserveoffizier, 1942 als Antifaschist degradiert, rehabilitiert, 1944 als „politisch unzuverlässig“ entlassen, nach dem Zusammenbruch folgende Werke: „Damals in Paris“, „Drei Schicksale“, „Die jüdische Mutter“, eine Maupassant-Biographie, „Die Schuld des Jonathan Bredford“, „Dalmatinische Abenteuer“, viele Übersetzungen, lebt in Badenweiler. — **Adolf Georg Bartels**, geboren 1904 in Göttingen, Werke: Gedichte, „Das schöne Göttingen“. — **Ekkehard Eickhoff**, geboren 1927, Studium der Geschichte und Staatswissenschaften in Berlin, 1948 bis 1951 Aufenthalt in USA und im Nahen Osten, 1950 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Milwaukee, seit 1953 im Auswärtigen Amt, seit 1955 Attaché an der Deutschen Botschaft in Kairo, Werke: „Der Falke“, „Seekrieg und Seepolitik zwischen Islam und Abendland“. — **Erika Althaus**, geboren 1933 in Oebisfelde, 1948 bis 1952 Fachschule für Angewandte Kunst in Magdeburg und Hochschule für Bildende Kunst in Berlin-Weißensee, 1953 Übersiedlung in die Bundesrepublik, lebt in Baden-Baden.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Thomas Mann	Der Knabe Henoch — Erzählung
Wilhelm Hausenstein	Zu einer Physiognomik des Barock
Werner Bergengruen	Der Alte. Novelle
Ture Nermann	Mitläufer
Wilhelm Sternfeld	Ungesühnte Verbrechen
Alfred Frisch	Lohnverhältnisse und Lebensniveau in Frankreich
J. G. Wertmiller	Der Richter und das unsittliche Gesetz
Marianne Kesting	Else Lasker-Schülers „Blaues Klavier“
Ilse Valerie Cohnen	Lob der Zypresse

Mitteilungen

Der Ernst Heimeran Verlag bringt die vollständige, seit einem halben Jahrhundert fehlende *Anthologia Graeca* (*Anthologia Palatina*) zweisprachig und textkritisch (erstmalig mit ausführlichem Register!) in vier Bänden heraus. Übersetzt und ediert von H. Beckby. Subskriptionsschluß 15. Juli 1956. — „*Deutsche Dichtung um 1900*“ ist das Thema einer Sonderausstellung, die von Mai bis Oktober im Schiller-Nationalmuseum in Marbach gezeigt wird. Namen wie Friedrich Nietzsche, Gerhart Hauptmann, Wedekind und Dehmel, George, Rilke, Hofmannsthal, Heinrich und Thomas Mann kennzeichnen diese geistige Wende, die heute bereits historisch zu werden beginnt.

Das neue Heft der Jahresschau „Dichten und Trachten“ des Suhrkamp Verlages mit einer Übersicht über die neuen Bücher des Verlages ist erschienen mit Beiträgen von Fritz Martini, Georg Hensel, Christian E. Lewalter, Martin Kessel, Monique Saint-Hélier, Walter Höllerer, Jürgen Eggebrecht, Hermann Hesse, William Goyen, Peter Suhrkamp, Bertolt Brecht, Wilhelm Lehmann, Antonio Machado u. a.

Eine Berichtigung: Ein Schweizer Leser der Deutschen Rundschau teilt uns dankenswerter Weise mit, daß der in der Glosse „Die Hölle von Andersonville“ (Juniheft) als Berner bezeichnete Henry Wirz aus Zürich stammte. — Die Beilagen der Verlage W. Kohlhammer und A. Henn empfehlen wir der freundlichen Beachtung unserer Leser.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbargaci Yokuxu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5.—.

Heiße Eisen...

Die Schriftenreihe zu umstrittenen Problemen der Gegenwart ...
und zugleich die
erste Buchdiskussion der Welt.

Band 1

TH. ELLWEIN

Klerikalismus in der deutschen Politik

2. Auflage, 305 Seiten, engl. broschiert, DM 9,80

Dazu

Kritikspiegel

68 Seiten, DM 3,—

mit dem wesentlichsten pro und contra aus Leserschriften,
Presse und Rundfunk.

Band 2

A. W. UHLIG

Hat die SPD noch eine Chance?

304 Seiten, engl. broschiert, DM 9,80

Diese Schriftenreihe wird mit je einem Band und dem Kritik-
spiegel zu dem vorhergehenden in halbjährlicher Folge fort-
gesetzt.

Band 3

Vorankündigung:

* * *

Der Badenweiler Marsch

Vom Nationalsozialismus zum Nationalbolschewismus.

(Erscheint im Oktober 1956)

ISAR VERLAG MÜNCHEN

New advertisement for international social science Bulletin

INTERNATIONAL SOCIAL SCIENCE BULLETIN

published quarterly by the United Nations
Educational, Scientific and Cultural Organization
19, Avenue Kléber, Paris XVI.

Just issued:
Vol. VIII — N° 1

CULTURAL ASSIMILATION AND TENSIONS IN A COUNTRY OF LARGE-SCALE IMMIGRATION: ISRAEL

Contributors to this issue: J. Ben-David, Alfred Bonné, Arvid Brodersen,
S. N. Eisenstadt, J. Meynaud, P. A. Reynolds, Judith T. Shuval.

With the co-operation of: E. Arnstein, R. Bacchi, Shlemo Itamari,
M. Rosenberg.

Send subscriptions to:
R. Oldenbourg Verlag
Unesco Vertrieb für Deutschland
Rosenheimerstraße 145
München 8

Annual subscription: DM 12,—
Per copy: DM 3,60

FORVM

Osterreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Redaktion: Friedrich Abendroth /
Felix Hubalek / Alexander Lernet-
Holenia / Friedrich Torberg

Nr. 31/32 Juli/August 1956

Wird Trotzky rehabilitiert?

(Mit einem unveröffentlichten Brief
Leo Trotzky's)

Richard Löwenthal
Erstarrter Titoismus

Stephen Spender
Dekadenzler und Barbaren

Hugo von Hofmannsthal
Briefe an Josef Redlich

Ernst Krenek / O. F. Schuh
Über Mozart

Doppelheft DM 1,50
Umfang 60 Seiten

FORVM, Wien VII., Museumstraße 5

Institut für Europäische Politik und Wirtschaft Frankfurt am Main

(Forschungsinstitut der Deutschen Ge-
sellschaft für Auswärtige Politik e.V.)

In Kürze erscheint als Band 13
der Reihe

*Dokumente und Berichte
des Europa-Archivs:*

Das Ende des Stalin-Mythos

Die Ergebnisse des XX. Parteikongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.

*Parteiführung-Parteioorganisation-
Parteideologie*

Von Dr. Boris Meissner

Mit einem Dokumentenanhang und
einem ausführlichen Personen-
register (rund 3 000 Namen) der
führenden Funktionäre d. KPdSU.

Umfang: ca. 136 Seiten

Preis: Kart. ca. DM 16,—

*Zu beziehen über den Buchhandel
oder durch*

EUROPÄISCHER AUSTAUSCHDIENST E.V.
Frankfurt am Main, Myliusstraße 20

HERBSTNEUERSCHEINUNGEN 1956

RUDOLF BORCHARDT

Erzählungen

Band II der Gesammelten Werke

ca. 510 Seiten. Leinen ca. 24,50 DM

Ewiger Vorrat deutscher Poesie

Besorgt von RUDOLF BORCHARDT

ca. 462 Seiten. Leinen

HANS JOACHIM SCHOEPS

Die letzten 30 Jahre

Rückblicke

229 Seiten. Leinen ca. 13,20 DM

HEINRICH HAHNE

In der Pause

Ketzereien eines Studienrats

ca. 152 Seiten. Leinen ca. 8,80 DM

ARTHUR JORES

Der Mensch und seine Krankheit

ca. 168 Seiten. Leinen ca. 12,80 DM

HANS MÜLLER-ECKHARD

Grundlagen der Geschlechtserziehung

ca. 256 Seiten. Leinen ca. 13,80 DM

HANS ZULLIGER

Jugendliche Diebe

ca. 160 Seiten. Leinen ca. 10,40 DM

HEINZ HÄFNER

Schulderleben und Gewissen

Beitrag zu einer personalen Tiefenpsychologie

184 Seiten. Leinen ca. 11,80 DM



ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

Freundliche Bosheiten

Gedichte von Gerhard Schumann
126 Seiten, Leinen, DM 5,80

Die „Satiren und Idyllen“ sind eine Abrechnung mit Zeiterscheinungen, bei der man unwillkürlich an die scharf geschliffene Säbelklinge denkt, an den Hieb des Fechtmeisters, der aus Ellbogen und Handgelenk heraus mit spielender Leichtigkeit doch haargenau und nachdrücklich „hinhaut“. In den letzten Gedichten steckt noch viel mehr als eine solche Abrechnung, da wird das Herz spürbar, das sich nicht mit der Feststellung dessen, was ist, begnügt, sondern brennend nach einem Ausweg aus den Verirrungen der Zeit sucht.

Dr. Paul Wegner

Die große Prüfung

Gedichte von Gerhard Schumann
132 Seiten, Leinen, DM 5,80

„Dokumente einer in unserer Zeit ganz seltenen Wahrhaftigkeit. Ihre Echtheit, ihre Schlichtheit, ihre Klarheit überzeugen unmittelbar.“

Dr. Frank Thieß

Kessler Verlag · Mannheim

Soeben erschienen

Prof. Leopold von Wiese

Das Soziale im Leben und Denken

1956, 80 Seiten, brosch. DM 6,—
Ganzleinen DM 8,—

In dem Begriff „Das Soziale“ sieht der Verfasser etwas Grundlegendes. Seine Definition bringt zum Ausdruck, daß die beziehungsreichen Einwirkungen gemeint sind, die von einem Menschen auf einen anderen ausgehen, zwischen Menschengruppen und dem Einzelnen oder umgekehrt bestehen.

Westdeutscher Verlag · Köln-Opladen

VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF



FRANKFURT a. M. - HÖCHST

Jeder literarisch Interessierte liest das

BÜCHERSCHIFF

DIE DEUTSCHE BÜCHERZEITUNG

Eine unabhängige Literaturzeitung von Weltruf mit literarhistorischen Aufsätzen und Berichten, Autorenporträts mit bibliographischem Nachweis, Verlagsbildern und Buchbesprechungen.

Monatlich eine
Nummer
mit den Beilagen
„Buch und Film“
„Buch und Musik“
große Sonderausgaben
zu Weihnachten, zu
Ostern und zur
Frankfurter Buchmesse.

Vierteljährlich DM 2,— zuzüglich Zustellgebühr

Verlangen Sie Probenummer und Prospekt

VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF



FRANKFURT a. M. - HÖCHST



THOMAS MANN

Der Erwählte

Roman

288 Seiten, Leinen DM 6,80

Einmalige, ungekürzte Sonderausgabe in der Reihe „Die Bücher der Neunzehn“

Dieser legendäre Roman folgt in seiner Handlung dem Versepos „Gregorius“ von Hartmann von Aue. Der Erzähler, ein irischer Mönch in Sankt Gallen, zeichnet die heiter-tröstliche Geschichte des Papstes Gregor zu seiner und seiner Leser Unterhaltung und Erbauung auf.

„Glauben Sie mir: ich mache da viele Späße, aber mit der Idee der Gnade ist es mir herzlich ernst, — seit langem steht mein Denken und Leben in ihrem Zeichen. Ist es denn nicht die reine Gnade, daß ich noch dieses in Gott heitere Büchlein hinbringen konnte?“

Aus einem Brief Thomas Manns

„Ein ganz und gar geglücktes Buch ist es, und wollte jemand urteilen, es sei dieses neue Werk eigentlich Thomas Manns schönstes Buch, so würde ich kaum widersprechen.“

Albrecht Goes

ERIKA MANN

Das letzte Jahr

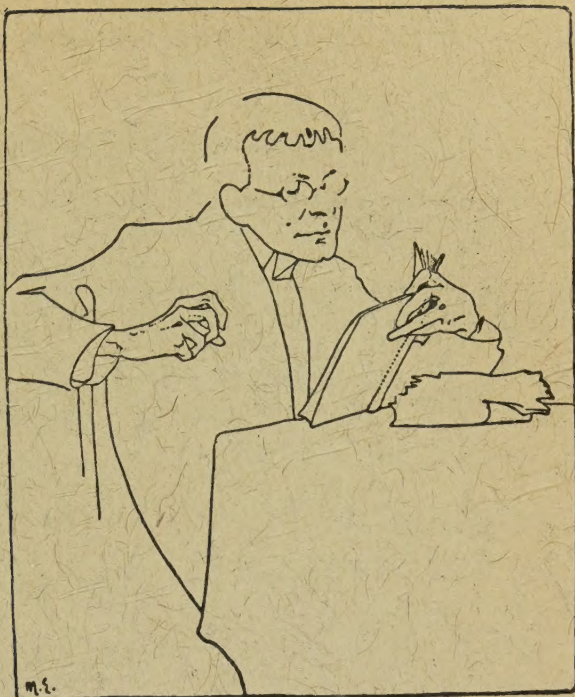
Bericht über meinen Vater

76 Seiten mit 4 Bildtafeln, engl. Broschur DM 4,80

Erika Mann, die Tochter und langjährige Mitarbeiterin Thomas Manns, erzählt in diesem Bericht vom „letzten Jahr“ ihres Vaters, das so reich an stiller Arbeit und öffentlicher Wirksamkeit war und dann durch die tödliche Krankheit ein unerwartetes Ende fand. Der Leser begleitet Thomas Mann auf der Reise, sieht ihn im Familienkreis oder am Schreibtisch, wie er sich in das Werk Tschechows versenkt, an Darstellungen Luthers oder des Erasmus arbeitet oder Schillers Charakterbild ergründet und nachbildet. Der Mensch und Künstler Thomas Mann erstet so auch vor denen, die ihm in seinem Leben nicht persönlich begegnet sind.

S. FISCHER VERLAG

Am 12. Juni 1956 war
der 20. Todestag von
KARL KRAUS



Die bisher vorliegenden
Bände, herausgegeben von
Heinrich Fischer:

Erster Band

Die Dritte Walpurgisnacht

4.-5. Tausend. Gr. 8°. 310 Seiten, 1 Abbildung. Leinen DM 19.80

„... Wenn etwa Heinrich Heine und Bernhard Shaw als Satiriker gelten sollen, dann müßte man einen anderen Namen für Karl Kraus finden. Ist er aber ein Satiriker — und ich glaube, daß er der erste europäische Satiriker seit Swift ist —, dann sind Heine und Shaw nur ernste Witzbolde.“

Erich Heller

Zweiter Band

Die Sprache

Dritte Auflage. Gr. 8°. 448 Seiten. Leinen DM 25.—

„Dieses Buch sollte die Basis aller Bemühungen um die wiederzugewinnende Richtigkeit unseres Sprechens und Schreibens sein. Dann wäre es bald auch um unser Denken und Handeln besser bestellt.“

Karl Korn

Dritter Band

Beim Wort genommen

464 Seiten. Leinen DM 25.—

Dieser Band umfaßt die Bücher „Sprüche und Widersprüche“, „Pro domo et mundo“ und „Nachts“. — „Was nützt vor diesem Buch das Bekenntnis, daß es nach Lichtenbergs Aphorismen, nach Goethes Maximen und Reflexionen, nach den Fragmenten der Frühromantiker eines der erregendsten Gedankenbücher in deutscher Sprache ist?“

Friedrich Podszus

Ein ausführlicher Sonderprospekt steht auf Wunsch zur Verfügung

IM KÖSEL-VERLAG ZU MÜNCHEN

Neuerscheinungen 1956

ARTEMIS-VERLAG, ZÜRICH

Altägyptische Lebensweisheit. Eingeleitet und übertragen von Fr. W. von Bissing. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. Mit 8 Bildtafeln. 192 Seiten, Leinen DM 11,80, Perg. DM 29,—

Augustinus. Vom Gottesstaat, Band II. Eingeleitet und neu übertragen von Wilhelm Thimme. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. 872 Seiten, Leinen DM 22,80, Perg. DM 32,50

Die Reden Gotamo Buddhas (3 Bände). Aus dem Pali-Kanon übertragen von Karl Eugen Neumann. Insgesamt über 3000 Seiten. Einmalige Halblederausgabe ca. DM 185,—

Dürst, Georg. Stufen. Gedichte. Ca. 100 Seiten, ca. DM 9,—

Felber Eugen. Ich bin. Du bist. Er ist... Kleine Prosa. 192 Seiten, Leinen DM 9,40

Mit Goethe durch das Jahr. Kalender für das Jahr 1957. Illustriert. Ca. 110 Seiten, broschiert DM 2,—

Hippokrates. Fünf auserlesene Schriften. Eingeleitet und neu übertragen von Wilhelm Capelle. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. 240 Seiten, Leinen DM 12,80, Perg. DM 29,—

Kallimachos. Dichtungen. Griechisch und deutsch. Neu übersetzt und mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben von Ernst Howald und Emil Staiger. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. 432 Seiten, Leinen DM 19,20, Perg. DM 32,50

Lavater-Sloman, Mary. Herrin der Meere, Elisabeth I. von England. Biographie. Mit 8 Bildtafeln. Ca. 550 Seiten, Leinen ca. DM 22,80

Nigg, Walter. Der christliche Narr. Religiöse Interpretationen von historischen und dichterischen Gestalten. Mit 6 Bildtafeln. Ca. 450 Seiten, Leinen ca. DM 25,—

Plutarch. Große Griechen und Römer, Bd. III. Eingeleitet und neu übertragen von Konrat Ziegler und Walter Wuhrmann. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. 384 Seiten, 3 Abbildungen, Leinen DM 13,80, Perg. DM 29,—

Spitteler, Carl. Gesammelte Werke. Bd. 10/11 (Kommentarband). Ca. 1450 Dünndruckseiten, Leinen ca. DM 40,—, Halbperg. ca. DM 60,—, Halbleder ca. DM 60,—

Sueton. Leben der Cäsaren. Eingeleitet und neu übertragen von André Lambert. Reihe: Bibliothek der Alten Welt. 544 Seiten, Leinen DM 17,80, Perg. DM 32,50

Trachsler, Reinhard. Lichtenbergs Aphorismen. Würdigung eines Einmaligen. Ca. 300 Seiten, Leinen ca. DM 13,50

Vogt, Adolf Max. Grünewald als Meister gegenklassischer Malerei. Darstellung Grünewalds aus neuer Schau. Mit 8 Farbtafeln und 36 schwarz/weiß Tafeln. Ca. 200 Seiten, Leinen ca. DM 38,—

ED. BOTE & G. BOCK BERLIN-WIESBADEN

Musikstadt Berlin zwischen Krieg und Frieden. 13 Essays über das gesamte Musikleben Berlins seit 1945. 244 Seiten, 16 Bilder, Leinen DM 11,50

SUHRKAMP VERLAG, FRANKFURT

Kessel, Martin. Herrn Brechers Fiasko. Roman. 490 Seiten, Leinen DM 17,50

Ball-Hennings, Emmy. Briefe an Hermann Hesse. 442 Seiten, Leinen DM 17,80

BIBLIOTHEK SUHRKAMP SERIE 1956

Goyen, William. Zamour und andere Erzählungen. DM 4,80.

Ball, Hugo. Hermann Hesse, Sein Leben und sein Werk. DM 4,80.

Hughes, Richard. Hurrikan im Karibischen Meer. Eine Seegeschichte. DM 4,80.

Lehmann, Wilhelm. Bewegliche Ordnung. Aufsätze. DM 4,80.

Brechts, Bertolt. Gedichte und Lieder. Auswahl von Peter Suhrkamp. DM 4,80.

Machado, Antonio. Juan de Mairena. Sentenzen, Spässe, Aufzeichnungen und Erinnerungen eines apokryphen Professors. DM 4,80.